Falloux
(Pius V)

Leben

des

Papstes Pius V.

von dem

Grafen von Falloux.

Aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt.

1873.
Regensburg, New-York & Cincinnati.
Papier, Druck und Verlag von Friedrich Pustet.

Inhalt.

			Seite
I.	Kapitel:	Geburt Pius' V. — Seine Erziehung und ferneres Leben bis zu seiner Reise nach Rom	1
II.	„	Ghislieri's Aufenthalt in Rom. Seine Rückkehr nach der Lombardei. — Er wird nach Rom zurück berufen und zum General-Commissär des hl. Offiziums ernannt	14
III.	„	Tod Julius' III. — Wahl Paul's IV. — Ghislieri wird Cardinal. — Tod Paul's IV.	26
IV.	„	Regierungsantritt Pius' IV. — Schluß des Concils von Trient. — Tod Pius' IV.	37
V.	„	Wahl und Regierungsantritt Pius' V.	51
VI.	„	Erste Regierungshandlung Pius' V.	62
VII.	„	Pius V. trägt das Seinige zur Vertheidigung der Insel Malta gegen die Türken bei. — Einnahme von Scio durch letztere und ihr erneuerter Einfall in Ungarn	78
VIII.	„	Thätiges Eingreifen Pius' V. in die Angelegenheiten Frankreichs	100
IX.	„	Pius V. tadelt die Politik Catharina's von Medici und sucht eine Heirath zwischen Don Sebastian von Portugal und Margaretha von Valois zu Stande zu bringen	120
X.	„	Pius V. bringt Ordnung in die Zustände der Grafschaft Avignon und stellt die Ruhe auf Corsika her	133
XI.	„	Vergebliche Bemühung Pius' V. das über Maria Stuart hereinbrechende Unglück zu beschwören . .	141
XII.	„	Pius V. excommunicirt Elisabeth	166
XIII.	„	Pius V. entreißt den Erzbischof von Toledo der spanischen Inquisition und ermahnt Philipp II. zur Milde gegen den Infanten Don Carlos	189

XIV. Kapitel Pius V. setzt Philipp II. von den Absichten der Moriscos in Kenntniß und wacht über die Verbreitung des Christenthums in der neuen Welt 207
XV. „ Pius V. ermahnt Philipp II. vergebens, sich persönlich nach Flandern zu begeben — Seine Bemühungen, die Bekehrung der Ungläubigen zu erleichtern, und Verurtheilung der Irrthümer des Bajus . . . 229
XVI. „ Pius V. sendet zum zweiten Male den Cardinal Commendone als päpstlichen Legaten an den Kaiser Maximilian. . . . .
XVII. „ Pius V. sendet den Cardinal Commendone nach Polen 260
XVIII. „ Pius V. nimmt den hl. Karl Borromäus in Schutz, hebt den Orden der Humiliaten auf und verleiht der Familie Medici die Großherzogswürde von Toscana 276
XIX. „ Das innere Leben Pius' V. — Seine Bemühungen für die Verbesserung des Missale und Breviers, sowie für Hebung der kirchlichen Musik 294
XX. „ Beginn des Krieges mit der Insel Cypern 313
XXI. „ Bildung der Ligue. 326
XXII. „ Schlacht von Lepanto 333
XXIII. „ Tod Pius' V. 348

Erstes Kapitel.

Geburt Pius' V. — Seine Erziehung und ferneres Leben bis zu seiner Reise nach Rom.

Ecce ego lactabo eum et ducam eum in solitudinem, et loquar ad cor ejus.
Osee II, 14.

Und siehe, ich will ihn an mich ziehen und in die Wüste führen, und zu seinem Herzen sprechen.

An einem Tage des Jahres 1568 sah man den Senat von Bologna, von der Bevölkerung der nämlichen Stadt gefolgt, sich in friedlicher Haltung nach dem Thore des heiligen Isaias hinbewegen. Seit mehr denn hundert Jahren war dasselbe vermauert, Geächtete hatten es auf ihrem Wege nach dem Lande der Verbannung durchschritten und eilig hatte man es hinter ihnen geschlossen, um ihnen die Heimkehr zu verwehren. Ein Jahrhundert ist vergangen, und um desselben Namens willen ist das nämliche Volk in Bewegung, nur ist die Ursache dieser Bewegung die ganz entgegengesetzte.

Im Jahre 1445 wurde eine Familie des Landes verwiesen, heute wird die nämliche Familie mit Segenswünschen überhäuft. Die in den Tagen des Zornes zusammengetragenen Steine verschwinden einer nach dem andern unter dem rächenden Hammer und Ausrufe der Liebe ertönen aus Aller Munde. In Schimpf und Schande war das Geschlecht der Ghislieri ausgezogen und es kehrt zurück, sein Name umstrahlt von dem Glanze der höchsten

Majestät, welche die Erde kennt; auf einem in der Verbannung geborenen Kinde hatte das Auge Gottes mit besonderer Vorliebe verweilt, es ist erhoben worden zur Würde des obersten Hohenpriesters auf Erden, und anstatt Verwünschungen und Schmähungen tragen Marmor und Erz nun Worte der Huldigung und Verehrung. An jenem festlichen Tage des Jahres 1568 verordnete der Senat, daß das künftighin allen Söhnen Belogna's geöffnete Thor „Pius-Thor" heißen solle und ließ darauf folgende Inschrift eingraben:

D. O. M.
PORTAM CIVILIS SEDITIONIS CAUSA CENTUM ET AMPLIUS ANNOS OBSTRUCTAM, PIO V PONTIF. MAX. IN SUMMA CIVIUM TRANQUILLITATE JOANNES BAPTISTA DORIA BONON. PRAES. PUBLICO COMMODO ATQUE ORNAMENTO APERIRI, CONSTRUI, PIAMQUE NOMINARI VOLUIT EX S. C. MDLXVIII.

Auf der Außenseite erblickt man die Worte:

PIO V PONT. MAX.
PORTA PIA APERTA ET CONSTRUCTA
JOANN. BAPT. DORIA GUBERN.
MDLXVIII.

Das Kind, welches einst den Namen Pius V. tragen sollte, war von der Vorsehung behandelt worden, wie sie in der Regel denjenigen behandelt, welchen sie zu etwas Großem und Erhabenem bestimmt hat: er wurde geboren und wuchs auf in Unglück und Trübsalen.

Die Familie der Ghislieri zählte zu den ältesten von Bologna. Die Bürgerkriege des fünfzehnten Jahrhunderts beraubten sie ihrer Güter und ein Verbannungs-Edikt vom Jahre 1445 vertrieb sie fast als Bettler vom bolognesischen Boden. Einige Glieder der Familie flüchteten sich nach Rom und nahmen, um sich besser vor Verfolgungen zu sichern, den Namen Consigliari an, unter welchem sie fernerhin in großem Ansehen standen, ohne jedoch das Wappen ihres Hauses zu ändern. Andere, vom Schicksal weniger begünstigt,

zogen sich in die Diöcese Tortona nach Bosco, einem zwei Meilen von Alexandria entfernten Dorfe in die Lombardei zurück. Hier erblickte Pius V. am 17. Februar 1504, am Feste des heiligen Antonius unter dem Pontificate Julius II. und der Regierung des Kaisers Maximilians I. von Oesterreich, das Licht der Welt. Er erhielt den Namen Michael. Sein Vater hieß Paul Ghislieri, seine Mutter, gebürtig aus Bosco, Domenica Augeria. War ihre Lage auch in materieller Hinsicht eine höchst dürftige geworden, so waren sie aber um so reicher an Tugenden und genossen deßhalb die allgemeine Achtung.

Sobald der junge Michael im Stande war, die Sprache der Eltern zu verstehen, wurden ihm heilsame und fromme Lehren in reichlichem Maße zu Theil. Sorgfältig suchten sie die Grundwahrheiten der Religion seinem Herzen einzupflanzen, und die aufsprossenden zarten Keime erstarkten nicht wenig unter dem väterlichen Dache durch das gute Beispiel der Eltern, deren Thun und Handeln mit ihren Worten im strengsten Einklange stand.

Eine solche Erziehung sollte Früchte tragen, welche dem Wunsche der christlichen Eltern entsprachen. Ueber sein Alter sittsam und eingezogen, bekundete Michael eine besondere Verehrung und Andacht zur allerseligsten Jungfrau und zeichnete sich in der Schule durch Talent und Fähigkeiten aus. Sieht man im Kindesalter eine Vorbedeutung für das reifere Alter, so konnte man schon damals seiner Familie und der Kirche heilige Freuden vorhersagen. Von seinem zwölften Jahre an fühlte er sich mächtig hingezogen zu dem Hause des Herrn und schien bereits eine Vorahnung der Gnaden zu haben, die ihm vorbehalten waren. Schon erkannte er die Eitelkeit der Welt, seufzte er nach der Einsamkeit und bat täglich Gott um die Gnade, sich ganz seinem Dienste weihen zu können. Aber kein Kloster gab es in Bosco noch in der Umgegend, und seine Eltern drängten ihn, sich unter ihren Augen einen einträglichen Lebensberuf zu wählen. Doch, wenn

ein Gedanke wirklich von Gott kommt, so verweigert er selten die Gelegenheit zur Ausführung desselben.

Gerade als der junge Michael am meisten bestürmt wurde, sich einen weltlichen Beruf zu wählen, kamen zwei Dominicaner auf einer Reise durch Bosco. Zaghaft näherte sich ihnen der Kleine und redete sie an; sein reifes Urtheil, seine Fragen und Antworten setzten die Mönche in Erstaunen. Sein Beruf, bis dahin selbst dem Auge der zartesten Sorgfalt noch verborgen, sollte in diesem kindlich einfachen Gespräche, ohne daß er sich dessen bewußt war, so klar zu Tage treten, daß die Dominicaner ihn fragten, ob er noch ein Stück Wegs mit ihnen gehen wolle, ihm versprachen ihn mit ihren Studien bekannt zu machen und sogar seine Aufnahme in den Orden zu bewirken, wenn er später für würdig befunden werde. Gerührt, daß man so dem geheimen Verlangen seines jungen Herzens zuvorkam, nahm der Kleine mit Freuden diesen Vorschlag an; alle Gefühle der Natur schienen ohne Schwierigkeit der Stimme Gottes zu weichen. Er eilte zu seinen Eltern und nachdem er ihren Segen erhalten, folgte er den Mönchen leichten und festen Schrittes bis zu dem zur lombardischen Provinz des Ordens gehörenden Kloster Voghere, sieben Stunden von Bosco.

Die Zuneigung der Patres hatte er sich rasch erworben; jeden Morgen diente er bei der hl. Messe und widmete dann den übrigen Tag dem Studium; seinen Lehrern war es eine Freude, ihn zu unterrichten, wie für ihn, ihren Worten zu lauschen. Unter diesen seinen beiden lebhaftesten Neigungen, der Andacht und der Beschäftigung mit den Wissenschaften, so günstigen Umständen, wurde er in wenigen Jahren so fromm und gelehrt, daß der Prior nicht anstand, ihn als einen seiner Obhut direct anvertrauten Schatz zu betrachten und sich aus allen Kräften bemühte, den Plänen der Vorsehung entgegen zu kommen.

Von Voghere kam Michael in's Kloster Vigevane, wo er sein Noviziat begann. Der Erwartung seiner Obern entsprechend,

widmete er sich mit stets wachsendem Eifer den klösterlichen Uebungen, der Sammlung, dem Gebete und der Abtödtung.

Nach beendigtem Noviziate legte er im Jahre 1519 Profeß ab, der Augenblick, in welchem die Mönche nach altem Herkommen ihren Familiennamen mit dem Namen ihres Geburtsortes vertauschen. Auf die Frage des Provincial, wie er heiße, antwortete Ghislieri: „Michael de Bosco.“ — „Der Ort ist gänzlich unbekannt, versetzte der Provinzial; Sie werden künftighin den Namen Bruder Michael Alexandrinus führen;“ — und Michael empfing diesen Namen, ohne darin irgend eine Vorbedeutung künftiger Größe zu erblicken. In dieser feierlichen Selbsthingabe des gefallenen Menschen zeigte der junge Ordensmann, daß alle seine Neigungen, sein ganzes Streben mit der Heiligkeit der übernommenen Verpflichtungen im vollendetsten Einklange standen: Die Patres, welche seine Führer gewesen, fingen an, ihn als ein Vorbild zu betrachten.

Wiewohl das nun beginnende Studium der Philosophie die Kräfte seines Geistes sehr in Anspruch nahm, fiel es ihm doch nie ein, irgend eine fromme Uebung zu unterlassen, stets vereinigte er es mit Gebet, und aus beiden erwuchsen ihm reichliche Früchte. Er pflegte zu sagen, daß das Gebet ein vortreffliches Mittel sei, um Wissenschaft zu erwerben, und versicherte, daß der Geist um so fähiger werde, sich zu bereichern und zur Klarheit zu gelangen, in je innigerer Vereinigung er mit Gott stehe.

Kaum hatte er den Cursus der Philosophie beendigt, als man ihn auch schon für im Stande erachtete, sie zu dociren. Ein Jahr lang wurde ihm diese Aufgabe anvertraut und er am Ende desselben unter dem allgemeinen Beifall der Ordensleute der Provinz zum Professor der Theologie bestimmt. Dies wichtige Amt verwaltete er, ohne daß Stolz oder Ehrgeiz im geringsten seine frühere Frömmigkeit hätten erschlaffen können. Mit vollendeter Schönheit trug er diese heilige Wissenschaft vor, und flocht,

wie ein Biographe sich ausdrückt,*) unter die Dornen der Scholastik die Dornen von Golgatha. Von allen Seiten strömten ihm Schüler in Menge zu, die sich glücklich schätzten, den kaum zwanzigjährigen Lehrer hören zu können.

Nach vollendetem vierundzwanzigsten Lebensjahre schickte man ihn nach Genua, um sich die Priesterweihe ertheilen zu lassen. Die Autorität des Pater Provinzial mußte ihre Rechte geltend machen und die heilige Scheu überwinden, die ihn von diesem glorreichen Amte fern hielt. Nachdem er sich lange in der Zurückgezogenheit darauf vorbereitet, empfing er denn den erhabenen Charakter des Priesters in jener Seelenstimmung, die er unverändert sein ganzes Leben hindurch bewahrt hat. Seine Familie hatte ihn seit der ersten Trennung von ihm nicht wieder gesehen, und diese apostolische Laufbahn, welche der Welt die erhabendsten Beispiele der Strenge bieten sollte, begann auch mit dem Opfer der natürlichsten Interessen des Lebens, mit der Losreißung von den gerechtfertigtsten Neigungen des Herzens.

Mit würdevoller Heiterkeit aus dem Kindesalter in das des jungen Mannes hinübertretend, kannte er nie andere Unruhen und Gewissensbisse, als die Bedenken und Scrupel, welche ihm die Demuth bereitete, und als er sich auf vielfaches Drängen seiner Obern zu der kurzen Reise nach Bosco entschlossen hatte, folgte er mehr dem Bedürfnisse, seiner Familie eine Freude zu bereiten- als seiner eigenen Neigung. Aber diese Freude des Zusammen, seins mit seinen Eltern war durch öffentliche Unglücksfälle getrübt. Seine Heimath wurde von den Truppen Franz's I. auf dem Marsche nach Pavia verheert und verwüstet. Die Kirche, in der seine ersten Gefühle der Liebe zum Himmel erwachten, und in der nun selbst das heilige Meßopfer zu feiern er sich so gefreut hatte,

*) Vie du B. Pape Pie V par Jean — Baptiste Fenillet, du même Ordre des Frères prêcheurs, p. 8

war nur mehr ein Haufen von Ruinen, und er sah sich genöthigt mit den Seinigen nach Sesadia, fern vom heimathlichen Dorfe zu fliehen.

Bald zu seinem Lehrstuhle der Theologie zurückgekehrt, wurde er im Jahre 1543 auf das Provinzial-Kapitel geschickt, welches in Parma gehalten wurde. Er stellte Thesen auf und widerlegte in dreißig Hauptsätzen die lutherische Irrlehre, die sich zu verbreiten begann. Nach dem Titel begierig, der einst dem hl. Basilius zuerkannt worden, ambidexter armatus, wollte er auch sich darin üben, mit beiden Händen für die Vertheidigung der Kirche zu kämpfen, und nach gründlichem Studium der Theologie geschickt und tüchtig in der Controverse werden. Die Zeit, welche ihm seine Obliegenheiten übrig ließen, wurde darum auf die Widerlegung der auftauchenden Irrthümer verwendet.

Täglich las er einige Züge aus dem Leben des hl. Dominicus oder anderer Heiligen des Ordens, um sich so genau als möglich nach diesen vollkommenen Vorbildern zu richten: nie machte er von den den Professoren gestatteten Freiheiten Gebrauch, pünktlich wohnte er den Offizien bei, übte die strengsten Abtödtungen, kehrte oft die Schlafsäle oder unterzog sich den niedrigsten Verrichtungen im Kloster. Seine Erholungen bestanden nur in Worten der Nächstenliebe, jeden Fremdling wie einen Bruder zu bedienen, die Betrübten zu trösten, die Unwissenden zu belehren, die Schwachen zu ermuthigen u. s. w.

Durch eine solche ausdauernde, unermüdliche Tugend stieg sein Ansehen so sehr, daß die Ordensmitglieder darin wetteiferten, ihn zu den Würden der Provinz zu erheben. Die Patres des Klosters Vigevane, die ersten Zeugen seiner Verdienste, erwählten ihn zum Prior ihres Hauses. Dann erbaten sich die Patres von Soncino ihn zu ihrem Vorsteher, und noch war dis zweite Amt nicht zu Ende, als er zum Prior des Klosters Alba ernannt

wurde. Alle diese Würden erhielt er, ohne daß er je in den geringsten Verdacht kam, er habe sich darum beworben, nur gezwungen nahm er sie an und bemühte sich einzig und allein, seine Religiosen auf's genaueste nach den Regeln ihres Standes zu leiten. Täglich wiederholte er ihnen den Grundsatz der hl. Väter: Daß Wissenschaft und Frömmigkeit die beiden Brüste sind, welche die Ordensleute nie verlassen sollen, um aus ihnen die Milch der Andacht zu saugen, ohne welche Geist und Herz ohne jegliche innere Salbung bleiben. — Seine Liebe zur Einsamkeit gab ihm oft die Worte in den Mund: „Der Ordensmann könne gleich dem Fische nicht außerhalb seines Elementes leben." Und dazu machte er die fernere Bemerkung: „Wie das Salz zu seiner früheren Natur des Wassers zurückkehrt, wenn es hineingeworfen wird, so nimmt auch der Ordensmann, als ein evangelisches Salz, welches die Gnade Gottes von der Welt abgesondert hat, die Grundsätze und Fehler derselben wieder an, wenn er ohne Noth in sie zurückgeht."

Allein das Innere des Klosters, wie weit auch seine Grenzen damals gezogen waren, sollte nicht ausschließlich für sich allein seine tiefe Gelehrsamkeit und fromme Beredsamkeit behalten. Durch seine Predigten angezogen, wollten viele seine Beichtkinder werden und manche ließen sich nicht abweisen. Der Gouverneur von Mailand, Marquis du Guast, wählte ihn zu seinem Gewissensrathe und Almosengeber. Das nöthigte jedesmal den Pater Michael zu einer Reise von sieben Stunden, welchen Weg er immer zu Fuße mit seinem Sacke auf der Schulter machte. Nie konnte man ihn überreden, zu reiten oder sich doch einen Mantel zu kaufen, um sich während des langen Marsches vor dem Regen zu schützen. Die Vollkommenheit der evangelischen Liebe, versicherte er, ersetzt nicht nur die überflüssigen, sondern auch viele nothwendige Dinge. Ebenso wenig konnte man ihn zu größerer Vorsorge bewegen, wenn er sich auf die Provinzial-Kapitel

begab, oder in die Städte, welche ihn verlangten, predigen ging. Die lange Einsamkeit der Wege war der Betrachtung und Danksagung gewidmet, welche in der Schönheit der Natur noch eine weitere Nahrung fanden, und gesellte sich ihm irgend ein demüthiger Reisegefährte bei, so beteten sie unterwegs beide mit leiser Stimme den Rosenkranz.

Diese Gewohnheit des Stillschweigens, eine Schutzwehr für die Heiligkeit seiner Gedanken, belebte und kräftigte zugleich auch seine Energie. Nicht nur verläugnete sich seine Kraft nie in der Aufrechthaltung oder Wiederherstellung der Disciplin und im Widerstande gegen die Anmaßungen der Großen, sie konnte sich im Gegentheil nöthigenfalls bis zur soldatischen Unerschrockenheit steigern. Einst sahen sich die Nonnen des Klosters Alba der Gewaltthätigkeit von dreihundert Soldaten, welche zur französischen Armee gehörten, preisgegeben. Pater Michael warf sich ihnen im Augenblicke der höchsten Gefahr entgegen, und sie auf der Schwelle des Klosters zurückhaltend drohte er ihnen mit der Rache Gottes in so feurigen und gewaltigen Worten, daß sie betroffen stehen blieben und umkehrten.

In dieser unglücklichen Zeit drohten den lombardischen Landschaften noch andere Gefahren als die des Schwertes. Italien war der Zielpunkt der Protestanten geworden, seine Grenzen waren von ihren von schamlosen Verläumdungen gegen die Katholiken strotzenden Schriften überschwemmt. Ueber die Schweiz hinaus fluthend suchte die Irrlehre sich einen Weg nach dem Süden durch das mailändische Gebiet zu bahnen und schaffte sich auch täglich Eingang unter dem Schutze der vielfachen Handelsverbindungen. Die Versuche vermehrten sich unter allen möglichen Formen; der Widerstand durfte darum nicht weniger thätig sein als der Angriff.

Die Cardinäle des heiligen Offiziums berathschlagten eifrig über die Mittel und Wege, die ansteckende Neuerung auf-

zuhalten, ehe sie ganz Italien überschwemmt haben würde. Ihre Maßregeln erheischten vor Allem die Anwesenheit eines zuverlässigen Stellvertreters, der ein eifriger Hüter des Glaubens und fest im Handeln sei.

Die Wahl fiel auf den Bruder Alexandrinus, der in der Eigenschaft eines Inquisitors nach Coma gesandt wurde, und man hatte sich nicht in ihm getäuscht.

Eine so große Abneigung er bis jetzt gegen alle Würden und Aemter gezeigt hatte, mit ebenso großer Freude und Bereitwilligkeit unterzog er sich diesem Auftrage. Ohne Zögern ging er an's Werk und besuchte alle Städte und Dörfer, die zu seiner Jurisdiction gehörten, ohne sich durch die damit verbundenen Gefahren abschrecken zu lassen; furchtlos wanderte er bei Tag und bei Nacht umher, überließ Andern nur das, was er selber nicht besorgen konnte und wagte sich lieber auf eigene Gefahr in die Häuser der Irrlehrer, als daß er niedrige Angebereien begünstigt hätte. Offen am hellen Tage betrat er selbst das fremde Gebiet, um sich mit einem gewissen Bernhard Odescalchi zu besprechen, der ihm jene Aufschlüsse verschaffte, die nur durch langen Aufenthalt in der Gegend selbst möglich wurden. Von da an entfaltete Ghislieri's Charakter jene unparteiische und ruhige Festigkeit, die ihn durch die höchsten Aemter und Würden hindurch bis zum päpstlichen Stuhle begleiten sollte. Eines der verderblichsten Werke der Sectirer war in Graubündten in einem Schlosse, genannt Poschiano, gedruckt und durch das Veltlin an einen protestantischen Kaufmann geschafft worden mit dem ausdrücklichen Auftrage, Exemplare davon im Geheimen bis nach Modena und Vicenza zu verbreiten. Ghislieri erhielt bald von dem Plane Kenntniß und begab sich zu dem Kaufmann, wo das Buch verborgen gehalten wurde, um es mit Beschlag zu belegen. Der bischöfliche Stuhl von Como war zur Zeit unbesetzt, und der Kaufmann, der mit Mitgliedern des Domcapitels im Einverständnisse

stand, wandte sich auf der Stelle an den Generalvicar um Aufhebung der Beschlagnahme. Sie wurde ihm gewährt. Ghislieri sollte da zeigen, daß das Amt eines Inquisitors ihm nicht als eine leere Drohung anvertraut worden, und unverzüglich excommunicirte er Alle, die an diesem so unerwarteten Acte strafbarer Nachsicht betheiligt waren. Außerdem berichtete er über den Vorfall nach Rom an die Cardinäle des heiligen Officiums, die sein Verfahren billigten und den Generalvicar und die schuldigen Mitglieder des Domcapitels von Como vor ihr Gericht zogen. In der Meinung, den Pater Alexandrinus einschüchtern zu können, hetzten diese den Pöbel gegen ihn auf, der ihn auf der Straße mit Steinwürfen verfolgte, und gezwungen, sich für den Augenblick zurückzuziehen, fand er eine Zuflucht auf dem Schlosse von Bernard Odescalchi. Allein auch hier sah er sich Gewaltthätigkeiten anderer Art von Seiten mehrerer angesehener Edelleute ausgesetzt, die durch die Wachsamkeit des Inquisitors erbittert, in Güte oder mit Gewalt ein milderes Verfahren um jeden Preis von ihm erlangen wollten. Der Hochmüthigste dieser Unzufriedenen, der Graf della Trinita, ließ sich bis zu der Drohung hinreißen, ihn in einen Brunnen zu werfen. „Was Gott will, wird geschehen," antwortete Ghislieri ruhig und voll Vertrauen auf die Vorsehung, welche auch die größten Verirrungen der menschlichen Freiheit ihren Zwecken dienstbar zu machen weiß.

Unterdessen hatte der Generalvicar von Como bei Ferdinand von Gonzaga, damals Gouverneur von Mailand, Klage erhoben: Der Inquisitor wurde beschuldigt, einen gefährlichen Aufruhr durch seinen übertriebenen Eifer hervorgerufen zu haben, welch' letzterm man nothwendig Zügel anlegen müsse, indem man seinem Vorgehen gegen die Irrlehre Einhalt gebiete. Die Interessen der Kirche fest im Auge behaltend, ging Pater Alexandrinus darüber hinweg, und voll Unwillen lud ihn der Gouverneur vor sich, um sich zu verantworten. Einen Weg von zehn Stunden

hatte Ghislieri zu machen, um dieser Aufforderung Folge zu leisten. Nichtsdestoweniger brach er auf und ging wie gewöhnlich zu Fuß. Da er gewarnt worden, daß ihm auf der Reise nach Versalino, an derselben Stelle, wo einst die Manichäer den hl. Petrus den Martyrer ermordet hatten, aufgelauert werde, nahm er seinen Weg über Incino, marschirte die ganze Nacht hindurch und erschien zur bestimmten Stunde vor dem Gouverneur. Ohne Zweifel hatte dieser eine solche Kühnheit nicht erwartet, und ihm einen zornigen Blick zuwerfend, verließ er, ohne ihn eines Wortes zu würdigen, das Audienzzimmer. Sich wenig an diese Beschämung kehrend, dankte Ghislieri dem Herrn innerlich, daß sie ihm um seines Namens willen zu Theil geworden, als er unter den Anwesenden einen mit Ferdinand von Gonzago innig vertrauten Edelmann bemerkte. Er trat auf ihn zu mit der Bitte, den Gouverneur zu benachrichtigen, daß er auf ihn warte und wünsche, in seiner Angelegenheit vernommen zu werden. Dieser brachte als einzige Antwort zurück, daß man ihn in's Gefängniß werfen werde. Ruhig entfernte sich daraufhin Ghislieri, ruhig sah er der Ausführung der Drohung entgegen, allein der Befehl dazu wurde nicht gegeben, sei es nun, daß die Unerschrockenheit Ghislieri's oder die Freundschaft des Edelmanns den Gouverneur auf andere Gesinnungen brachten.

Fürchtete der demüthige Dominicaner persönliche Beleidigungen nicht, so konnte doch der Inquisitor nicht dulden, daß seinem Amte eine Schmach widerfuhr, und er entschloß sich zu einer Reise nach Rom. Mit den ernstesten Gedanken beschäftigt machte er sich auf den Weg. Am 24. Dezember 1550 betrat er die ewige Stadt, entkräftet vor Hunger und Müdigkeit, und lenkte seine Schritte nach St. Sabina, dem Kloster seines Ordens. Wegen seiner armseligen Erscheinung hielt ihn der Prior anfangs für einen Landstreicher, der am päpstlichen Hofe sein Glück versuchen wolle, und nahm ihn kalt auf. Er richtete

sogar die spöttische Frage an ihn: „Was suchen Sie hier, Pater? wollen Sie vielleicht mal sehen, ob das Cardinals-Collegium nicht geneigt ist, Sie zum Papste zu erwählen?“ — „Ich bin nach Rom gekommen, erwiederte Ghislieri, weil das Wohl der Kirche mich hinruft, ich werde es verlassen, sobald meine Aufgabe erfüllt ist. Bis dahin bitte ich Sie nur um eine kurze Gastfreundschaft und um etwas Heu für mein Maulthier.“ — Die Zelle, welche Pius V. bewohnte und die der Prior einem Abenteuerer zu öffnen glaubte, lag neben der des hl. Dominicus. Beide sind gleichmäßig verehrte Heiligthümer geworden.*)

*) Der hl. Dominicus erhielt die Bestätigung des Predigerordens im Jahre 1216 unter dem Pontificate Honorius III. Das Kloster St. Sabina wurde ihm von demselben Papste nebst einem Theile des päpstlichen Palastes auf dem Aventinus überlassen. Hier legten die drei Dominicaner zum ersten Male ihre Ordenstracht an und mehrere Conclave fanden hier statt. Der hl. Franz von Assisi, der hl. Thomas, die hl. Catharina von Siena werden unter seinen Gästen erwähnt, und die beiden Zellen, welche die hh. Dominicus und Pius V. bewohnten, sind in Kapellen umgewandelt. Die Kirche von St. Sabina ist ein Werk des fünften Jahrhunderts — S. Rome chrétienne, par M. Eugène de la Gournerie.

Zweites Kapitel.

Ghislieri's Aufenthalt in Rom. — Seine Rückkehr nach der Lombardei. — Er wird nach Rom zurückberufen und zum Generalcommissär des heiligen Officiums ernannt.

Anima viri sancti enuntiat aliquando vera, quam septem circumspectores sedentes in excelso ad speculandum.
Ecclesiast. XXXVII 18.

Die Seele eines heiligen Mannes sagt oft mehr Wahrheit als sieben Wächter, die auf der Warte stehen.

Rom, die Königin der Städte, der Bossuet die schönste Huldigung darbringt, indem er ihr den Schlüssel der Zeiten überreicht, die er die Axe des Menschengeschlechtes, den Mittelpunkt der Weltgeschichte nennt, Rom war im Jahre 1550 voll Unruhe und Angst.

Die erste Hälfte dieses Jahrhunderts, das der Renaissance genannt, bot zur Erneuerung des Alterthums all seinen Eifer auf. Constantinopel war 1453 in die Gewalt Mahomets II. gefallen, und das Abendland, zu spät es bereuend, die Hauptstadt des alten Griechenlands nicht gerettet zu haben, eröffnete wenigstens der vor dem ottomanischen Schwerte flüchtigen Wissenschaft und Kunst eine Zufluchtstätte. Der heilige Stuhl gab das Beispiel zu dieser großmüthigen Gastfreundschaft; aber in diesem allgemeinen Eifer trat bald der Charakter des Uebertriebenen zu Tage und das Papstthum selbst ließ sich von einer Bewegung mit fortreißen, die es hätte regeln und mäßigen sollen. In ihrem natürlichen Gange gleichsam stille haltend, bog die Gesellschaft vom Wege des

Christenthums ab, und sich auf die Spuren der Vergangenheit mit einer Begierde drängend, mit der sie gewöhnlich nur der Zukunft entgegeneilt, ging sie pomphaft rückwärts bis zum Heidenthum.

Einen verschwenderischen Gebrauch von ihrem weltlichen Einflusse machend, schienen Julius II. und Leo X. eher die Erben des eben unterlegenen Reiches, als die Nachfolger Petri im Pontificate zu sein. Ein profaner Wetteifer spaltete die Schulen und war so das Vorspiel zu den Leidenschaften des Sectengeistes. Am Vorabende der beginnenden Feindseligkeiten zwischen der individuellen Vernunft und der geoffenbarten Autorität kreuzten sich grammatische Controverse nnd wissenschaftliche Fehdebriefe. Auf den Universitäten bekämpften sich Plato und Aristotoles. Pico von Mirondola stieß die Kirchenväter vom Throne, deren Latein als ein barbarisches bezeichnet wurde. Die mythologische Gelehrsamkeit drängte sich selbst in die theologische Wissenschaft hinein, zum großen Nachtheile der katholischen Einfachheit. Auf der Kanzel herrschte nurmehr eine ciceronianische Beredtsamkeit. Die volksthümlichen Processionen der großen Bruderschaften des Mittelalters verschwanden vor den Triumphzügen des Capitols, bei denen man Ariost die Krone aufsetzte. Selbst im Hause des Herrn mußte sein Name sich zuweilen die Umwandlung in den des Jupiter gefallen lassen und nicht selten geschah es, daß Diana die Keusche mit der Jungfrau Maria verglichen wurde.*)

Julius II., bemerken einige Zeitgenossen, habe diesen Namen zum Andenken an Julius Cäsar gewählt, dem er sich durch seine ehrgeizigen Pläne sehr näherte und dessen Helm er sich aufgesetzt zu haben schien, um ihn der Kaiserkrone entgegen zu halten. Die Neigungen und Bestrebungen Leo's X. waren durchaus friedlicher Natur, aber nicht weniger weltlich und den alten Traditionen des heiligen Stuhles nicht weniger fremd. Unter Julius II.

*) S. Erasmus.

wurde Rom zu einem Arsenal, unter Leo X. zu einem Pantheon, die Akademie folgte dem Kriegsrathe. Dem erstaunten Vatican wurde es schwer, sich an seine neuen Bewohner, gepanzerte Bogenschützen oder weichlich in Sammt und Seide gekleidete Künstler, zu gewöhnen. Michael Angelo war bei Julius II. der dreifache Repräsentant der Architectur, Sculptur und Malerei; das kühne, ungestüme Genie, in vollkommener Uebereinstimmung mit dem des Herrn, legte den Grund zu einem Tempel, dessen Verhältnisse großartig waren wie der Gedanke des Herrschers.

Der Günstling Leo X. war Raphael und dieser war stets gefolgt von einer Schaar von Freunden, die in der Pflege jeglicher Kunst und Wissenschaft mit einander wetteiferten. In Gegenwart des Papstes, ja mit ihm selbst disputirte man frei über Beredtsamkeit, Gelehrsamkeit und Geschmack; zu diesen vertraulichen Unterhaltungen, von denen Aretino nicht ausgeschlossen war, hatte jeder Zutritt, der ein Manuscript, ein Sonett, eine Skizze, einen Camee, eine Münze, ein Fragment einer alten Statue oder sonst etwas brachte, was am Morgen aus dieser fruchtbaren Erde ausgegraben worden, die in ihrem Schooße nicht weniger Kunstwerke barg, als sie deren auf der Oberfläche zur Schau stellte. Da auf ein Mal ließ mitten im katholischen Lager, wo die Waffen überall friedlich zusammenstanden, wo man sich bis zur Trunkenheit den Genüssen einer sorglosen Ruhe hingab, Luther den Schlachtruf ertönen. Unruhe und Besorgniß folgten dem Erstaunen auf dem Fuße.

Leo versuchte den Weg der gütlichen Unterhandlung; aber nachdem er vergeblich dem starren Häresiarchen gegenüber alle Mittel der Langmuth erschöpft hatte, erließ er endlich eine Bulle, in der er ausrief: „Erhebe Dich, o Herr, und sei Richter in Deiner eigenen Sache. Erhebe Dich, Petrus, und wache über die heilige römische Kirche, die Mutter aller Kirchen, die Dir von Gott anvertraut worden und die Du nach dem Willen Gottes

durch Dein Blut geheiliget hast!" In dem Augenblicke als energische Maßregeln ergriffen wurden, um den Worten der Bulle den gehörigen Nachdruck zu verschaffen, wurde er plötzlich vom Tode dahingerafft.

Es trat an seine Stelle Hadrian VI. im Jahre 1522. Nachfolger eines Papstes, der mehr als zur Genüge gezeigt hatte, daß die Päpste die Gaben Gottes in den Eigenschaften und Erfolgen des menschlichen Geistes zu ehren verstehen, schlug er einen andern Weg ein, der seiner Herkunft, seiner Erziehung und seinem ganz deutschen Character mehr gemäß war.

Als man ihn ersuchte, die dem Entdecker der Gruppe des Laokoon, Felix de Fredis, aus den Einkünften von St. Johann vom Lateran zugestandene Pension zu genehmigen, erwiederte er traurig: „Das sind Götzenbilder, ich kenne andere Götter, denen ich den Vorzug gebe: die Armen, meine Kinder in Christo."

Diese Antwort bekundete die Aera der Reaction, und die Christenheit, welche die kindliche Anhänglichkeit Karl's V. an den Papst, seinen ehemaligen Lehrer, kannte, durfte sich schmeicheln, die Tage Hadrian's I. und Karl's des Großen wiederkehren zu sehen; allein diese Regierung dauerte nur vier und ein halbes Jahr.

Doch sollte der Geist Hadrian's durch verschiedene Wechsel hindurch künftig in den Geschicken der Kirche der leitende sein. Sorglosigkeit war nicht mehr gestattet und Schwäche würde man Pflichtvergessenheit genannt haben. Eine angestrengtere Wachsamkeit, eine ernstere Richtung theilte sich von dem päpstlichen Stuhle herab allen Graden der kirchlichen Hierarchie mit.

Zum Nachfolger Hadrian's VI. wurde am 19. November 1523 der Cardinal Julius von Medici erwählt, der den Namen Clemens VII. annahm. Rom und die Welt sollten unter seiner Regierung die schrecklichsten Strafen und Katastrophen hereinbrechen sehen, aus denen die heilsamsten Lehren gezogen werden

konnten. Die argen Verwirrungen, welche schon der Protestantismus anrichtete, hätten als Gegengewicht das gute Einvernehmen unter den christlichen Monarchen verlangt; allein das zu erreichen, war schwieriger als je. Nachdem seine Bemühungen, eine Versöhnung zwischen Karl V. und Franz I. herbei zu führen, zurückgewiesen worden, faßte er endlich den Entschluß, sich auf Seite des französischen Königs zu stellen. Dies und sein übriges feindseliges Benehmen gegen den deutschen Kaiser, hatte den Zug eines kaiserlichen Heeres unter Anführung von Georg von Frondsberg und dem Connetable von Bourbon zur Folge, der mit der Belagerung und Erstürmung Rom's endigte. Der Papst und die Cardinäle hatten kaum so viel Zeit, sich in die Engelsburg zu flüchten, wo sie sieben Monate belagert wurden. Die Schändlichkeiten und Grausamkeiten, welche die deutschen und spanischen Soldaten, besonders die letzteren verübten, übersteigen bei weitem die der Gothen und Vandalen. Mord, Plünderung und Schändung befriedigten nicht diese rohen Haufen, welche nach dem Tode ihrer beiden Heerführer nicht mehr zu zügeln waren, sie begingen die schrecklichsten Frevel am Heiligen selbst. Die Gebeine der Päpste wurden ihren Gräbern entrissen und mit den ehrwürdigsten Reliquien in den Koth getreten, die Gefäße für das heilige Meßopfer auf das schändlichste entweiht, die Kirchen und Kapellen in Ställe verwandelt, mit den gottesdienstlichen Gewändern der hingemordeten Priester bekleidet zogen die Frevler in Spottprocessionen durch die Straßen und zuletzt wurde ein Conclave nachgeäfft, in welchem man Luther an die Stelle Clemens VII. zum Papste erwählte.

Als Karl X., ohne dessen Wissen und Willen alles dieß geschah, von dem Vorgefallenen Kunde erhielt, bezeigte er darüber den lebhaftesten Schmerz; Trauergewänder anlegend flehte er öffentlich zum Himmel um Verzeihung für so viele Sacrilegien und stellte alle Festlichkeiten ein, die wegen der Geburt eines

Thronerben in Vorbereitung waren. Nach Rom schickte er den Befehl, den Papst unverzüglich auf freien Fuß zu setzen, aber das Heer weigerte sich zu gehorchen, bevor der rückständige Sold gezahlt sein würde. Der Papst mußte sich hiezu am Ende verstehen, wurde aber, da er die dazu erforderlichen großen Summen nicht gleich aufbringen konnte, aus einem Belagerten ein Gefangener, und blieb es sieben Monate lang, bis es ihm gelang, zu entfliehen. Der Stolz der Medici erhielt eine glänzende Genugthuung, als Clemens VII. selbst seine Nichte Catharina als die Braut des Dauphins von Frankreich nach Marseille führte (1533), allein der Kirche konnte das nicht genügen, sie verlangte eine andere Genugthuung. Die Reformen, welche der sittliche Zustand des Clerus sowohl wie auch der Laienwelt mit Recht und dringend erheischte, wurden lebhaft angeregt. Die blutige Erscheinung der sogenannten Reformatoren beschleunigte ihren Fortgang mehr, als menschliche Klugheit und Weisheit seit dem Anfange des Jahrhunderts es vermocht hatten. Als der Papst wieder im vollen Besitze seiner Macht war, da war es nicht das Bedürfniß, Vergeltung zu üben, welches sich offenbarte, sondern das, dem göttlichen Zorne oder dem Vorwurf der Nationen verdoppelten Tugendeifer entgegenzusetzen. Die Abtödtung und Nächstenliebe vervielfältigten ihre Werke. Der Verein der Theatiner, welcher dem Eifer Gaetano's von Thiene seine Entstehung verdankte, erhielt eine feste Grundlage durch die Mitwirkung Caraffa's, Erzbischofs von Theate, von dem der Orden auch seinen Namen erhalten hat; Hauptzweck desselben war, im Clerus den Geist der Uneigennützigkeit und Wissenschaft, sowie der Ehrfurcht und des Anstandes bei Verrichtung der gottesdienstlichen Handlungen auf's neue zu beleben. Unter dem nämlichen Papste erlitt durch Matteo de Bassi, Stephan Molina, Martin de Gusmann der Orden des hl. Franziskus eine Umgestaltung durch die Gründung des Ordens der Kapuziner und der Recollecten, deren eifrige Missionsthätigkeit vorzüglich den

armen und ungebildeten Klassen gewidmet war. Zur selben Zeit riefen drei mailändische Edelleute die Congregation regulirter Cleriker vom heiligen Paulus in's Leben, nach dem heiligen Barnabas, dem Schutzpatron ihrer Kirche, gewöhnlich Barnabiten genannt; und Hieronymus Aemilianus, nicht zufrieden damit, für die Gründung eines großen Waisenhauses die Herrschaft Castelnuovo hinzugeben, die ihm von der venetianischen Republik für glänzende Waffenthaten verliehen worden, widmete sich auch persönlich der Krankenpflege während der Pest, die damals Italien verheerte, und errichtete nach der Regel des heiligen Augustinus die nach ihrem Hauptsitze Somascha benannte Bruderschaft der Somasker.

Auf Clemens VII. folgte am 13. Oktober 1534 der Cardinalbischof von Ostia, Alexander Farnese, unter dem Namen Paul III. Mitglied des heiligen Collegiums seit ein und vierzig Jahren hatte er oft den Wunsch geäußert, das Lutherthum vor ein allgemeines Concil zu berufen und auf diese Weise alle Mißverständnisse zu beseitigen, welche als Vorwand zum hartnäckigen Verharren im Irrthume geltend gemacht werden konnten. Zur Verwirklichung dieses großen Unternehmens fiel ihm denn nun die oberste Gewalt zu, und es war dies das Werk seiner Regierung.

Weil sie die Verantwortlichkeit für die Kämpfe ihrer Zeit auf sich allein genommen, wurden einige Päpste als Unbesonnene dargestellt; so bot noch das Andenken eines Gregor VII. und Innocenz III. willkommenen Stoff zu Auslassungen gegen den heiligen Stuhl. Ohne im mindesten das Vermächtniß ihrer Autorität zu schmälern, wollte Paul III. überdies Zeugniß ablegen von seinem Vertrauen in die unerschöpfliche Fruchtbarkeit der Kirche und beweisen, daß er auch die strengste Prüfung für sie nicht fürchte. Auf der Höhe der geistlichen Macht, in einer jener verhängnißvollen Krisen, denen der Mensch kaum anders als durch eine Dictatur entgeht, wollte er das Heilmittel suchen

und finden. Die Christenheit wurde nach Trient zu einem allgemeinen Concile zusammenberufen, von wo es später aus Gründen, die nicht im Willen des Papstes noch im Wunsche der Kirche lagen, nach Bologna verlegt und endlich suspendirt wurde.

Unter seine Regierung fällt noch die Bekehrung des heiligen Ignatius von Loyala, dessen Verbindung mit dem heiligen Franziskus Xaverius, aus welcher der Jesuitenorden hervorging, und die Bestätigung desselben durch den heiligen Stuhl. Paul III. starb im Alter von ein und achtzig Jahren am 10. November 1549; auf ihn folgte der Cardinal del Monte, Julius III. genannt, in dem Augenblicke als Ghislieri Rom betrat.

Gleich am Tage nach seiner Ankunft stellte sich Pater Michael den Cardinälen des hl. Officiums vor, und unter ihnen befand sich ein mehr erfahrener Beobachter und Menschenkenner als der Prior von St. Sabina. Es war der Gründer der Theatiner, Caraffa, der zugleich mit Fisher und Polus, zwei englischen Prälaten, welche wegen ihres Widerstandes gegen die schismatischen Bestrebungen Heinrich's VIII. von ihren Sitzen vertrieben worden, aus den Händen Pius III. den Cardinalshut empfangen hatten. Caraffa war eine große und hagere Greisengestalt; das Alter hatte ihn nicht beugen, ebenso wenig seine geistigen Kräfte schwächen können. Unablässig für die Wiederherstellung des Dogma's und der Disciplin zu ihrer ganzen Reinheit bemüht, hatte er die religiöse Wiedergeburt zur Aufgabe seines Lebens gemacht. Sein geübter Blick entdeckte auf der Stelle den nämlichen Beruf in dem armen, unbeachteten Dominicaner, der zum ersten Male vor ihm stand. Das war einer der Soldaten des neu organisirten Heeres, wie sie der Freund Gaëtano's von Thiene bedurfte, und Ghislieri wurde als ein neuer Gefährte willkommen geheißen.

Die Reinerhaltung des italienischen Bodens von der Irrlehre war das erste, worauf damals Bedacht genommen werden mußte; die Lombardei wurde von der äußersten Wichtigkeit. Wie von

der Natur auf diesen Vorposten gestellt, sollte Ghislieri daselbst seine Aufgabe vollenden, ehe er sich auf das Centrum zurückzog, und die Mitglieder des hl. Officiums verlangten daher eine treue Schilderung des Zustandes, in welchem er sein Vaterland verlassen hatte.

Diese Provinz war nach endlosen Kriegen aus der republikanischen Anarchie unter das Joch der Condottieri gerathen. Als im Jahre 1535 der letzte Sforza, Franz, kinderlos starb, bemächtigte sich Karl V. Mailands als eines Reichslehens. Im Jahre 1440 belehnte er damit seinen Sohn Philipp II., der es von Spanien aus durch Statthalter regierte, welcher Umstand natürlich Uebelständen aller Art sehr förderlich war, daher denn auch die wachsende Kühnheit der Irrlehrer, die Erschlaffung des Clerus, die Verderbtheit der Beamten. Ghislieri verlangte und erhielt jegliche Vollmacht zu wirksamer Abwehr; sein bisheriges Verfahren fand volle Billigung, seine ferneren Pläne für die Zukunft wurden genehmigt, und mit den Absichten seiner Obern bekannt und vertraut gemacht, kehrte er nach der Lombardei zurück, um seine mühevollen Arbeiten auf's neue zu beginnen. Die Wahl eines Bischofs und die Unterwerfung des Domcapitels brachten wieder Ordnung in die Stadt Como; allein in der Nachbarschaft, in Coire, brachen neue Zwistigkeiten aus.

Zwei Domherrn, beide mächtigen Familien entsprossen, stritten sich um den Besitz eines reichen Beneficiums. Der Eine gehörte dem Hause Laplante, der Andere dem Hause von Salice an. Ersterer wurde der Häresie und Sittenlosigkeit beschuldigt, aber er besaß eifrige Freunde und ersetzte durch thätige Intriguen was ihm an Verdienst abging. Ghislieri wollte sich selbst an Ort und Stelle begeben, um diesen ärgerlichen Streit beizulegen. Da bei solchen Zwisten, wie die Erfahrung bereits gelehrt hatte, häufig Gewalt gebraucht wurde und er außerdem durch das von der Irrlehre angesteckte Graubündten reisen mußte, rieth man ihm,

andere Kleider anzulegen. „Als ich meine Mission übernahm, entgegnete er auf diesen ängstlichen Rath, habe ich mich auch damit zufrieden erklärt, den Tod zu erleiden, und bei einer rühmlichern Gelegenheit werde ich nie mein Leben verlieren können.“ So reiste er offen und bei hellem Tage nach Coire, leitete die Untersuchung ein, verurtheilte Laplante und gab das Beneficium dessen Gegner, ohne daß die Unzufriedenen es wagten, ihm irgend eine Unbill zuzufügen.

Da dieser Erfolg das Vertrauen in ihn noch erhöhte, schickte man ihn nach Bergamo, woselbst ein Advokat Namens Medulaco offen den Protestantismus verbreitete. Alle Versuche, ihn auf einen bessern Weg zu bringen, waren bis dahin vergeblich gewesen. Ghislieri erschien nun und ließ ihn auf der Stelle gefangen setzen, erlaubte aber einem nahen Verwandten des Schuldigen, Doktor Hieronymus Albano, den Zutritt zu ihm und die Anwendung aller Mittel der Ueberzeugung, um ihn zur Wahrheit zurückzuführen. Medulaco setzte allen Bemühungen desselben nur um so mehr Gotteslästerungen entgegen, und das gerichtliche Verfahren wurde nun eingeleitet. Die Einwohner Bergamo's, meistentheils mit Medulaco verwandt oder befreundet, hielten ihn für verloren, wenn sie ihn nicht aus der Gefahr befreiten; sie verbanden sich deßhalb im Geheimen und öffneten mit Gewalt die Thüre seines Kerkers.

An diesem Handstreich waren so viele Mitschuldige betheiligt, daß es schwierig wurde, jeden Einzelnen gerichtlich zu verfolgen, und überdieß zog es Ghislieri vor, sich an das noch christliche Gewissen der Verirrten zu wenden; wirklich brachte er sie auch nach einer erschütternden Rede so weit, daß sie ihn um Verzeihung für das Vorgefallene baten und den Gefangenen vor seinen Richter führten. Der Prozeß hatte seinen regelrechten Verlauf und Medulaco wurde aus dem Lande gewiesen.

Allein Bergamo war darum noch nicht außer Gefahr; sein

eigener Bischof, Victor Soranzo, ein adeliger Venetianer, traf im Geheimen Anstalten, um die ihm anvertraute Heerde der Irrlehre zu überliefern, und suchte sich, ehe er die Maske abwarf, des Inquisitors zu entledigen. Auf sein Ansuchen nahm der Senat Parthei gegen Ghislieri und würde ihm auch manche Unannehmlichkeiten bereitet haben, als Victor Soranza in seiner eigenen Diöcese ergriffen und nach Rom geführt wurde, wo man ihn auf die Engelsburg in Gewahrsam brachte und feierlich seines Bisthums entsetzte.

Während dieser Vorgänge war in Rom der erste Commissarius des hl. Officiums, der Dominicaner-Pater Theophilus von Tropeus gestorben. Der damalige General des Ordens, Franz Romeus schlug für die erledigte Stelle die empfehlenswerthesten Ordensleute vor, allein Caraffa, der Ghislieri nicht aus den Augen verloren hatte, suchte schon lange eine Gelegenheit, ihn nach Rom zu bringen. Sie bot sich jetzt dar; er schlug ihn als den Fähigsten und Würdigsten zu diesem Amte vor, und Ghislieri wurde zum Generalcommissär des hl. Officiums ernannt. Glücklich, seine ersten Beziehungen zu ihm erneuern zu können, gab er den Befehl, daß man zu jeder Stunde des Tages ihm den Zutritt zu ihm gestatte, und um die innige zwischen ihnen herrschende Vertrautheit zu erleichtern, gab er ihm eine Wohnung in seinem eigenen Palast.

Jeden Morgen begab sich Ghislieri in die Gefängnisse, um die Angeklagten zu besuchen und sparte keine Mühe, um sie zu Jesus Christus zurückzuführen. Er forderte sie auf, frei und ohne Scheu mit ihm zu disputiren, und zerstreute ihre Bedenken und Zweifel mit einer Sanftmuth, die ebenso überzeugend als seine Beredtsamkeit war. Seine Liebe ließ es dabei nicht bewenden. Hatten die Schuldigen dem Irrthume entsagt, so that er alles in seiner Macht Stehende, um ihnen die Buße leicht zu machen, bot ihnen wie alten Freunden seine Hilfe an und speiste sie oft

an seiner Tafel. Seine Demuth, sein einfaches und mäßiges Leben setzten ihn in Stand, zur Unterstützung der Armen den größern Theil seiner Einkünfte zu verwenden, und da er das Elend nicht nur als eine Quelle des Leidens, sondern auch als eine beständige Versuchung zur Sünde ansah, waren seine Ermahnungen stets von Almosen begleitet.

Bei diesen Werken der Barmherzigkeit ließ ihm Gott oft fühlbare Belohnungen zu Theil werden; es waren dieß nicht allein die Dankbarkeit und die Anhänglichkeit der Unglücklichen, welche durch seine Bemühungen der Tugend und der Freiheit zurückgegeben worden, sondern noch weit kostbarere Früchte, weil er sie der Kirche darbringen konnte: vorübergehende Verirrungen, die gesühnt wurden durch anhaltende Buße, überwundene Hartnäkigkeit des Herzens, die sich in kindliche Lenksamkeit verwandelte, eines Bessern belehrte Leidenschaften, die sich erneuerten und fortdauerten in heiligen Neigungen, in erhabener Opferwilligkeit.

Drittes Capitel.

Tod Julius' III. — Wahl Paul's IV. — Ghislieri wird Cardinal. — Tod Paul's IV.

Canes latrant dominis suis, et tu non vis ut latrem pro Christo?
Hieron. adv. Rufinum.

Die Hunde bellen für ihre Herren und Du willst nicht, daß ich für Christus belle?

Julius III. starb am 23. März 1555, und bevor sie sich ins Conclave begaben, übertrugen die Cardinäle des heiligen Officiums Ghislieri die Ausübung ihrer Gewalt, eine Machtvollkommenheit, die noch keinem als ihm anvertraut worden.

Der verstorbene Papst hatte den von ihm gehegten Erwartungen nicht ganz entsprochen; aber wenn auch der helle Glanz dieser höchsten Würde Schwächen des Charakters sehen ließ, welche Gelehrsamkeit und Frömmigkeit bis dahin hatten verbergen können, so war doch seine Ergebenheit für die Sache der Kirche die nämliche geblieben. Noch Cardinal, hatte er als päpstlicher Legat auf dem Concil den Vorsitz geführt und betrieb die Fortsetzung desselben mit ausdauerndem Eifer.

Karl V. verlangte, daß das von Paul III. nach Bologna verlegte Concil auf deutschen Boden zurückkehrte. Julius verlegte es demnach wieder nach Trient und forderte auf's neue die Christenheit zur Theilnahme an demselben auf. Paul III. hatte kein Mittel vernachlässigt, die Lutheraner zur Beschickung desselben zu bewegen, und Julius erneuerte die Versuche seines Vorgängers. Unter allerlei Vorwänden hatten sie sich geweigert, um Zeit zu gewinnen; da diese alle nicht stichhaltig waren, verlangten sie zuletzt, daß der Papst den Vorsitz nicht haben dürfe, und daß man sich mit den Reformen der Kirche beschäftige, ohne an das Dogma zu

rühren. Karl V. unterstützte diese Forderungen, worauf Julius III. seinem Gesandten entgegnete: „Wüßte der Kaiser, welche schlimme Folgen ein solches Verfahren haben würde, so hätte er Ihnen diesen Auftrag nicht gegeben.“ — Uebrigens versprach der Papst, daß man wie früher über das Dogma handeln werde, Personen sollten dabei ganz aus dem Spiele bleiben.

Die Lutheraner hatten den Katholiken beständig zum Vorwurf gemacht, daß sie Controversen auswichen; jetzt konnte man nicht mehr annehmen, daß sie sich hinter so offenbare Ausflüchte verschanzen würden. Schutzbriefe wurden ihnen mit allen wünschenswerthen Garantieen ausgestellt, die Nachgiebigkeit gegen sie erstreckte sich soweit, daß die Väter feierlich Protest einlegten gegen die Folgerungen, welche daraus etwa in Zukunft gezogen werden oder den Rechten und der Ehre des Concils, dessen einziger Zweck die Wiederherstellung des Friedens und der Eintracht in der Christenheit auf nicht gewöhnlichem, wiewohl durchaus zulässigem und erlaubten Wege sei, zu nahe treten könnten. Allein die Protestanten forderten nun eine neue Prüfung der bereits erlassenen Decrete, behielten sich die Berufung auf frühere Concilien vor, wollten in letzter Instanz nur die heilige Schrift als Richterin in Glaubenssachen anerkennen und verlangten, daß der Papst, um vollständige Meinungsfreiheit zu gewähren, die Bischöfe ihres Eides entbinde. Das hieß nun ohne Umschweife verlangen, das Concil solle seine eigene Autorität und die der früheren Concilien geradezu brandmarken, und daß der Papst, nachdem er den heiligen Stuhl öffentlich herabgesetzt, mit eigener Hand die Kette der Tradition zerbreche. Eine Verständigung mit ihnen war unter solchen Umständen nicht zu erzielen. Erst in der 15. Sitzung des Concils, den 25. Januar 1552, wurde ein Decret verlesen, wonach es auf den 19. März vertagt werden sollte, weil einzelne Protestanten den Wunsch geäußert hatten, noch Theil nehmen zu können. Aber noch vor Ablauf dieses Termins wurde es durch die Annäherung

des Churfürsten Moritz von Sachsen, der an Kaiser und Reich zum Verräther geworden, auseinandergesprengt und auf zwei Jahre hinausgesetzt.

Auf Julius III. folgte Marcellus II., bereits der zweite Papst, der seit Eröffnung des Concils gewählt worden. Er berechtigte zu den schönsten Hoffnungen, starb aber schon nach ein und zwanzig Tagen. Sein Nachfolger wurde der Cardinal Caraffa, der Freund Ghislieri's, am 3. Mai 1555, der den Namen Paul IV. annahm.

Seine erste Sorge nachdem er den päpstlichen Stuhl bestiegen, war darauf gerichtet, Italien von dem spanischen Joche zu befreien und es der Tugend und Freiheit vergangener Jahrhunderte wiederzugeben. „Italien, sagte er, ist ein Instrument mit vier von Natur gestimmten Saiten: Rom, Neapel, Mailand und Venedig. Finde ich bei diesem heiligen Unternehmen keine Unterstützung, so mag die Nachwelt wissen, daß ein alter am Rande des Grabes stehender Italiener, anstatt sich in Frieden und Ruhe auf den Tod vorzubereiten, den Plan faßte, welcher der Religion und dem Vaterlande ihren ehemaligen Glanz wiedergeben sollte.

Der Zustand Europa's bei der Thronbesteigung Paul's IV. und namentlich seine Stellung dem Reiche gegenüber verschoben die Wiedereröffnung des Concils in's Unendliche, und so faßte er den Entschluß die Tröstungen der Kirche nur innerhalb der Grenzen seiner Unabhängigkeit zu suchen. Er berief für die allgemeine Reform eine Congregation, die er in drei Klassen von acht Cardinälen, fünfzehn Prälaten und fünfzig Doctoren eintheilte und die mit den verschiedenen Universitäten Italiens in einem geregelten Verkehre stand.

Seine alte Freundschaft für Ghislieri hatte er nicht vergessen und er gab ihm auf's neue die glänzendsten Beweise davon. Sich nicht damit begnügend, ihn in dem früheren Amte eines General-Commissarius des hl. Officiums zu belassen, ernannte er ihn gleich im Anfange seiner Regierung zum Bischof von Nepi

und Sutri, welche Bisthümer, ihrer geringen Einkünfte wegen zu einem vereinigt, nur einige Stunden von Rom entfernt waren und unter dem heiligen Stuhle allein standen, und so behielt er den neuen Bischof in seiner früheren Eigenschaft in seiner Nähe; bis er einen andern Dominicaner gefunden, der ihn ersetzen könnte. Ghislieri war über seine Ernennung auf's tiefste betrübt, er warf sich dem Papste zu Füßen und bat ihn, die Ernennung zurückzunehmen, bei aller Liebe, die er ihm bisher bewiesen, beschwor er ihn, ihm diese Last nicht aufzubürden und ihn im Ordensgewande sterben zu lassen. Allein Paul IV. kehrte sich weder an seine Vorstellungen noch an seine Bitten und hieß ihn, seine Befehle als den ausdrücklichen Willen der Vorsehung betrachten. Letzteres allein konnnte Ghislieri zufrieden stellen, und er bat den Papst um seinen Segen, um auf seinem neuen Posten für die Kirche wirken zu können. Erst im Januar 1557 erhielt er einen Nachfolger in seinem früheren Amte in der Person des Paters Thomas Scoti.

Die seiner Obhut anvertraute Diöcese gewann bald eine andere Gestalt; jeder seiner Jurisdiction unterworfene Ort wurde von ihm besucht, auch die ärmsten Weiler, wo man seine Vorgänger nicht einmal dem Namen nach kannte, vergaß er nicht. Laster und Unfähigkeit konnten sich seinem forschenden Blicke nicht entziehen, und mit gleicher Strenge behandelte er die, welche ihre Pflicht nicht kannten und jene, welche sie vernachlässigten.

Darum wurde ihm auch bald der Trost, seine Arbeiten sichtlich von dem Beistande des Himmels gekrönt zu sehen. Die Breschen in dem Hause des Herrn waren wieder hergestellt und seine Kirche vertauschte das Trauerkleid mit dem Hochzeitsgewande. Aber seine Neigung zur Einsamkeit war darum nicht überwunden, die Last seiner Würde hörte nicht auf, ihm drückend zu erscheinen und auf's neue bat er den Papst auf den Knieen, ihm die Erlaubniß zur Rückkehr in sein Kloster zu gewähren. Dieser gab ihm darauf eine Antwort, die ihm jede Hoffnung dazu benehmen sollte. „Ich

werde Ihnen, sprach er, eine so starke Kette an Ihre Füße heften, daß Sie nicht einmal nach meinem Tode mehr an's Kloster denken können.“ Diese Worte deuteten ziemlich klar auf die Absicht hin, ihn zum Cardinal zu erheben, und wirklich ließ ihn der Papst bald darauf zu sich rufen, um ihm mitzutheilen, daß er im nächsten Consistorium mit dem Purpur geschmückt werden solle. Als am bestimmten Tage einige unvorhergesehene Schwierigkeiten seine Ernennung hinausschoben, konnte Ghislieri sich des Ausrufs nicht enthalten: „Ah, nun sind wir davon befreit!“

Aber er entging nicht der Gefahr irdischer Größe, wie er geglaubt hatte. Paul IV. ernannte ihn am 15. März 1557 mit noch zehn anderen Prälaten, unter denen sich auch Legillé, der Erzbischof von Sens befand, zum Cardinal, ohne ihm, wie das erste Mal, vorher etwas davon zu sagen. Da Ghislieri in seinem Herzen auch gar keine Dankbarkeit für eine Würde empfand, die ihn mit eben so viel Schrecken erfüllte, als sie Andern Begierde darnach einflößt, so dankten von einem unwillkürlichen Gefühle geleitet, sämmtliche übrigen Mitglieder des Cardinalscollegiums dem Papste daß er ihnen einen so vortrefflichen Collegen gegeben habe. Der neue Cardinal wählte als Titel die Kirche von Santa Maria della Minerva, die der Papst seinetwegen unter die Titularkirchen versetzte;*) und damit der Orden des heiligen Dominicus stets sein Theil an den ihm gewordenen Ehren habe, und um unter dem Purpur noch ein Zeichen seines ehemaligen Standes zu bewahren, nannte er sich Cardinal Alexandrinus und nicht Cardinal Ghislieri, weil jener ihm von dem Pater Provincial in dem feierlichen Augenblicke seiner Profeß-Ablage ertheilte Name ihm die theuersten Erinnerungen aus seiner Kindheit und Heimath zurückrief.

*) Ursprünglich gehörte diese Kirche griechischen Nonnen vom Orden des heiligen Basilius; dann wurde sie von Gregor XI. den Dominicanern als Begräbnißstätte der hl. Katharina von Siena gegeben.

~~Pius~~ Paul IV. verlieh den Purpur nicht als eine leere Auszeichnung; indem er die hervorragendsten Männer der katholischen Welt um sich versammelte, wollte er ihre Wirksamkeit verdoppeln. Das Gebiet für die Thätigkeit der Cardinäle des heiligen Officiums erweiterte sich jeden Tag durch die Ausbreitung der Irrlehre, und Paul IV. beschloß, dem Cardinal Alexandrinus das Amt des Groß-Inquisitors über die ganze Christenheit anzuvertrauen, womit er ihn denn auch feierlich bekleidete.

Seit ihrem Entstehen hatte die Inquisition zahlreiche Modificationen erlitten. Die anfangs nur mit einer beschränkten Gewalt bekleideten Inquisitoren mußten sich, um ihre Urtheile vollstrecken zu können, unaufhörlich an den Papst wenden. Im Jahre 1263 stellte Urban IV. einen Cardinal eigens dazu an, die in Rom eingelegten Appellationen zu untersuchen und dann als letzte Instanz zu entscheiden. Dies Amt, welches sich mehr als ein halbes Jahrhundert in Kraft erhalten hatte, blieb unbesetzt bis zur Regierung Clemens VI. (1343), der es auf's neue dem Cardinal Wilhelm von Toulouse übertrug; darauf kam es wieder ab bis auf Paul III. (1534), der es unter vier Cardinäle theilte, welche von da an Cardinäle des heiligen Officiums genannt wurden. Unter Julius III. war ihre Zahl auf sechs gestiegen, allein Paul IV., der schon während seines Cardinalates an der Befestigung dieser Institution gearbeitet hatte, wollte ihm seine ganze ehemalige Autorität und Wirksamkeit wiedergeben, und das konnte nur geschehen, indem er zur alten Ordnung zurückkehrte. Sämmtliche Inquisitoren und ihre Delegirten wurden deßhalb dem Cardinal Alexandrinus unterworfen, die Bischöfe, welche zuweilen ein solches Amt bekleideten, nicht ausgenommen.

Denselben Zeitumständen verdankte auch der eben entstandene Jesuitenorden seine rasche Ausbreitung nach allen Himmelsgegenden hin. Die Irrlehre bekämpfte den Catholicismus mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit und literarischer Kritik, und

die Gesellschaft Jesu übte sich im Gebrauche derselben Waffen aus, sie leistete Hervorragendes im Studium der Texte und der Ausbildung begabter Geister. Sodann richtete der Protestantismus seine ersten Schläge gegen die Autorität des Papstes und wo er sie nicht vernichten konnte, suchte er sie wenigstens in Verruf zu bringen, und der Jesuitenorden zeichnete sich dem gegenüber aus durch strenges Festhalten an den Principien der katholischen Einheit und kindlichen Unterwerfung. Hatten weiterhin ganze Völker das Schifflein Petri verlassen, so suchte der Jesuitenorden ferne, unbekannte Länder auf, um dort das Fischernetz auszuwerfen. Sterbend vor Erschöpfung auf einem barbarischen Strande konnte der hl. Franziskus Xaverius sich nach dem glorreichen Martertode sehnen, der seiner in China wartete, aber seine Laufbahn war glänzend vollendet: er allein hatte eben so viele neue Nationen durch die Taufe dem Glauben wiedergegeben, als derselbe in der alten Welt verloren.

Das war es, was den Cardinal Alexandrinus zu heiligem Wetteifer antrieb, und von diesem Wetteifer beseelt lag er der Ausübung seiner hohen Aemter ob, ohne etwas an seiner Lebensweise oder seinen früheren Gewohnheiten zu ändern. Das Dominicaner-Gewand legte er nicht ab, seine ehemalige Strenge nnd seine gewöhnlichen Fasten behielt er bei, in seinem ganzen Leben herrschte klösterliche Einfachheit. Erfüllt von diesem Geiste, der arm im Reichthum macht und reich in der Armuth, wollte er nicht, daß seine Verwandten im geringsten auf ihn irgend welche irdische Hoffnung setzten, und ein Brief von ihm an seine Nichte Pauline Ghislieri, der uns einen Beweis von seiner Festigkeit hierin liefert, verdient einen Platz in der Geschichte.

„Liebe Nichte!

Mit Freuden habe ich aus Deinem Briefe vom 26. Febr. ersehen, daß zwischen Dir und Deinem Gatten, der ein

braver und rechtschaffener Mann ist, eine so schöne Eintracht herrscht, und daß Ihr als wahre Christen in der Furcht und Liebe Gottes lebt. Hüte Dich wohl, Dir etwas darauf einzubilden, die Nichte eines Cardinals zu sein. Die hohe Stellung, die ich in der Kirche einnehme, soll Dir ein Beweggrund des Dankes gegen Gott sein, eine neue Verpflichtung, in der Tugend Fortschritte zu machen. Bete für mich, daß mir die Gnade zu Theil werde, durch ein heiliges Leben dieser Stelle würdig zu werden, zu welcher der Statthalter Jesu Christi mich erhoben hat. Du mußt nicht wünschen, daß Gott mich noch mehr in dieser Welt erhöhe. Du siehst nur den Glanz meiner neuen Würde und Du kennst nicht die mit ihr verbundenen Sorgen, Unruhen und Bekümmernisse, von denen ich glücklicherweise im Kloster frei war.

Rücksichtlich der Angelegenheit Deines Schwagers, von der Du mir in Deinem Briefe sprichst, laß Dir gesagt sein, daß die Beneficien nicht Fleisch und Blut, sondern der Tugend und dem Verdienste verliehen werden. Bis jetzt hat mich Gottes Gnade davor bewahrt, mich mit diesem nichtswürdigen Handel abzugeben; glaube darum doch nicht, daß ich in meinen alten Tagen mein Gewissen mit solch verbrecherischen Ränken beschweren will."

Rom, den 26. März 1558.

Sein Haushalt bestand nur aus so vielen Personen als der Anstand erheischte. Er ließ es sich angelegen sein, sie selbst über ihre Pflichten zu belehren und im voraus, ehe er sie in Dienst nahm, darauf aufmerksam zu machen, daß sie nicht glauben möchten, sie kämen in den Palast eines Cardinals, sondern in ein Kloster. Waren sie mit diesen Bedingungen zufrieden und ihr Betragen demgemäß, so konnten sie manchfacher Beweise seiner Güte versichert sein. Nicht nur überlud er sie nicht mit Arbeiten, sondern

verlangte auch nie eine Dienstleistung, wenn sie aßen oder schliefen, und trieb die Schonung für sie soweit, daß er selbst die Thüre seines Vorzimmers öffnete, und das schönste Gemach seines Palastes zu ihrer Pflege, wenn sie krank waren, herrichten ließ. Was seine Leutseligkeit angeht, das Zeichen der Liebe sowohl wie der Bescheidenheit, so war sie stets die nämliche gegen Alle, welche in amtlichen Angelegenheiten zu ihm kamen oder um ihn mit lästigen Bittgesuchen zu bestürmen. Keinem wurde je eine Audienz verweigert, und sein Wandel im Großen und Ganzen wie seine geringfügigsten Handlungen ließen unwillkürlich erkennen, daß Gott ihn von Tag zu Tag höher erhoben hatte, damit er von dieser Höhe herab nützen, belehren und erbauen könne.

Karl V. hatte unterdessen seinem Sohne Philipp II. den Thron Spaniens abgetreten, gegen welchen der Papst mit Heinrich II. von Frankreich ein Bündniß schloß, das jedoch ohne Wirkung blieb. Noch ehe dieser ihm zu Hilfe kommen konnte, hatte der Herzog Alba schon den größten Theil des Kirchenstaates eingenommen und war selbst bis unter die Mauern Roms vorgedrungen, und als endlich ein französisches Heer in Italien erschien, wurde es eilig zurückberufen, da Heinrich II. selbst bei St. Quentin gegen die spanisch-niederländischen Truppen eine schwere Niederlage erlitten hatte. Dem Papst blieb nichts anderes übrig, als Philipp II. um Frieden zu bitten, der ihm auch gewährt wurde.

Von dem ersten Tage seiner Regierung an war Paul immer darauf bedacht gewesen Männer, um sich zu sammeln, die seine Pläne gegen die Nachfolger Karls V., den deutschen Kaiser Ferdinand I. und Philipp II. von Spanien, zu unterstützen auf's entschiedenste gewillt waren. Alle Caraffa hegten im Innern die nämliche Abneigung und da er ihrer Hülfe sicher war, vertraute er ihnen die Zügel seiner Regierung an. Dieser Gedanke verblendete ihn hinsichtlich seiner Neffen und er verließ sich, was die weltliche Verwaltung anbetraf, großentheils auf Karl Caraffa, ohne sich

dabei viel um andere Bedingungen als die Feindseligkeit dieses neuen Guelfen gegen die Ghibellinen zu kümmern. Als aber die Macht der Ereignisse die Aufmerksamkeit des Papstes wieder auf die inneren Zustände seiner Staaten lenkte, entdeckte ihm das Wehklagen der großen Masse Wunden, von denen er den Blick nicht abwenden konnte. Eines Tags brach er wieder in seinen gewöhnlichen Ausruf aus: „Reformation, Reformation!“ — „Jawohl, heiligster Vater, versetzte darauf der Kardinal Pacheco, Reformation! aber mit uns selbst müssen wir anfangen!“

Diese Bemerkung steigerte die bereits in der Seele des ehrwürdigen Greises herrschende Unruhe auf's höchste; er sah ein, daß die ausgedehnten Pläne, die zu seinem Alter in keinem Verhältniß standen, und das ausschließliche und ungetheilte Vertrauen in seine Verwandten viele dieser Uebelstände herbeigeführt hatten, die er laut verabscheute; bittere Klagen drangen von allen Seiten zu ihm, an seinem Hofe wüthete die Simonie, unerträgliche Steuern verschlangen, ohne daß er es wußte, Hab und Gut des Volkes, der Klöster und selbst der Hospitäler. Von einer Angst gefoltert, die weder Schwäche noch Aufschub mehr duldete, kannte Paul IV. keine Ruhe bevor er die Schändlichkeiten wieder gut gemacht hatte, mit denen man es gewagt seinen Namen zu bedecken. Die schuldigsten Mitglieder seiner Familie verurtheilte er zur Verbannung, schaffte die von seinem Neffen im voraus erhobenen Steuern ab und entsetzte jeden von ihm angestellten Beamten seiner Stelle. Sodann versammelte er ein außerordentliches Consistorium, um darin selbst das Verbannungsurtheil gegen die Caraffa auszusprechen und von ihren Freveln rücksichtslos ein wahres, getreues Bild zu entwerfen, wobei er vor Scham und Zorn, welche sein Gesicht mit dunkler Röthe übergossen, zuletzt nicht weiter sprechen konnte. Der Cardinal Farnese wagte die Bemerkung, daß Seine Heiligkeit ihre Verwandten vielleicht nicht so strafbar finden werde, wenn sie ihnen gestattete, sich zu rechtfertigen; allein der Papst unterbrach

ihn und entgegnete mit Bitterkeit: „Hätte Paul III., Ihr Vorfahr, die Verbrechen Ihres Vaters Pedro Ludovico bestraft, so würden ihn die Bewohner von Piacenza nicht in Stücke zerrissen und zum Fenster hinausgestürzt haben.“ Tiefes Schweigen herrschte nach diesen Worten in der Versammlung, und der Papst zog sich zurück bei seiner hochherzigen Festigkeit unbeugsam verharrend. Nur einer seiner Verwandten entging seinem unerbittlichen Urtheilsspruch. Es war dies der junge siebenzehnjährige Montorio, der gewöhnlich den schwachen Greis beim Gehen unterstützte und mit ihm die Horen betete. Doch behielt ihn der Papst in dieser vertrauten Stellung nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er niemals für die Verbannten irgend eine Fürbitte einlege und in seiner Gegenwart nicht einmal ihren Namen ausspreche.

Eine so heftige Erschütterung, die heroische letzte Anstrengung einer erschöpften Kraft hatte eine unheilbare Schwäche zur Folge. Die Gesundheit Pauls IV. nahm von diesem Tage an sichtlich ab und nur noch schwach glomm die Lampe des Lebens; ehe sie aber ganz erlosch, wünschte er noch eine letzte Unterredung mit Ghislieri. Stets hatte er die Inquisition als das einzige Mittel betrachtet, die Irrlehre wirksam zu bekämpfen und ihrem Fortschritte entgegen zu treten, und das Bild, welches sich seinen sterbenden Augen darbot, sollte diese Ueberzeugung nicht ändern: Der Norden Europa's zeigte nur blutige und unabsehbare Kämpfe und Spaltungen, während der wachsam gehütete Süden blühend und ruhig blieb. Das Alles wollte er Ghislieri noch einmal recht dringend an's Herz legen.

Das Ende seiner apostolischen Laufbahn, der Adel seines Charakters, die Reinheit seiner Seele hatten bei seiner Umgebung jede Spur der verflossenen bösen Tage verwischt; aber schwer hatten diese Tage auf dem Volke gelastet und die Römer ergingen sich in den heftigsten Redensarten gegen sein Andenken; die düstere Erinnerung, die er dem Cardinal Farnese in's Gedächtniß zurück-

gerufen, war nur zu sehr eine Vorahnung gewesen. Die auf dem Platze des Capitols zu seiner Ehre errichtete Statue wurde zertrümmert; den Kopf derselben schleifte man durch die Straßen in den Tiber, und die Volkswuth erging sich nicht blos in Verwünschungen und Schmähungen, sie verlangte gebieterisch, daß die Untersuchung gegen die Caraffa unter der folgenden Regierung wieder aufgenommen werde. Der Ausgang des Processes war bei solchen Anzeichen unschwer vorauszusehen: Karl Caraffa starb im Kerker und der Herzog von Montorio, der Graf Aliffe und Leonardo Cardini wurden auf der Schloßbrücke der Engelsburg enthauptet.

Viertes Capitel.

Regierungsantritt Pius' IV. — Schluß des Concils von Trient. — Tod Pius' IV.

Sensum tuum quis sciet, nisi tu dederis sapientiam, et miseris Spiritum sanctum tuum de altissimis?
Mitte illam de coelis sanctis tuis, et a sede magnitudinis tuae, ut mecum sit, et mecum laboret, ut sciam quid acceptum sit apud te.
Sap. IX. 17 u. 10.

Wer wird Deinen Sinn erkennen, wenn Du ihm nicht Weisheit gibst und Deinen heiligen Geist aus der Höhe sendest?
Sende sie herab von Deinen heiligen Himmeln, und von dem Throne Deiner Hoheit, daß sie bei mir sei und mit mir arbeite, damit ich wisse, was bei Dir angenehm sei.

Paul IV. war gestorben den 18. August 1559; Johann Angelo von Medici oder vielmehr Medichino, wurde in der

Nacht vom 25. auf den 26. Dezember zu seinem Nachfolger erwählt und nahm den Namen Pius IV. an. Der Glanz des päpstlichen Stuhles verschaffte ihm Aufnahme in das Haus der Medici von Toscana, aber er stammte aus dem Mailändischen, und seine Familie verdankte ihr Ansehen einem älteren Bruder, der durch mehrere ausgezeichnete Waffenthaten den Befehl über eine kaiserliche Armee mit dem Titel eines Marquis von Marignano erhalten hatte. Johann Angelo, zuerst einfacher Rechtsgelehrter, hatte sich durch sein Verdienst und seine Frömmigkeit zu den wichtigsten kirchlichen Aemtern emporgeschwungen und zuletzt den Cardinalshut aus den Händen Julius' III. erhalten.

Der Geist der Reaction, der die ersten Regierungshandlungen des neuen Papstes mit Blut bezeichnete, ließ für alle Cardinäle, die dem Andenken seines Vorgängers ergeben waren, das Schlimmste befürchten, und man zweifelte nicht, daß der Cardinal Alexandrinus der Ungnade, welche alle Caraffa traf, mit verfallen sei. Aber eine Anklage konnte Ghislieri nicht einmal von ferne erreichen, und Pius IV. gehorchte bei seiner Strenge einem inneren Antriebe, der seiner eigenen Neigung fremd war. Sobald er fester auf dem Throne saß beeilte er sich, seine friedliebende und versöhnliche Gesinnung zu zeigen, bemühte sich, mit den Fürsten, welche der Stolz Paul's IV. erbittert hatte, wieder freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen und sprach öffentlich den Wunsch aus, den Cardinal Alexandrinus näher an sich heranzuziehen. Durch eine außergewöhnliche Gunst bestätigte er ihn sogar in dem Amte eines Groß-Inquisitors, denn Ghislieri war der letzte Inquisitor, der mit dieser Würde bekleidet war. Aus Furcht vor Mißbräuchen, die eine so unumschränkte Machtvollkommenheit in andern Händen leicht zur Folge haben konnte, behielten Pius IV. und seine Nachfolger in Zukunft diese sich selbst vor oder theilten sie der Einrichtung Paul's III. gemäß mit einer Congregation von vier Cardinälen.

Außerdem wurde der Cardinal Alexandrinus bald darauf

zum Bischof von Mondovi in Piemont ernannt. Viel bedeutender als jene von Nepi und Sutri befand sich diese Diöcese in einem Zustande, der eine feste und geschickte Leitung erheischte, und der neue Bischof beschloß, dieselbe unverzüglich in seine eigenen Hände zu nehmen. Er verließ somit Rom am 28. Juni 1560 und nahm auf ansdrückliche Anordnung der Aerzte seinen Weg über den Badeort Lucca, um dort für ein schmerzhaftes Leiden Erleichterung zu finden.

Als der Senat von Genua seine Abreise von Lucca erfuhr, schickte er ihm vier Galeeren entgegen und der Herzog von Savoyen, Emanuel Philibert, bereitete ihm einen außergewöhnlich ehrenvollen Empfang. In Mondovi endlich angekommen, ließ er sich vor Allem die Wiederherstellung des Gottesdienstes angelegen sein, worauf er eine Visitationsreise durch seine Diöcese antrat; keine Strapazen und Ermüdungen, keine körperlichen Leiden konnten ihn da aufhalten. In jeder Kirche predigte er mit apostolischem Eifer, spendete ganzen Bevölkerungen das Sakrament der Firmung und wendete gegen jeden Mißbrauch dasjenige Mittel an, welches am besten geeignet war, eine Heilung zu bewirken und die Wiederkehr des Uebels zu verhindern.

Bosco lag fast in seiner Nachbarschaft und, obgleich seine Eltern nicht mehr lebten, wollte er doch die Heimath nicht vergessen. Die Verwüstungen, welche der Krieg angerichtet hatte, waren zwar verschwunden, allein wo wäre das Land zu finden, das keine Bedürfnisse in geistiger oder materieller Hinsicht mehr hat? Die Söhne des heiligen Dominicus sollten sich fort und fort erneuern an dem Orte, wo Ghislieri als Knabe ihnen zum ersten Male begegnet war; an der selben Stelle erbaute er darum ein Kloster seines Ordens, das bis in unsere Zeit das gastfreundliche Asyl der Tugenden seines heiligen Gründers geblieben ist. Von Bosco aus besuchte er die Väter des Klosters Vigevane, welche als

Zeugen seiner ersten Verdienste sein Kommen mit der herzlichsten Dankbarkeit begrüßten.

Unterdessen hatte sich die durch den Regierungswechsel in Rom hervorgerufene Aufregung nach und nach beschwichtigt. Die Richtung, welche die geistlichen Angelegenheiten der Kirche durch die letzten Päpste erhalten hatten, wurde von Pius IV. genau verfolgt und die Rückkehr zur Strenge der canonischen Grundsätze erlangte ein Uebergewicht, das sich mehr und mehr als heilsam erwies; die religiöse Erneuerung wartete nur noch auf ihre Besiegelung durch das Concil von Trient. Alle Anstrengungen des Papstes richteten sich darum nach dieser Seite und schon am 29. November 1560 erschien eine Ansagungs-Bulle zur Wiederaufnahme des Concils zu Ostern des nächsten Jahres. Glücklicher als der Cardinal Caraffa fand Pius IV. in seiner Familie zwei würdige Stützen seiner Politik: Marc Sitic von Altemps, Bischof von Constanz, und Carl Borromäus, Erzbischof von Mailand. Die hohe Geburt des Cardinals von Altemps, einer alten, reichsfreiherrlichen Familie entsprossen, gewährte ihm große Vortheile in den Unterhandlungen mit den Deutschen, und der Papst beeilte sich, ihn nach Trient in der Eigenschaft eines sechsten Legaten zu schicken. Carl Borromäus hatte sich trotz seiner großen Jugend bereits die Achtung Italiens erworben. Sein Oheim behielt ihn bei sich in Rom und vertraute ihm die Leitung des unaufhörlichen Briefwechsels an, den der heilige Stuhl mit den Legaten und den berühmtesten Doctoren auf dem Concile unterhielt. Allein es war dies eine bedeutende Aufgabe, die mehr als die Kräfte eines Einzelnen in Anspruch nahm. Borromäus erbat sich deßhalb den Beistand des Cardinals Alexandrinus, worauf an letzteren der Befehl erging, seinen alten Posten in Rom wieder zu übernehmen.

Schon hatte Ghislieri den Vätern des Concils indirect einen wichtigen Dienst geleistet. Der Cardinal Moronus, einer der hervorragendsten im heiligen Collegium, hatte unter der vorigen Re-

gierung den Verdacht der Häresie erregt, weßhalb ihn der strenge Paul IV. zurückrief und ihn auf der Engelsburg festsetzen ließ. Ghislieri, in dessen Bereich jeder Proceß dieser Art gehörte, verwendete auf die Aufklärung dieser Sache den größten Fleiß, und in kurzer Zeit erhielt Moronus, vor dem Tribunal der Inquisition vollständig gerechtfertigt, die Stellung wieder, welcher seiner Tugend und Gelehrsamkeit gebührte. Allein diese einfache Ehrenerklärung genügte dem Cardinal Alexandrinus nicht, er wollte daraus einen weitern Nutzen für das Concil ziehen. Im Einverständnisse mit Karl Borromäus bat er Pius IV., Moronus an Stelle des eben in Trient gestorbenen Cardinals von Mantua zum ersten Legaten zu ernennen; seine Bitte wurde ihm gewährt, und Moronus sah sich nun an der Spitze der Legation, die zur Zeit aus den Cardinälen Seripand, General der Augustiner, dem Polen Hosius, Bischof von Culm, Jakob Dupuy, Altemps und Simonette, Bischof von Pesara bestand, welch letzterem wohl eine größere Auszeichnung durch die innige Freundschaft des hl. Karl Borromäus als durch den römischen Purpur zu Theil wurde.

Diese ausgezeichneten Männer schienen die lebendige Verwirklichung des Wortes des hl. Bernard an den Papst Eugen: Ecclesiam Dei decet esse innixam columnis, eoque sacrorum senatorum munitam consilio, ut si Pontifex summus vellet aliquatenus deviare illi non sinerent, sed frenarent praecipitem, dormitantem excitarent, excedentem corrigerent; qui denique pro sua fide et sanctitate ad quaeque sancta, ad quaeque honesta eum et alios provocarent." „Es ziemt sich, daß die Kirche Gottes auf Säulen gestützt sei und heilige Rathgeber besitze, die, wenn der Papst vom geraden Wege abweichen wollte, es nicht zulassen, sondern den unbesonnen dahineilenden zügeln, den schlafenden aufwecken, den die Grenzen des Rechtes über-

schreitenden zurechtweisen, kurz die durch ihren Glauben und ihre Heiligkeit ihn und Andere zu allem Heiligen, zu allem Ehrbaren anregen würden."

Die achtzehnte Sitzung, mit der die eigentliche Wiederaufnahme der Arbeiten des Concils begann, wurde glänzend und feierlich eröffnet. Alle dabei Anwesenden versammelten sich in der Peterskirche um sich von da in Prozession nach der dem heiligen Vigilius, ehemaligen Bischofe von Trient, gewidmeten Cathedrale zu begeben. Zuerst kamen die regulären Orden, dann die Priester und Canoniker, zuletzt die Bischöfe und Erzbischöfe, deren Zahl sich auf hundert und zwölf belief; den Schluß bildeten die Legaten, gefolgt von den Gesandten der Fürsten.

Unter Paul III. und Julius III. waren die Gesandten Karl's V. Don Diego von Mendoza und Don Franzesco von Toledo gewesen. Unter Pius IV. wurden Ferdinand und Philipp II. durch den Grafen von Luna und den Marquis von Pescaro, Franz I., Heinrich II. und Karl IX. nacheinander durch Claudius d'Urfé, Jakob de Linières, den Präsidenten du Ferrier,[1] den Herrn de Lansac und den Präsidenten de Pibrac vertreten.

Trotz der eingebildeten Befürchtung der Protestanten konnte über die Freiheit der Discussion auf dem Concil kein vernünftiger Zweifel entstehen; gerade die Kirche hat für die moderne Zeit die Redefreiheit geschaffen, sie hatte ihr bereits einen Thron errichtet, ehe die Völker daran dachten, ihr nur eine Tribüne zu gewähren. Mit unpartheiischer Gerechtigkeit führten die Legaten des heiligen Stuhles bei allen Debatten stets den Vorsitz, jede Nationalität brachte auf eine fremde Erde das ihr Eigenthümliche unverletzt mit und gestand der Einheit nur das zu was sie der beweisenden Vernunft nicht streitig machen konnte. Der Cardinal Madruce brachte die der deutschen Kirche eigenthümlichen Anschauungen zur Geltung, der Cardinal Pacheco bestand leidenschaftlich auf den Forderungen der Spanier. Ein Kapitel, zuweilen ein einziger

Artikel, wurde, bevor er der öffentlichen Discussion unterlag, fünf bis sechs Monate in einer Menge von Congregationen und besonderen Conferenzen ausgearbeitet. Bei der Frage über die Rechtfertigung ließ sich der Bischof von Cava, ein Neapolitaner, so von seiner Heftigkeit hinreißen, daß er einen griechischen Prälaten, den Bischof von Chiron, am Barte faßte und ihn in's Gesicht schlug. Die Franzosen zogen ihrer gewöhnlichen Kühnheit in schlagfertigen Antworten und witzigen Anspielungen keine engen Grenzen. Eines Tages sprach gerade der Bischof von Lavaur; der Bischof von Orvieto machte die Bemerkung, daß der spanischen Steifheit die französische Tobsucht folge und sich zu seinen Collegen hinwendend sprach er: „Gallus cantat, der Hahn (der Franzose) kräht!" Das Wort war dem Prälaten nicht entgangen und in seiner Rede innehaltend entgegnete er auf der Stelle: „Utinam illo gallicinio Petrus ad resipiscentiam excitetur! Gebe der Himmel, daß Petrus durch diesen Hahnenschrei zu einer Sinnesänderung gelange!" Das von den Lutheranern so gerne immer wieder gebrauchte Witzwort des Herrn von Lansac verdient nicht, hier wiederholt zu werden, obgleich es eine wahre Bezeichnung für den Zustand einzelner Geister war, die sich nicht offen als Häretiker bekannten.

Nach Ueberwindung mancher innerer Schwierigkeiten, die nicht weniger als die äußern Hindernisse dem guten Fortgange des Concils nicht besonders günstig waren, konnte endlich in der fünfundzwanzigsten, am 3. Dezember 1563 eröffneten Sitzung der Schluß erfolgen. Sämmtliche Acten waren auf's neue mit ängstlicher Sorgfalt wieder durchgesehen worden; ein Secretär erschien vor den versammelten Vätern und stellte ihnen die Frage, ob sie vom Papste durch die Legaten die Bestätigung ihrer Decrete verlangten. Alle, mit Ausnahme von dreien, bejahten diese Frage. Der Präsident, Cardinal Moronus, ertheilte darauf den Segen und sprach: „Nachdem ihr nun Gott Dank gesagt, ziehet

euch zurück, ehrwürdige Väter!" und alle antworteten: „Amen!" Diejenigen, welche noch irgend eine Abneigung gegen den Einen oder den Andern ihrer Amtsbrüder bewahrt hatten, umarmten denselben gerührt, und gegenseitig wünschte man sich Glück, die letzte Hand an das große Werk gelegt zu haben. Der Cardinal von Lothringen bestieg die Rednerbühne und sprach die innigsten Wünsche und Worte des Segens für den Papst, den Kaiser, die Könige, Fürsten, Republiken, die vorsitzenden Legaten, kurz alle Theilnehmer und Mitglieder des Concils, und in Bezug auf die erlassenen Decrete, die veröffentlicht werden sollten, rief er aus: „Das ist der Glaube des heiligen Petrus und der Apostel, das ist der Glaube der Väter, der Glaube der Rechtgläubigen."

Die Legaten schlossen darauf diese denkwürdige Sitzung, indem sie unter Strafe der Excommunication die auf die Unterschrift der Acten des Concils bezüglichen Formalitäten vorschrieben und sodann das Tedeum anstimmten. Die Zahl der Unterschreibenden betrug Zweihundert fünf und fünfzig, nämlich: vier Legaten, zwei Cardinäle, drei Patriarchen, fünfundzwanzig Erzbischöfe, hundertachtundsechzig Bischöfe, neunundddreißig Procuratoren, sieben Aebte, sieben Ordensgeneräle. Alle fügten bei den Worten: „Ich habe unterschrieben," weiter hinzu: „und entschieden."

Die Väter wünschten dringend, daß die Gesandten der Fürsten auch die Decrete unterschrieben, damit ihre Annahme in den betreffenden Ländern um so gesicherter sei; allein die Rangstreitigkeiten, welche fortwährende Reibereien schon in den Sitzungen des Concils veranlaßt hatten, machten auch diesen Punkt noch zu einem recht schwierigen. Um jeden Stein des Anstoßes zu entfernen mußte man zu dem Auskunftsmittel seine Zuflucht nehmen, jeden Gesandten in einem besonderen Actenstücke die Verhandlungen unterschreiben zu lassen. Der Graf von Luna, Vertreter Philipps II., gab seine Unterschrift nur mit dem Vorbehalt: „Vorausgesetzt, daß der katholische König seine Zustimmung dazu gibt." Die fran-

zösischen Bevollmächtigten hatten sich schon seit einigen Monaten in Folge politischer Zerwürfnisse nach Venedig zurückgezogen. Sigismund von Town unterzeichnete nicht allein im Namen des Kaisers Ferdinand, sondern auch als Gesammtvertreter Polens, Savoyens, der Stadt Florenz und Malta's.

Von dem Schlusse des Concils in Kenntniß gesetzt, erwartete Pius IV. seinerseits mit Ungeduld den Augenblick, die päpstliche Bestätigung ertheilen zu können. Am 13. Dezember 1563 berief er die Cardinäle und hieß sie am andern Tage zu einer Danksagungsprozession zusammenkommen, die sich denn auch unter großem Andrang des Volkes von der Basilika St. Peter nach der Kirche della Minerva begab. Den 24. Januar 1564 endlich billigte und bestätigte er in einem besonderen Consistorium die Acten des Concils, nachdem er sie vorher von sämmtlichen Mitgliedern des heiligen Collegiums hatte unterzeichnen lassen. Bevor sie auseinandergingen hatten die Väter des Concils dem Papste die Abfassung eines neuen und vollständigen Katechismus als Fortsetzung ihrer Aufgabe übertragen. Die Zahl der Werke dieser Art war eine beträchtliche, aber keines hatte noch die allgemeine Zustimmung gefunden, und der Sorgfalt des heiligen Stuhles wurde nun eine so wichtige Arbeit anvertraut. Es war dies die Krone des großen Werkes, das die Väter so eben vollendet hatten; Pius IV. beeilte sich darum, ihrem Wunsche zu entsprechen, indem er dazu die geeigneten Theologen bestimmte, und zur größten Freude Ghislieri's fiel die Wahl auf Mönche seines Ordens. Es waren der Portugiese Franzisco Fureiro, Leonardo Mario, Erzbischof von Lanciano und Egidis Foscarari, Bischof von Modena, die sich sogleich an ihre Arbeit machten; der berühmte Philologe Paulus Manutius wurde ihnen zur Revision des lateinischen Textes beigegeben.

Ein erhabenes und für die Kirche tröstliches Schauspiel bleibt die Geschichte dieses Concils. Einige Päpste, kranke und schwache Greise, führten glorreich ein Werk zu Ende, das unter Schrecken

erregenden und unheilvollen Vorzeichen begonnen worden. Alle vorhergesehenen Hindernisse und Widerwärtigkeiten trafen ein. Vor Pest und Krieg mußte die Versammlung die Flucht ergreifen, auf Unterbrechungen folgte die Verlegung des Concils. Aber nichts von alle dem konnte den Sieg über es davontragen. Während seiner ganzen Dauer wurde es beunruhigt durch die drohenden Forderungen der einzelnen Nationen, die Protestanten welche es ungestüm verlangt hatten, weigern sich, es zu beschicken, die Gesandten werfen ihm eine zu große Unterwürfigkeit gegen den heiligen Stuhl vor, dieser wacht über die Vorrechte seiner Oberhoheit und ergreift seine Maßregeln gegen die Uebergriffe seitens der weltlichen Macht. Wer sollte unter all' diesen Wechselfällen, Angesichts der katholischen Lehre, die auf Gnade und Barmherzigkeit den zeitlichen Interessen, den menschlichen Leidenschaften und Zwistigkeiten anheimgegeben erscheint, wer sollte da nicht die größte Gefahr befürchten, wo man gehofft hatte, Hülfe und Abwehr zu finden?

Wie auf dem Marsche der Israeliten durch die Wüste, so begegnet man auch hier Stunden des Murrens und der Entmuthigung, aber das gelobte Land ist das Ziel der Reise und es wird erreicht. Wie an der Spitze des auserwählten Volkes, so offenbart sich auch hier die Gegenwart des göttlichen Führers in feuriger Gestalt. Nach stürmischen Berathungen, bitteren Anklagen und Vorwürfen zeigt sich in der Abstimmung eine Weisheit und Mäßigung ohne Gleichen. Weitschweifige oder unklare Reden erzeugen Beschlüsse von wunderbarer Bündigkeit und Klarheit, in der jedes Wort eine Wahrheit bekräftigt, einer Einwendung zuvorkommt, eine Irrlehre widerlegt oder eine Freiheit bestätigt. In dem Augenblick wo Alles zur Unordnung beitrug und der Auflösung entgegen zu eilen schien, da zeigt sich Gott, und auf dem Concil findet eine plötzliche und wunderbare Veränderung statt. Friede und Eintracht erscheinen, und es wird Tag und hell in der Christenheit.

Bei aller Freude, die auch Ghislieri über den glücklichen Ausgang des Concils empfand, verlor er aber mehr untergeordnete Interessen nicht aus dem Auge. Pius IV. befolgte in seiner weltlichen Politik Grundsätze, welche denen seines Vorgängers entgegengesetzt waren. Die Pläne und Bemühungen Pauls IV. gegen die Fremdherrschaft waren gescheitert, nachdem sie blutige Kriege auf italienischem Boden zur Folge gehabt hatten. Sein Nachfolger hatte Italien den Frieden wiedergegeben, aber nur durch viele und manchfache Zugeständnisse, die er seinen Nachbarn machte, und bei solchen Gelegenheiten scheute sich Ghislieri nicht, oft dem Papste selbst mit Festigkeit entgegenzutreten und zu widersprechen. So hatten die Großherzoge von Toscana und Mantua für zwei junge Prinzen ihrer Familie, den dreizehnjährigen Ferdinand von Medici und den zwanzigjährigen Friedrich von Gonzaga den Cardinalshut verlangt. Der Papst wagte nicht, dies unziemliche Begehren zurückzuweisen, und mehrere Cardinäle, die er darüber zu Rathe zog, waren auch der Meinung, daß man keine abschlägige Antwort ertheilen dürfe. Anders urtheilte Ghislieri. „Ew. Heiligkeit", sprach er, „möge mir die Bemerkung gestatten, daß, nachdem das Concil von Trient unter vieler Mühe und Sorgfalt lange daran gearbeitet hat, die Verbesserung der Sitten und Wiederherstellung der Disciplin zu erreichen, welche durch die unseligen Zeitumstände in einen kläglichen Verfall gerathen waren, es allen Bischöfen zum Aergerniß gereichen würde, wenn sie eines ihrer strengsten Decrete so schlecht in Anwendung gebracht sähen. Die Kirche hat keine Kinder nöthig, sondern vollendete Männer." — Und er widersetzte sich dem Vorhaben des Papstes so heftig, daß wenigstens vorläufig keine Rede mehr davon war. Allein die beiden Fürsten verdoppelten ihre Bitten; die Medici stützten sich dabei auf die Ansprüche einer Verwandtschaft, die unlängst zu offen erstrebt worden war, um sie nachher so leicht bei Seite setzen zu können, und überwandten endlich die Bedenken des Papstes.

Ihre Gesandten mußten deßhalb der Etiquette gemäß jedem Mitgliede des Cardinals-Collegiums einen Danksagungsbesuch abstatten. Als sie sich Ghislieri vorstellten, konnte dieser seine Betrübniß nicht verbergen: „Sie schulden mir keinen Dank, sprach er, denn ich habe mich aus allen Kräften dieser Ernennung widersetzt."

Bald darauf hatte er mit dem Könige von Frankreich den Kampf des Gewissens gegen die Gewalt zu bestehen. Karl IX. verlangte, daß man dem Cardinal Farnese die Stelle eines Legaten in Avignon entziehen und dem Cardinal Karl von Bourbon übertrage. Der Papst zeigte sich dazu bereit, allein Ghislieri ermangelte nicht, ihn mit seinem gewöhnlichen Freimuthe auf die Nachtheile aufmerksam zu machen, welche der Religion hieraus erwachsen könnten, so daß letzterer seinen Gründen nachgab. Aber er war doch verdrießlich geworden. Immer diesen unbeugamen Widerstand findend, wenn er es für nöthig erachtete, den Forderungen gegenüber, mit denen der römische Hof bestürmt wurde, größere Willfährigkeit zu zeigen, schien ihm seine Unzufriedenheit in seinen Augen hinlänglich gerechtfertigt und er wollte diese auch thatsächlich zu erkennen geben. Demgemäß wurde die Machtvollkommenheit des Groß-Inquisitors beschränkt und Ghislieri die Wohnung, welche er im Quirinal inne hatte, entzogen.

Der Cardinal zeigte sich über dies neue Verfahren gegen ihn weder erstaunt noch beunruhigt. Seine Diöcese verlangte ihn zurück, seine Thätigkeit schien ihr nothwendiger und nützlicher zu sein, und darum beschloß er, sich ganz seiner Heerde zu widmen. Die Anstalten zur Abreise wurden sofort getroffen, seine Möbel eingeschifft und schon wollte er ihnen folgen, als er erfuhr, daß das Schiff, welches sein Gepäck trug, Seeräubern in die Hände gefallen sei. Dies Mißgeschick war für ihn kein Grund, einen andern Entschluß zu fassen, und auf's neue begann er seine Vorbereitungen, die aber nicht rasch vor sich gehen konnten wegen der Armuth, in der er sich immer durch seine große Freigebigkeit befand. Zugleich

gab seine durch anstrengende Arbeiten geschwächte Gesundheit Anlaß zu den lebhaftesten Befürchtungen und ein heftiger Anfall eines Blasensteinleidens im Juli 1564 ließ ihn hoffen, zu Gott zurückkehren zu können. Jedoch ganz und gar in den Willen der Vorsehung ergeben, dachte er mit derselben Heiterkeit des Geistes an seine Wiederherstellung wie an sein Ende. Unter den Vorbereitungen zur Abreise in seine Diöcese traf er zugleich die Vorkehrungen zu seinem Begräbnisse und freudig der Stunde entgegensehend, in welcher der Tod ihm die so willkommene Ruhestätte unter seinen Ordensbrüdern anweisen werde, verfaßte er nachstehende Grabschrift, die in der Kirche della Minerva auf einem bescheidenen Steine eine Stelle finden sollte:

Ad laudem D. O. M.
Michael Ghislierius
Ex oppido Boschi, agris Alexandrinis,
Ord. praed.
Divina misericordia
Tit. S. Sabinae presbyt. Cardinalis.
Noscens
Terram terrae se redditurum
Ob certam resurrectionis spem,
In Virginis Dei genitricis templo,
Cujus
Et sanctorum ac piorum viventium
Cupiens adjuvari suffragiis,
Locum hunc vivens sibi statuit,
In quo cadaver
Cum suum obierit diem,
Poni curavit,
Ann. agens suae aetatis LX.
Et hum. salut. ann. MDLXIV.

Allein die Hand, die ihn bis jetzt geleitet hatte, unterstützte die Anstrengungen der Aerzte; die Krankheit ließ nach, die Genesung machte rasche Fortschritte und die Kirche hatte bald die

Freude ihn wieder völlig hergestellt zu sehen. Als er im Begriffe stand, nach Mondovi abzureisen, erneuerten die Cardinäle ihre Bemühungen beim Papste, um ihn behalten zu können, und letzterer verbot ihm im Hinblick auf die große Leere, welche die Abwesenheit Ghislieri's im Cardinals-Collegium verursachen würde, Rom zu verlassen.

Ueberdieß fühlte Pius IV. daß bei seiner zunehmenden körperlichen Schwäche sein Ende herannahe, und der Winter verschlimmerte noch seinen Zustand. Voll Unruhe eilte Carl Borromäus nach Rom; die Aerzte verhehlten ihm nicht, daß für die Erhaltung seines Oheims keine Hoffnung mehr vorhanden sei, und der Cardinal begab sich darauf in das Krankenzimmer, um den ehrwürdigen Greis auf das Herannahen der letzten Stunde vorzubereiten. Seine Gegenwart, die Heiterkeit seines Antlitzes, seine salbungsvollen Worte, nahmen dem Tode seine natürliche Bitterkeit; neben ihm befand sich noch der h. Philippus Neri im Sterbezimmer, und in den Armen dieser beiden Tröster hauchte Pius IV. am 9. December 1565 seine Seele mit den Worten aus: „Nunc dimittis servum tuum!“

Fünftes Capitel.

Wahl und Regierungsantritt Pius' V.

O clavis David et sceptrum domus Israel, qui aperis et nemo claudit, claudis et nemo aperit, veni, et educ vinctum de domo carceris sedentem in tenebris et umbra mortis:
Is. XXIII; Jer. LI, LII.

O Schlüssel Davids und Scepter von Israel, der du öffnest, ohne daß Jemand zu schließen vermöchte, der du schließen, ohne daß Jemand öffnen kann, komme und führe heraus den Gefesselten aus dem Hause der Gefangenschaft, der da sitzt in Finsterniß und im Schatten des Todes.

Ein Conclave ist bei den immer darin herrschenden verschiedenen Anschauungen und Ansprüchen der Gefahr ausgesetzt, sich in eine Länge zu ziehen, die dem Wohle der Religion nichts weniger als förderlich ist. Die Verlegenheit selbst, wem unter so vielen würdigen und tugendhaften Männern der Vorzug zu geben sei, dann die Politik der weltlichen Fürsten, Uneinigkeiten jeder Art vermehren die Schwierigkeiten, bis endlich der Hauch des Geistes Gottes darüber hinweht und oft der Stirne des Demüthigsten und Verborgensten von Allen das Zeichen der Erwählung aufdrückt.

Das Conclave, welches dies Mal zusammentrat, war durchaus nicht frei von diesen gewöhnlichen Uebelständen. Die Blicke Aller waren zuerst auf den Erzbischof von Mailand gerichtet. Carl Borromäus war erst dreiundzwanzig Jahre alt, als sein Oheim ihm den Purpur verlieh, und der junge Cardinal hatte sich durch sein Benehmen in den mißlichsten Angelegenheiten nicht weniger

die Liebe des Volkes, als das Zutrauen der Könige erworben. Im Alter von kaum achtundzwanzig Jahren sah er sich jetzt an der Spitze derjenigen Partei, welche unter den Cardinälen, die zum größten Theile von seinem Oheim ernannt worden, die meisten Anhänger zählte, und die auswärtige Politik neigte entschieden zu seinen Gunsten hin; — mit Freuden hatte Philipp II. seine Erhebung auf den Stuhl einer der ersten Diöcesen seiner Staaten begrüßt.

Der Hof von Madrid war seit mehreren Jahren ein gewöhnlicher Aufenthaltsort für die italienischen Fürsten geworden; die Orsini, die Rovero u. s. w. hatten daselbst bedeutende Aemter inne, und seinerseits nahm der junge spanische Adel seinen Weg über Neapel und Mailand, um an den Hochschulen Bologna's und Padua's seine Bildung zu erhalten; die Interessen, welche Rom am unmittelbarsten berührten, vereinigten sich somit in der Person des Sohnes Carls V. und er kam gerne den friedlichen Absichten des h. Collegiums entgegen. Das Deutsche Reich war in einem Zustande der Schwäche und Zerrüttung nach Ferdinand I. in die Hände Maximilians II. übergegangen. Frankreich sah voll Unruhe, wie die Minderjährigkeit Carl's IX. sich unter der Vormundschaft der eifersüchtigen Catharina von Medici mehr und mehr verlängerte. Der König von Portugal, Don Sebastian, war erst vierzehn Jahre alt, und der Thron Englands, auf dem Elisabeth saß, zählte nicht mehr zu den katholischen.

Der ganzen Größe seiner Verantwortlichkeit sich vollkommen bewußt, trat Carl Borromäus in das Conclave mit dem festen Entschlusse, seine persönlichen Neigungen dem Wohle der Christenheit zum Opfer zu bringen, und er hielt Wort. Bereits am ersten Tage wurden die Cardinäle Moronus und Sirlet auf seinen Antrag hin zur Wahl vorgeschlagen. Ersterer war schon als erster Legat auf dem Concile von Trient rühmlich bekannt, letzterer einer der gelehrtesten Männer seines Jahrhunderts, sehr bewandert in

den schönen Wissenschaften, in der griechischen und hebräischen Sprache. Carl hatte Moronus bereits viele Stimmen gewonnen, als er auch zum Cardinal Alexandrinus kam, der in seiner Zelle eingeschlossen eifrig dem Gebete oblag, damit der Himmel den Mann erkennen lasse, den er sich auserkoren. Mit der Wahl Moronus' war er aus mancherlei Gründen nicht einverstanden, und da er in seinem Widerstande gegen dieselbe unerschütterlich blieb, schlug ihm Carl Borromäus den Cardinal Sirlet vor. Ihm versprach Ghislieri seine Stimme zu geben und erklärte sich selbst bereit, auf einige seiner Freunde zu seinen Gunsten einwirken zu wollen. Allein andere Cardinäle widersetzten sich dieser Wahl, nicht weil sie die Tugend und die Verdienste Sirlet's bestritten, sondern weil die Kirche nach ihrer Ueberzeugung eher einen Staatsmann als einen Gelehrten zum Papste nöthig habe.

Da Borromäus sah, daß diese Uneinigkeit zu weiter nichts führte, als das Conclave in die Länge zu ziehen, kam ihm plötzlich der Gedanke, Ghislieri vorzuschlagen, und er zweifelte nicht, daß dieser Name alle Bedenken überwinden werde. Er besprach sich darüber mit Moronus und dem Cardinal Farnese, allein diese entgegneten ihm, daß die allergewöhnlichste Klugheit diese Wahl verbiete; da Ghislieri der Cardinalshut von Paul IV. verliehen worden, dessen Familie eine so grausame Behandlung von Pius IV. erfahren hatte, so setze man sich der Gefahr unvermeidlicher Repressalien Seitens eines alten Freundes der Caraffa aus. Obschon sich vom menschlichen Standpunkte aus gegen diese Befürchtungen nichts einwenden ließ, machten sie doch nicht den geringsten Eindruck auf Carl Borromäus, den eigenen Neffen des Verfolgers der Caraffa, und seine Freunde daran erinnernd, wie sie beide zusammen unter der Regierung Pius IV. einträchtig gearbeitet und gewirkt, bat er sie, wie er es selbst thue, nur in dem Charakter Ghislieri's eine Bürgschaft zu suchen. Seine Uneigennützigkeit trug endlich den Sieg davon, die drei Cardinäle begaben sich, nachdem

alle übrigen in ihrem Sinne gestimmt hatten, in die Zelle Ghislieri's, um ihm das Resultat der Wahl mitzutheilen.

Einem tiefen Erstaunen folgte der Widerstand seiner Demuth; allein Borromäus, Moronus und Farnese hatten wohl vorausgesehen, daß sie noch diesen letzten Kampf zu bestehen haben würden. Mit der ganzen Kraft ihrer Beredsamkeit suchten sie ihn zur Annahme der Wahl zu bestimmen, und als sie zuletzt einsahen, daß alle ihre Gründe nichts gegen seine Unbeugsamkeit vermochten, zogen sie ihn fast mit Gewalt aus seiner Zelle und führten ihn mit sich fort nach der Capelle, wo die Adoration, die erste einem neu erwählten Papste dargebrachte Huldigung, stattfindet.

Sobald er erschien, warfen sich ihm sämmtliche Cardinäle zu Füßen und begrüßten als Papst den Aermsten unter ihnen, Denjenigen, der keiner Partei angehörte, der aber vom h. Carl Borromäus vorgeschlagen und eines Tages der heilige Pius V. heißen sollte.

Zur Gültigkeit der Wahl war aber noch die Zustimmung und die feierliche Annahme derselben seinerseits erforderlich; erst nach langem Zögern, nach vielen Thränen und Betheuerungen seiner Unwürdigkeit, willigte er ein und nahm den Namen Pius V. an, als ein neues Zeichen seiner Verpflichtung gegen Gott und einen Beweis seiner Freundschaft und Zuneigung zu Carl Borromäus, den er so durch das Andenken an Pius IV. ehrte. Mit den päpstlichen Gewändern bekleidet, ließ sich nun der neu Erwählte auf einem an den Altar sich anlehnenden Sitze nieder und empfing die erste Huldigung oder Adoration der Cardinäle, zugleich mit dem Handkusse und einem Kusse auf die beiden Wangen, worauf der Cardinal-Kämmerer erschien und ihm den Fischerring an den Finger steckte, den der Papst dem Ceremonienmeister übergab, welcher die Eingrabung des neuen Namens darauf zu besorgen hatte. Der erste Cardinal-Diacon bat sodann Se. Heiligkeit um Erlaubniß, seine Erhebung dem Volke zu verkünden, und von einem

Ceremonienmeister begleitet, der das päpstliche Kreuz trug, begab er sich an das auf den Platz des Quirinals hinausgehende vermauerte Fenster, welches nur für diesen feierlichen Augenblick geöffnet wird, und theilte der ungeduldig harrenden Menge das Resultat der Wahl in folgenden Worten mit: »Annuntio vobis gaudium magnum: Papam habemus em. ac rev. Alexandrinum cardinalem, tituli S. Sabinae presbyterum, qui sibi imposuit nomen: Pium quintum. — Ich verkünde euch eine große Freude: wir haben zum Papste den sehr erhabenen und verehrungswürdigen Cardinal Alexandrinus vom Titel der h. Sabina, der den Namen Pius V. angenommen hat."

Am nämlichen Abende versammelten sich die Cardinäle in der Sixtinischen Capelle und der Papst begab sich zu Wagen aus dem Quirinal nach dem Vatican. Abermals legte er die päpstlichen Gewänder von weißer Seide an, setzte die weiße Calotte auf, zog Schuhe von rothem Sammt mit einem darauf gestickten goldenen Kreuze an, worauf die zweite Huldigung und der Fußkuß statt hatten.

Diese Beweise tiefer Ehrfurcht sind so alt als das Papstthum selbst. Der Hauptmann Cornelius warf sich dem h. Petrus zu Füßen und bekundete durch alle Zeichen der äußeren Demuth die Verehrung, welche er für den Apostelfürsten hegte, und von diesem Geiste des Hauptmanns durchdrungen, beugen sich noch täglich die Gläubigen vor dem Statthalter Jesu Christi in den Staub. Die Sitte, dem Papste den Fuß zu küssen, hat keinen anderen Ursprung und ist eben so alt. Die heidnischen Kaiser verlangten diese Huldigung als etwas ihrer Person und ihrer Macht Gebührendes und trugen zu dem Zwecke mit kostbaren Steinen besetzte Fußbekleidungen; die Päpste ließen schon in den ersten Zeiten der Kirche anstatt dessen ein Kreuz auf ihre Sandalen heften, welches sie den Gläubigen zum Kusse und zur Verehrung darreichten, zum Zeichen,

daß diese Ehre nicht ihrer Person, sondern dem gekreuzigten Gotte gebühre.

Aus der Sixtinischen Capelle begab sich Pius V. von dem h. Collegium und sämmtlichen Prälaten geleitet, nach der St. Peterskirche. Nachdem er am Altare, wo das Allerheiligste aufbewahrt wurde, ein inniges Gebet verrichtet, lenkte er seine Schritte nach dem Altare, auf dem der päpstliche Thron errichtet war, um dort die dritte Huldigung entgegen zu nehmen, während die ganze Kirche ihm jubelnd in dem Hymnus »Te Deum« zujauchzte. Seinen Sitz verlassend, schritt er bis zu den Stufen des Altars hinab und ertheilte von da in aufrechter Stellung dem Volke seinen ersten Segen. Ein Prälat verbrannte während dieser Ceremonie nach alter Sitte vor dem Papste drei kleine Wergbüschel, indem er ihm die Worte zurief: »Sic transit gloria mundi!«

So sah sich der demüthige Mönch auf ein Mal zur höchsten Stufe menschlicher Würde erhoben; seine Kutte wird fortan von Seide gewebt, sein Kloster der Vatican sein und seine große Seele, welche den Heldenmuth im Gehorsam fand, steht nun da erhaben über die Reiche der Welt. Aber Ghislieri bewahrt seine Ruhe und bleibt sich selbst treu, er wird herrschen wie er gelebt hat, durch das Gebet, betend sucht er Rath bei Gott, herrschend gehorcht er. Nachdem er die Demuth durch Waffen besiegt, welche gewöhnlich nur angewandt werden, um den Stolz zu Boden zu werfen, lenkt er den Blick von sich selbst hinweg und läßt ihn künftig über die ganze Erde schweifen.

Schon im Leben des Cardinals Alexandrinus lassen sich unschwer die Vorzeichen seines glorreichen Pontificates erkennen. Zu einer Zeit in die Kirche eingetreten, in der sie entkräftet und entstellt darniederlag, entfaltete er vom ersten Augenblicke an die Weisheit, die Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, nach der sie dürstete, und die er einst in Strömen von den sieben Hügeln sollte herabfließen lassen, um die Christenheit zu erfrischen und zu beleben.

Ohne abstoßend noch stolz zu sein, war er stets ernst und wachsam gewesen; für keine Unordnung blind, wußte er doch immer milde zur rechten Zeit zu sein; unnachsichtig gegen jeden Mißbrauch bewahrte er in seinem Herzen doch immer eine offene und gastfreundliche Stelle für die Reuigen, mußte er Vergehen bestrafen, so überschritt er dabei nie die Grenzen der Pflicht. Nur Gott zu seinem Führer nehmend, erwarb er sich die Liebe der Guten, wurde er der Schrecken der Bösen. Sein Aeußeres war der getreue Spiegel seiner Seele geworden, sein abgemagertes Antlitz war heiter und strenge zugleich; sein langer weißer Bart schien die natürliche Zierde eines Mundes zu sein, aus dem nur verehrungswürdige Worte kommen, und seine kahle Stirne trug schon vor der Tiara die dreifache Krone des Alters, der Wissenschaft und Tugend. Schnell erkannten die Römer, daß man von seiner Regierung nichts zu fürchten habe als die Strenge, eine Besorgniß, die sich ziemlich allgemein verbreitete und dem Papste selbst ausgedrückt wurde, welcher sich mit der Bemerkung begnügte: „Handeln wir so, daß sie mehr betrübt über meinen Tod, als meinen Regierungsantritt sind.“

„Es gibt,“ sagt Hume, „einen Grad der Tiefe wie der Höhe, von dem aus die menschlichen Dinge, wenn sie da angelangt sind, den Rückweg antreten, und den sie fast nie überschreiten, weder im Steigen noch im Sinken.“ Dieser Ausspruch schien sich bis dahin an den Völkern und Institutionen zu vollziehen, denen Gott nichts verheißen hatte. Zu jener Zeit, in die wir jetzt eintreten, glaubten die Protestanten ihn auf die Nachfolger des h. Petrus anwenden und so die göttlichen Verheißungen, auf die das Papstthum sich stützt, Lügen strafen zu können, aber mitten aus den Trümmern steigt der Gegenbeweis empor. Das Concil von Trient hat alle Wünsche erfüllt, alle Probleme gelöst. Allein das genügt noch nicht, es bedarf noch einer wirksamen Bestätigung, einer strengen Vollstreckung, und die oberste Gewalt fällt

einem Papste zu, dessen Geist frei ist von Furcht, dessen Frömmigkeit noch größer ist als sein Geist.

Bevor wir uns jedoch mit dem, was er geleistet und gethan, im Einzelnen beschäftigen, wollen wir noch die Mitarbeiter kennen lernen, welche die Vorsehung ihm gesandt hatte. Will Gott einen weltlichen König auszeichnen, so rüstet er seine Krieger und Rathgeber mit glänzenden Fähigkeiten aus, will er einem Papste seine besondere Gunst zuwenden, so gibt er ihm große Minister und tapfere Streiter auf dem geistlichen Gebiete, d. h. Heilige. Eine solche Hülfe, eine solche Umgebung fehlte Pius V. nicht. Das Kloster und der Episcopat, das Heer und die Schule lieferten der Kirche Helden, damit alle Stände und alle Länder Zeugniß ablegen sollten von dem unversiegbaren Lebenssafte, der in den verborgenen Adern des Katholicismus fließt. Der h. Thomas von Villanova, Erzbischof von Valencia, lebte wieder auf in dem h. Petrus von Alcantara, in dem h. Felix von Cantalicien, dem h. Philippus Neri, Ignatius, Franciscus Borgia, dem h. Franciscus Xaverius, Johannes von Gott und Aloysius von Gonzaga.

Die Nachkommenschaft der h. Frauen war nicht weniger fruchtbar. Die h. Veronica, welche zu Ende des 15. Jahrhunderts starb, lebte im 16. wieder auf in der h. Catharina von Ricci und der h. Theresia, während im Jahre der Thronbesteigung Pius V. selbst in Peru die h. Rosa von Lima das Licht der Welt erblickte.

Der h. Carl Borromäus, unter dessen Auspicien das neue Pontificat begonnen hatte, nimmt die erste Stelle unter der Zahl der unmittelbaren Mitarbeiter des Papstes ein. Philippus Neri verdient nicht weniger eine besondere Erwähnung. Sein ganzes Streben war darauf gerichtet, die durch die gelockerte Zucht erloschene Andacht und Liebe zu den hh. Sacramenten wieder zu erwecken und zu beleben. Mit Hülfe einiger Freunde brachte er es im Anfange dahin, ganze Bevölkerungen zum Richterstuhle der Buße

und dem Tische des Herrn zurückzuführen, und gründete später die Congregation von der h. Dreifaltigkeit, welche den Zweck hatte, die armen Pilger, welche jährlich in der Charwoche nach Rom wallfahrteten, unentgeltlich aufzunehmen und zu verpflegen. Paul IV. überließ ihm die Kirche des h. Benedict, und die Freigebigkeit der Helena Orsini setzte ihn bald in Stand, ein Haus zu errichten, das geräumig genug war, neunhundertfünfzig Fremden Gastfreundschaft zu gewähren, und in welchem noch bis jetzt die ersten Familien Roms am grünen Donnerstage die Bettler bei Tische bedienten und ihnen die Füße wuschen. Die Tracht, welche Philipp seinen Mitbrüdern gab, war ein rothes Gewand, das Zeichen der glühenden Nächstenliebe, und nicht weniger eifrig, dem Volke zugleich das Brod des Gebetes zu spenden, rief er jeden Abend seine Schüler zum Gebete und zur Betrachtung zusammen, woher ihre gewöhnliche Benennung „Oratorianer" stammt.

Der h. Franciscus Borgia, der zweite Nachfolger Loyola's, verließ sein Herzogthum Gandia, um in die Gesellschaft Jesu einzutreten, zu deren General er im Jahre 1565 ernannt wurde. „Er stammte," sagt sein Geschichtschreiber, „von den Königen Aragoniens ab, war verwandt mit den Häusern von Frankreich, Castilien und Portugal, und es gibt keine militärische Auszeichnung, keine Würde, die man den Großen und Tapferen eines Reiches verleiht, welche nicht von Gliedern seiner Familie ehrenvoll bekleidet worden wäre." Von Verachtung für die Welt und ihre Größe durchdrungen bei dem Anblicke der Leiche der Königin von Portugal, verwandelte sich bei ihm, wie bei seinem Vorgänger Loyola das ritterliche Feuer des Kriegers in das noch ganz anders lebendige Feuer eines Streiters Jesu Christi. Der h. Ignatius hatte einen Orden gegründet mit der Bestimmung, durch jegliches Werk des Apostolats die Verluste der Kirche zu ersetzen, ihre Schäden zu heilen, der h. Franciscus Borgia ergänzte, was Ignatius entworfen, und vollendete was dieser unvollendet gelassen hatte.

Johannes von Gott, zu Evora in Portugal im Elende geboren, erfuhr eines Tages, daß in der Stadt Granada, welche stets das Fest des h. Sebastianus mit großer Andacht beging, eine ungewöhnliche Volksmenge zusammenströme, um die Predigten des Johannes von Avila, genannt der Apostel von Andalusien, zu hören; auch er machte sich auf den Weg nach Granada. Schon die erste Predigt rührte ihn so, daß er sich der Thränen nicht erwehren konnte und die Kirche mit seinen Seufzern erfüllte; laut verabscheute er die Fehler seiner Vergangenheit, schlug voll tiefster Reue an seine Brust und warf sich, als der Redner geendet hatte, auf den Boden, wobei er sich wie ein Wahnsinniger geberdete. Die Neugierigen, die ihn umstanden, ermangelten auch nicht, ihn für einen solchen zu halten und brachten ihn nach einem Hospitale. Weit entfernt, ihnen diesen Irrthum zu benehmen, dankte ihnen Johannes im Innern des Herzens dafür und ließ sich geduldig Alles gefallen; allein der Prediger, dem die stattgehabte Aufregung nicht entgangen war, forschte nach dem Grunde derselben und wollte mit eigenen Augen den Unglücklichen sehen, den man ihm als wahnsinnig bezeichnete.

Johannes von Avila entdeckte unschwer die geheimnißvollen Zeichen der Thorheit des Kreuzes; er erkannte in Johann einen Weisen unter den Weisen, schloß sich enge an ihn an, wurde zu gleicher Zeit sein Vertrauter und Beichtvater und entwarf mit ihm jene Pläne christlicher Nächstenliebe, deren Ausführung Granada bald voll Staunen bewundern sollte.

An jenem Tage hatte Johannes das Gelübde abgelegt, Gott in den Armen, Schwachen und namentlich in den Geisteskranken zu dienen. Im Alter von fünfundfünfzig Jahren vom Tode überrascht, hatte er seinen Schülern nur sein Beispiel hinterlassen; Pius V. gab ihnen eine Constitution und die öffentliche Dankbarkeit einen Namen. Johann hatte ihnen so oft die Worte wiederholt: „Thut Gutes meine Brüder,“ daß die Italiener sie

nannten und heute noch nennen: »Fate bene fratelli«; sonst heißen sie „Brüder vom h. Johannes von Gott.“

Die h. Theresia hatte schon lange die Reform des ganzen Carmeliter-Ordens unternommen, in den sie schon in zartester Jugend eingetreten war. Je größer aber ihr Eifer war, um so mehr Widerwärtigkeiten stellten sich ihr in den Weg, und „hielten zwischen Himmel und Erde, ohne Zweck und ohne Stütze die feinfühlendste Seele, die es jemals gab.“*) Sie war nach ihrem Kloster Avila zurückgekehrt, als Pius V. für alle religiösen Orden Spaniens Visitatoren ernannte, und ohne Schwierigkeit wurde ihr für ihre rühmlichsten Unternehmungen die Bestätigung des h. Stuhles zu Theil. Zum Visitator der Carmeliter war der Dominicanerpater Ferdinand bestimmt worden. Obgleich ihm die h. Theresia durch den Ruf, in dem sie stand, schon bekannt war, so schätzte er sie doch noch ganz anders, als er sie persönlich gesehen hatte, und wiederholte bei jeder Gelegenheit, daß er sie nicht als ein gewöhnliches, einfaches Weib, sondern als einen der heroischsten Männer betrachte.

So gingen die beiden Reformen nebeneinander her: der Protestantismus auf dem Wege der Negation und der Absonderung, die Kirche sich erweiternd und an Macht zunehmend. Der Protestantismus trieb die Lehre von der Prädestination so weit, daß er sogar die menschliche Freiheit aufhob, und die Gnadenmittheilung durch die Sacramente verwerfend, vermauerte er die Menschheit lebendig in ihre Armseligkeiten und Schmerzen. Die Kirche ließ den Aufruhr sich auf Ruinen brüsten, und stets ruhig, setzte sie dem ihr gemachten Vorwurfe des Verfalls und der Selbstauflösung die ewige Jugend ihrer Liebe, die fleckenlose Reinheit ihres Glaubens entgegen. Der göttliche Baum begnügte sich nicht damit, blos zu leben, Blätter und Früchte brachten seine Zweige in Menge. Je

*) »Vie de sainte Thérèse« par Villefort.

stärker der Irrthum den Zweifel vermehrte, je mehr er Unglück und Elend gebar, um so reichlicher gab die Wahrheit Sicherheit und Trost, um so mehr bekräftigte sie ihr Wort durch ihre Werke und die Kinder ihrer Werke.

Sechstes Capitel.

Erste Regierungshandlungen Pius' V.

Et ingressus in templum, coepit ejicere vendentes in illo et ementes, dicens illis: Scriptum est, quia domus mea domus orationis est.

Luc XIX, 45

Und als er den Tempel betreten, begann er die Käufer und Verkäufer aus demselben zu treiben, indem er zu ihnen sprach: Es steht geschrieben: Mein Haus ist ein Bethaus.

Bevor wir Pius V. in seiner Thätigkeit nach Außen hin folgen, müssen wir zuerst seiner Hauptstadt selbst unsere Aufmerksamkeit schenken.

Bei den Feierlichkeiten, die nach seiner Wahl statt hatten, wollte er öffentlich zeigen, welcher Geist künftig hin alle Handlungen des h. Stuhles leiten sollte. Die früheren Päpste ließen bei ihrem Regierungsantritte auf den öffentlichen Plätzen große Geldsummen unter das Volk werfen, wobei dann natürlich ein ziemlicher Theil immer Unwürdigen zufiel, während die Armen und Kranken von der Menge bei Seite geschoben, oft sogar erdrückt wurden. Pius V. befahl, daß die zu diesem Zwecke bestimmte Summe regelmäßig vertheilt werde, und zwar unter die wirklich hülfsbedürftigen und verschämten Armen, die man selbst in den entlegensten Straßen und Vierteln Roms aufsuchen solle. Ebenso

schickte er eine andere Summe von tausend Thalern, die sonst zu Festlichkeiten für die der Krönung anwohnenden Gesandten verwendet wurde, den ärmsten Klöstern hin, und als man ihm sagte, daß Manche dies nicht in der Ordnung fänden, erwiederte er: „Gott wird mich nicht dafür strafen, daß ich die Gesandten der Fürsten um ein Gastmahl gebracht habe, aber ich werde ihm Rechenschaft ablegen müssen für die Nothleidenden, seine eigenen Glieder"; und unablässig bemühte er sich, auf diese Weise zu zeigen, daß kostspieliger Aufwand und verschwenderisches Gepränge in Zukunft durch herrliche Werke der Nächstenliebe ersetzt werden sollten.

Ein Freund des Papstes Paul IV. und einen Augenblick in Ungnade bei Pius IV., wollte er aller Welt kund thun, daß er die nämlichen Gefühle für seine beiden Vorgänger hege und daß ihr Andenken auf die gleiche Achtung Anspruch habe. Großmüthig brachte er eine mißliche Angelegenheit in Ordnung, welche einen Neffen Pius' IV., den Grafen Altemps, betraf, und ließ sich zu gleicher Zeit die Rehabilitation der Caraffa angelegen sein; ihr Prozeß wurde einer neuen Durchsicht unterworfen und das erste Verfahren für nichtig erklärt, sodann die Leiche Pauls mit ungewöhnlichem Pompe in einer Capelle von della Minerva beigesetzt, woselbst sein Grab noch die Inschrift trägt, die er darauf anbringen ließ.

Jesu Christo
Spei et vitae fidelium,
Paulo IV., Caraffa, Pontif. Max.
Eloquentiâ, doctrinâ, sapientiâ
Singulari,
Innocentiâ, liberalitate, animi magnitudine
Praestanti
Scelerum vindici integerrimo
Chatolicae fidei acerrimo
Propugnatori,
Pius V. Pontif. Max.
Grati et pii animi monumentum posuit.

Uebrigens verhehlte sich Pius V. nicht, daß die allgemeine Reform, die er beabsichtigte, bei seinem Hofe und seiner Hauptstadt den Anfang machen müsse. Er selbst fastete und betete ungewöhnlich viel, empfahl sich dem Gebete der religiösen Genossenschaften und verkündete ein Jubiläum, um die Gnaden des Himmels auf sich herabzuziehen, deren er bedurfte. Dann versammelte er alle Würdenträger und die ganze Dienerschaft seines Hauses, schrieb ihnen ihre Lebensweise vor, sagte ihnen, was er von einem Jeden je nach seinem Stande erwarte, und machte sie darauf aufmerksam, daß er unter seinen Augen keinen Verstoß gegen die Grundsätze einer musterhaften Frömmigkeit dulden werde. Drei Mal in der Woche fand im Palaste eine geistliche Lesung und zwar laut statt; fromme Bücher wurden einem Jeden für seine Mußestunden gegeben, das Abendgebet wurde öffentlich zu einer bestimmten Stunde verrichtet; nie fehlte der Papst bei demselben, und wenn er sich zurückzog, so mußten die Thore des Palastes geschlossen sein.

Aber die Lebensweise, die er sich selbst vorschrieb, war noch bei weitem strenger. Er, der die Schätze und Gnaden der Kirche austheilte, wollte sie nur durch Abtödtung gewinnen. Die wollene Mönchskutte verließ ihn nie, weder unter den päpstlichen Gewändern, noch auf dem harten Strohsacke, der ihm als Lager diente. Außerdem erhob er sich jede Nacht von dieser elenden Ruhestätte, begab sich in die Peterskirche und verweilte daselbst lange im Gebete vor den verschiedenen Altären. Oft bestand dann das Gebet mehr in Thränen als in Worten, und in wichtigen Angelegenheiten brachte er manchmal ganze Nächte auf den Knieen zu, wie einst Moses im Heiligthume Gott um seinen Willen und seine Absichten befragend. Nicht nur wurden die gewöhnlichen Fasten der Kirche strenge beobachtet, sondern seine Einfachheit und Mäßigkeit war der Art, daß die täglichen Ausgaben für seinen Tisch, wie ein Zeitgenosse berichtet, sich kaum auf einen italienischen testone oder ungefähr sieben Groschen nach unserm Gelde beliefen. Obgleich ihm der Wein

strenge von den Aerzten vorgeschrieben war, so gestattete er doch nur, daß man einige Tropfen unter das Wasser mische, von dem er übrigens nur drei Mal während jeder Mahlzeit trank.

Sein Siegel trug anstatt eines Wappens folgenden Vers aus einem Psalme Davids: »Utinam dirigantur viae meae ad custodiendas justificationes tuas«, und um immer in Vereinigung mit dem Leiden Christi zu bleiben, hatte er vor sich auf seinem Tische stets ein Crucifix, um welches herum die Worte des h. Paulus standen: »Absit mihi gloriari, nisi in cruce Domini nostri J. C.«

Den Cardinälen und Prälaten legte er in väterlichen Ermahnungen an's Herz, daß das sicherste Mittel, den Zorn Gottes zu besänftigen, den Andrang der Häretiker, welche die Kirche angriffen, und der Muselmänner, welche auf ihren Trümmern die Herrschaft der Barbarei ausbreiteten, aufzuhalten, dieses sei, daß sie vor Allem ihr Gewissen und ihr Haus wohl bestellten. „An Euch", rief er ihnen zu, richtet der Heiland das Wort: „Ihr seid das Licht der Welt, Ihr seid das Salz der Erde." Auch entzog er den Cardinälen das Privilegium, wonach bis dahin ihre Güter ganz frei von allen Lasten und Abgaben waren und sich in jeder Beziehung einer vollständigen Immunität erfreuten, so daß sie z. B. wegen Schulden nicht verfolgt werden konnten.

Nachdem er so dafür gesorgt hatte, daß von Oben ein gutes, erbauliches Beispiel gegeben werde, begann er den Krieg gegen die in Rom herrschenden Laster und Uebelstände, namentlich gegen die feilen Dirnen und die manchfachen Bedrückungen und Unordnungen, welche sich die Juden gegen die Christen erlaubten. Ein Gesetz verordnete alsbald die Ausweisung Ersterer aus Rom und den päpstlichen Staaten, eine Maßregel, die keineswegs ungetheilten Beifall fand. Einige Magistratspersonen wollten dem Papste darüber Vorstellungen machen und wiesen ihn auf die mißlichen Folgen hin, welche dieselbe ihrer Ansicht nach nothwendig

herbeiführen müßte. Mit Mühe seinen Unwillen bemeisternd, entgegnete ihnen Pius V.: „Ihr solltet darüber erröthen, als Sachwalter dieser Pest aufzutreten; wenn Ihr es aber vorziehet, diese Verworfenen bei Euch zu behalten, so werde ich mich aus Rom entfernen und meinen Sitz anderswo aufschlagen.“ Die reichsten und berüchtigsten dieser Dirnen flüchteten sich darauf hin in andere Hauptstädte Italiens, und jene, welche trotzdem blieben, wurden in den verlassensten Theil der Stadt verwiesen, aus dem sie sich unter Androhung der Verbannung nicht entfernen durften. Aus Furcht vor der Strafe entsagten viele ihrem schlechten Leben und der Papst sorgte dann alsbald durch reichliche Unterstützungen dafür, daß das Elend sie nicht wieder zurückfallen ließ.

Die Juden, welche sich ein Gewerbe daraus machten, in den Sternen die Zukunft zu lesen, sich in die Familien einzuschleichen, um dort allen Ausschweifungen Vorschub zu leisten oder sie durch Wucher zu Grunde zu richten, wurden aus dem Kirchenstaate vertrieben; nur in Rom und Ancona duldete man sie, weil man sie da zur Aufrechterhaltung des Handels mit der Levante für unentbehrlich hielt. Um ihnen aber die Ausübung ihres sträflichen Gewerbes so sehr als möglich zu erschweren, wurde auch ihnen ein besonderer Stadttheil angewiesen und ihnen verboten, denselben zu verlassen ohne einen orangegelben Hut, der sie kenntlich machen sollte; auch durften sie nicht bei eingetretener Dunkelheit das Haus eines Christen betreten.

Unerschütterlich in seinen Grundsätzen, aber stets liebevoll gegen die Personen, hatte Pius V. noch als Cardinal mehrere angesehene Juden zum Christenthume zu bekehren gesucht. Ein Rabbiner, Namens Elias Carcossi, erwiederte ihm eines Tages, in der Meinung, dadurch auf immer von ihm befreit zu werden: „Ich werde Christ werden, wenn man Sie zum Papste machen wird.“ Diese im Scherz eingegangene Verpflichtung hatte er längst vergessen, als er nun auf einmal zum Papste beschieden und von ihm

freundschaftlich aufgefordert wurde, Wort zu halten. Traurig und unentschlossen verließ der Jude den Palast; eifrig betete Pius V. die Nacht hindurch zur allerseligsten Jungfrau für diese Bekehrung und siehe da, am folgenden Morgen erschien Elias mit seinen drei Kindern und bat um die Taufe; der Papst ertheilte sie ihm in eigener Person und gab ihm seinen Namen Michael; und da die Bekehrung dieses Rabbiners, der sich bei seinen Glaubensgenossen eines großen Einflußes erfreute, noch viele andere zur Folge hatte, gründete er ein besonderes Haus zur Aufnahme der Catechumenen, um sie daselbst vollständig unterrichten zu lassen.

Die Leihhäuser waren von dem Minoritenbruder Barnabas von Terni eingerichtet worden, um dem Wucher der Juden ein Ende zu machen und die ärmere Classe vor ihren Erpressungen zu schützen. Im Jahre 1559 unter Paul III. war die Einrichtung in's Leben getreten und Pius vervollständigte seine Vorsichtsmaßregeln gegen die Juden dadurch, daß er diese Anstalten der Nächstenliebe besonders begünstigte und sie auf alle Weise zu heben suchte.

Da er mit Recht den Mangel an Unterricht beim Volke als eine der Hauptquellen der Uebelstände ansah, unter denen die Kirche seufzte, so führte er die Bruderschaft von der christlichen Lehre ein, deren Mitglieder sich verpflichteten, jeden Sonn- und Festtag in gewissen dazu bestimmten Kirchen den Kindern den Katechismus zu erklären; Allen, welche diesen Unterricht besuchten, wie auch Denen, welche ihn ertheilten, verlieh er reichliche Abläße und ermahnte in einer Bulle alle Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten, die nämliche Bruderschaft in allen Kirchen ihrer Diöcesen einzuführen.

Die Raub- und Mordthaten, die im Kirchenstaate und selbst in den Straßen Roms vorfielen, konnten seiner Wachsamkeit nicht entgehen. Mit den Vicekönigen von Neapel und mit Toscana schloß er eine Uebereinkunft ab, wonach alle Verbrecher und Uebelthäter

ergriffen und bestraft werden sollten, ohne Rücksicht auf die verschiedenen Regierungen oder Länder. Diese strengen Maßregeln säuberten den Kirchenstaat bald von den Banditen; nur einer der gefürchtetsten Bandenführer, Marian d'Ascoli war noch immer entkommen. Da erschien eines Tages ein Landmann und verlangte eine Audienz beim Papste; als er vorgelassen wurde, sagte er, daß er den Flüchtigen kenne und erbot sich, ihn gegen eine Belohnung auszuliefern. „Und wie wirst Du das anfangen?" frug der Papst. „Nun, er besitzt Zutrauen zu mir, ich werde ihn leicht in meine Wohnung locken können." — „Nie, rief da Pius aus, werde ich eine solche Treulosigkeit zugeben; Gott wird schon irgend eine Gelegenheit herbeiführen, den Räuber zu fangen und zur gerechten Strafe zu ziehen, ohne daß man nöthig hat, auf diese Weise Vertrauen und Freundschaft zu mißbrauchen." Als Marian d'Ascoli diese Antwort des Papstes erfahren, verließ er seine Staaten und erschien daselbst nicht wieder.

Seine Correspondenz, thätig wie sein Gedanke, erstreckte sich auf alle Bedürfnisse der Zeit, und je weiter man in seiner Geschichte kommt, um so mehr muß man erstaunen über die wunderbare Seelenstärke dieses Papstes, der sich trotz der schmerzhaftesten Leiden so zu sagen vervielfältigte in der Sorgfalt für zahllose Dinge, und gewissermaßen an allen Orten der Christenheit gegenwärtig war. Seine Aerzte, sein Beichtvater und seine Freunde unterließen nicht, ihn auf die Nothwendigkeit aufmerksam zu machen, sich einen vertrauten Minister zu suchen, dem er die Besorgung der meisten weltlichen Angelegenheiten übertragen könne, und wünschten, daß er sich trotz der unter früheren Päpsten vorgekommenen Mißbräuche einen seiner Verwandten dazu ausersehe. Allein nichts wäre im Stande gewesen, seinen einmal gefaßten Entschluß, keinen Verwandten zu kirchlichen Würden zu befördern, zu erschüttern, wenn nicht das Cardinals-Collegium selbst ihm Michael Bonnelli vorgeschlagen hätte, nicht weil er sein Neffe war,

sondern weil man alle Ursache hatte, von ihm ausgezeichnete Dienste erwarten zu dürfen.

Bonnelli, ein Enkel der Schwester des Papstes, Gardine Ghislieri, verdankte seinem Großoheim eine sorgfältige Erziehung; nach seinem Beispiele war er später in den Dominicaner-Orden getreten und hatte am Tage der Profeßablage auch den Namen Michael angenommen. Treu bemühte er sich, sein heiliges Vorbild nachzuahmen, und als Pius V. einwilligte, ihn zum Cardinal zu erheben, hatte ihm die öffentliche Meinung zu gleicher Zeit den Titel: Cardinal Alexandrinus verliehen. Unter diesem Namen vertraute ihm sein Oheim die Verwaltung der geistlichen Domainen an; und ihre erste gemeinschaftliche Handlung war, daß sie einen der größten Mißbräuche des Nepotismus auf immer unmöglich machten, indem sie durch ein feierliches Decret jede Veräußerung der päpstlichen Güter untersagten. Diese Bulle, vom 2. April 1567, verpflichtet die Cardinäle eidlich, sie zu beobachten und sich aus allen Kräften dem Papste zu widersetzen, der ihr entgegen handeln möchte; jeder Cardinal muß außerdem noch schwören, nie die Absolution von seinem Eide zu verlangen, noch auch eine Dispens anzunehmen, wenn sie der Papst ihm anbieten würde.

Jedem seiner Neffen gab Pius V. eine Rente von fünfhundert Thalern; das war Alles, und nie wollte er seine Zustimmung geben, wenn ein angesehener Edelmann um die Hand einer seiner Nichten anhielt. Die Heirath der ältesten von ihnen mit einem bescheidenen Einwohner von Bosco, Namens Albert Bastone, war die beste und reichste Parthie, die er ihnen verschaffte. Da dieser Bastone ein Mann von Verdienst war, gab er ihm zugleich den Befehlshaber-Posten von der Engelsburg. Ebenso kam auch durch ihn die Heirath eines seiner Neffen mit der Tochter seines Geheimschreibers zu Stande, und um der jungen Frau auf der Stelle zu zeigen, in welchem Geiste sie in seine Familie eintreten solle, schickte er ihr ein Maulthier mit einem

Sattel und zwei Packkörben, ihr wohl anempfehlend, niemals eine andere Equipage zu nehmen, um den Weg von Fano nach Rom zu machen. Ein anderer Neffe von ihm wurde im Kampfe gegen die Türken gefangen und in die Sklaverei verkauft. Sein Oheim beeilte sich ihn loszukaufen, gab ihm Waffen und ein Pferd und ernannte ihn in seinem Heere zum Hauptmann. Da der junge Mann sich aber einen schweren Fehler in seiner neuen Stellung hatte zu Schulden kommen lassen, verlor er ohne weiters den Schutz des Papstes, der, auf eine auf seinem Tische brennende Kerze hinweisend, ihm befahl, Rom zu verlassen, ehe sie zu Ende gebrannt sei.

Mit nicht weniger Entschiedenheit wies er auch sonst die verlockendsten Anerbietungen zurück, mochten sie ihm auch auf die feinste und liebenswürdigste Weise gemacht werden. Der Marquis von Maine, Herr von Bosco, überbrachte ihm in Person die Glückwünsche seines Geburtsortes zu seiner Erhebung und wollte ihm die Herrschaft Bosco zum Geschenke machen. — „Und was soll ich damit machen, bester Herr Marquis?“ frug der Papst. — „Ew. Heiligkeit, erwiederte dieser, hat ja eine Familie, welche sie damit beschenken kann.“ — „Wohl wahr, versetzte Pius, ich habe viele Neffen und Nichten; aber so lange ich lebe, werden sie nie andere Titel tragen als jene, welche sie von ihren Vätern überkommen haben. Sodann würde mich auch, hätte ich dies großmüthige Geschenk angenommen, der Anstand verpflichten, Ihnen ein noch bedeutenderes dagegen zu machen, und das steht nicht mehr in meiner Macht, da ich durch eine neue Verfügung mir, wie auch meinen Nachfolgern, in dieser Hinsicht die Hände gebunden habe.“

Dagegen wies er ein Geschenk anderer Art nicht zurück. In seiner Jugend hatte er einem Freunde beim Pflanzen von Weinreben geholfen und nach vollbrachtem Tagewerke die Bemerkung gemacht: „Wir haben Zeit und Mühe verloren, Niemand wird wohl je von dem Wein da trinken.“ Das Andenken an den jungen

Michael hatte sich noch immer unter den Einwohnern von Bosco erhalten und der unbedeutendsten Züge aus seiner Kindheit erinnerten sie sich mit um so größerer Ehrfurcht, je mehr die wachsende Tugend Ghislieri's und sein Aufsteigen von einer Würde zur andern, denselben jetzt das Siegel einer höheren Weihe zu verleihen schien. Kein Wunder, daß ihr Jubel und ihre Verehrung für ihn den höchsten Grad erreichte, als sie erfuhren, daß er nun sogar Papst geworden. Der Eigenthümer des Weinberges ließ es sich nicht nehmen, seinen ehemaligen Jugendgefährten in Rom in seinem eigenen Palaste aufzusuchen, um ihm ein Fäßchen Wein zu überbringen, der von den Reben gewonnen worden, welche der kleine Michael hatte pflanzen helfen. Mit herzlicher Freude empfing ihn der Papst, und der schlichte Landmann bot ihm seinen Wein an mit dem Ausrufe: „Ach, heiligster Vater, gestehen Sie nun, daß Sie damals noch nicht unfehlbar waren, als Sie mir voraussagten, daß kein Mensch von unserem Weine trinken werde!"

Die Ernennung seines Neffen zum Cardinal gab in Rom Einigen Anlaß zu boshaften Deutungen; wenige Tage nachher las man auf der Stadtmauer den Namen Pius V. in großen Buchstaben und darunter die Worte: „Homo factus est!" Es gelang der römischen Polizei, den Urheber dieses Placats in einem spanischen Geistlichen zu entdecken und festzunehmen, dem der Papst mit Recht eine Canonicatsstelle abgeschlagen hatte. Pius V. ließ ihn vor sich führen und, nachdem er seine Schuld gestanden, entließ er ihn mit den Worten: „Mein Freund, wenn du künftig einen Fehler an mir entdeckst, so bitte ich dich, es mir zu sagen, und ich werde mich bemühen, ihn abzulegen."

Die Ausführung der Decrete des Concils von Trient lag dem Papste vor allem am Herzen, da er in ihnen das Universalmittel gegen die Schäden und Uebel fand, an denen die Christenheit litt. Einige Fürsten hatten dieselben auf der Stelle anerkannt, aber die meisten unterhandelten noch immer, und es hatte ganz

den Anschein, als sollte die Vollziehung derselben mit nicht geringeren Schwierigkeiten als das Concil selbst zu kämpfen haben. Der Stolz Philipp II. fühlte sich durch mehrere Bestimmungen verletzt, die den in seinen Ländern herrschenden Gewohnheiten entgegen waren; doch ließ er ohne formelle Einsprache, wenn auch nicht ohne einigen Vorbehalt, die Decrete in Spanien, Flandern und seinen italienischen Provinzen publiciren. Frankreich erhob viel ernstere Schwierigkeiten.

Catharina von Medici fürchtete die Calvinisten zu erbittern, welche die Anathema des Concils als eben so viele gegen sie gerichtete Proscriptions-Beschlüsse ansahen; allein Carl IX. hatte versprochen, die Decrete eins nach dem andern in Ausführung zu bringen, weil der gegenwärtige Zustand des Landes es nicht gestatte, das Concil in seinem ganzen Umfange zu publiciren. Uebrigens ebneten die Bischöfe durch ihr Verhalten viele Schwierigkeiten. Ein am 26. November 1564 in Rheims eröffnetes Provincial-Concil stellte ein mit den Trienter Beschlüssen völlig übereinstimmendes Glaubensbekenntniß auf und verurtheilte in contumaciam den Cardinal von Châtillon, der in seinen Beziehungen zu den Sectirern auch gar keine Zurückhaltung mehr beobachtete. Andere Provincial-Concile folgten sich rasch nacheinander und die Verhandlungen wurden ganz im Sinne des Concils von Rheims gepflogen.

Der deutsche Kaiser zeigte sich Anfangs nicht günstiger gesinnt als Frankreich, und brachte die nämlichen Bedenken und Einwendungen vor. Polen erklärte seinen Beitritt erst nach langem Widerstande. Portugal, die Republik Venedig, die schweizerischen Cantone, waren die ersten Länder, die sich durch ihre Unterwerfung und ihren Eifer auszeichneten.

Als Pius V. den päpstlichen Stuhl bestieg, war der Katechismus des Concils mit ebenso großer Gründlichkeit als Klarheit soeben vollendet worden und wartete nur noch auf die Approbation

des neuen Papstes, der sich nicht blos damit begnügte, sie ohne weiters zu ertheilen und die Herausgabe des Katechismus zu beschleunigen, sondern auch für seine Uebersetzung in's Französische, Deutsche und Polnische sorgte. Sich ferner an alle Bischöfe der Christenheit wendend, ihnen Rathschläge ertheilend und Muth zusprechend, empfahl ihnen Pius V. eindringlich, überall mit der Lehre die That, mit der Ermahnnug das Beispiel zu verbinden.

Zahllose Briefe von ihm sind uns durch die Verehrung Derer, an welche sie gerichtet waren, erhalten worden, und nichts kann besser Zeugniß ablegen für die Reinheit des Eifers, von dem der heilige Papst beseelt war, als einige Zeilen, die wir dieser Correspondenz entlehnen:

Im Februar 1566, zwanzig Tage nach seiner Krönung, schrieb er an den Bischof von Krakau:

„Da es feststeht, daß die schlechten Priester das Verderben der Völker sind und die verabscheuungswürdigen Irrlehren, welche durch Feuer und Schwert verbreitet werden, keinen anderen Vorwand haben, als die verderbten Sitten der Geistlichen, so beschwören wir Sie bei der Barmherzigkeit Gottes, mit wahrem Hirteneifer an der Reform Ihres Clerus zu arbeiten; eine solche Erneuerung ist das geeignetste Mittel, das Ansehen und die Würde der Kirche wiederherzustellen. Zu unserm größten Schmerze zeigt uns die Erfahrung die Wahrheit des Ausspruches des h. Gregors, unseres Vorgängers: „Die Heiligkeit des clericalen Standes fällt zusammen und geht zu Grunde nach Außen hin, sobald sie im Innern von Fäulniß ergriffen ist.“ — Die Heiligkeit des Charakters der Priester artet aus, wenn sie aufhören gerecht, keusch und ehrbar zu sein. Nicht mehr im Besitze der Tugenden, welche die Vortrefflichkeit und Erhabenheit ihres Standes aufrecht erhalten, verlieren sie gänzlich die Achtung und die Verehrung der Völker, die ihr Leben viel eher nach ihren Werken als ihren Worten richten. Wirksamere Mittel, um die Sitten der Geistlichen zu re-

formiren, dürften Sie aber nicht finden, als wenn Sie dieselben verpflichten, den Bestimmungen des Concils von Trient gemäß zu leben. Wir ermahnen Sie daher auf's dringendste, sie dazu anzuhalten. Die Erfüllung dieser Pflicht, welche eine der Hauptpflichten des Bischofs ist, wird viel zur Ehre Gottes beitragen, seiner Kirche herrliche Früchte bringen, Ihnen zu großem Ruhme gereichen, und uns sehr angenehm sein. Und obschon wir nie daran gezweifelt haben, daß Sie mit allem Eifer daran arbeiten, daß die Bestimmungen des Concils beobachtet werden, so haben wir doch geglaubt, diese väterliche Ermahnung werde für Sie ein mächtiger Sporn zu noch größerem Eifer sein."

Da er aus eigener Erfahrung wußte, auf welchen Widerstand die Bischöfe nicht selten in der Ausübung ihres Amtes bei einzelnen Fürsten oder deren Ministern stoßen, so versicherte er sie im Voraus seiner Unterstützung. „Handeln Sie so, schrieb er an den Bischof von Valencia, daß, wenn Sie einst vor dem göttlichen Richter erscheinen, Sie für würdig befunden werden, den Lohn eines treuen Dieners zu erhalten, und Ihnen nicht die Strafe des faulen und nachlässigen Knechtes zu Theil werde. Seien Sie überzeugt, daß, wie wir um Ihren Beistand bitten, um uns unserer Aufgabe entledigen zu können, wir andererseits nicht ermangeln werden, Ihnen mit unserer ganzen Macht zur Seite zu stehen, um Sie zu ermuthigen, auch Ihre Pflicht zu erfüllen."

Hatten seine Breven nicht die Wirkung, die er mit Recht von ihnen erwarten durfte, so ließ er ihnen größeren Nachdruck durch seine Nuntien geben, denen er keine andere Instruction ertheilte, als die Absichten des Concils von Trient in allen Punkten zu unterstützen und zu fördern.

Es gab keine weltliche Würde, die in seinen Augen einen Priester berechtigen konnte, sich nicht mehr mit der Seelsorge zu beschäftigen. Die Residenzpflicht war daher eine der Vorschriften des Concils, an die zu erinnern er in keinem seiner Briefe versäumte, indem er an die Bischöfe die Frage richtete: ob es zu

zu viel sei, mit ihren eigenen Händen die Kirche zu leiten, die sich Jesus Christus durch sein eigenes Blut erkauft habe?

Nicht weniger eifrig ließ er sich die Gründung von Seminarien zur Erziehung des Klerus angelegen sein, und ermahnte unausgesetzt die Bischöfe, der in Bezug hierauf erlassenen Vorschriften des Concils von Trient Folge zu leisten. Nichts entging seiner sorglichen Wachsamkeit, weder das Kleine, noch das Große; überall suchte er das Gute zu fördern, das Böse bekämpfte er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, und alle von ihm gegebenen Vorschriften und Ermahnungen fanden eine kräftige Stütze in seinem eigenen Beispiele. Ein schönes Bild von dem Wirken und der Thätigkeit dieses Papstes im Anfange seiner Regierung entwirft uns ein deutscher Edelmann in einem Schreiben an seinen Fürsten. Er sagt darin: „Zwei Gnaden hat uns Gott in seiner Huld verliehen. Die eine ist die, daß wir nun wissen, welche Eigenschaften die Bischöfe der christlichen Kirche gemäß der Vorschrift des Concils von Trient haben sollen, die andere jene, daß wir jetzt einen Papst haben, wie das Concil ihn verlangt. In Wahrheit muß man gestehen, daß der jetzige Papst durch Lehre und Beispiel alles in seiner Macht Stehende thut, nicht nur um das Laster und die Sitten einer weisen Zucht zu unterwerfen, sondern auch um die Ceremonien und den Gottesdienst zu seiner alten Form zurückzuführen. In eigener Person hat er die Hauptkirchen der Stadt besucht und an den ihnen angehörenden Clerus eine Ansprache gerichtet, in der er sie mit feurigen und lebendigen Worten zur Erfüllung ihrer Amtspflichten aufforderte. Darauf hat er alle Magistratspersonen und Richter der Stadt zu sich kommen lassen, besonders aber jene Cardinäle, die irgend einem Zweige der Gerichtsbarkeit oder der öffentlichen Verwaltung vorstanden, und ihnen ebenso die Pflichten ihres Berufes an's Herz gelegt, nicht minder vorgeschrieben, wie sie sich derselben entledigen sollten; alles dies auf eine Art und Weise, die erscheinen ließ, daß seine

Worte ihm von Oben eingegeben waren. „Ihr, sagte er zu den Cardinälen, sollt Keines Sache empfehlen oder unterstützen, es sei denn durch solche Mittel, welche die Gerechtigkeit nicht verwirft; und ihr, ihr Richter, wenn euch Jemand anders denn so empfohlen wird, so betrachtet seine Sache als eine ungerechte." Spiele, kostspielige Gastmähler und andere Belustigungen der Art sind außer Gebrauch gekommen, aber man besucht fleißig den Gottesdienst, die Hospitäler, man geht zur Beichte und Communion in der ganzen Stadt. Die Abgaben und Zölle für Ein- und Ausfuhr von Waaren sind entweder theils ganz abgeschafft oder für eine Zeitlang nachgelassen worden und jede Bestechung, namentlich was die kirchlichen Beneficien anbetrifft, hat ein Ende. Macht oder Begünstigung vermögen nichts mehr, Alles wird erprobter Rechtschaffenheit und Tugend verliehen. Sieht man, mit welcher Umsicht und reiflicher Ueberlegung die Ernennungen der Bischöfe vor sich gehen, so gelangt man unschwer zu dem Schlusse, daß die christliche Gesellschaft in ganz anderer Blüthe stehen würde, wenn man auch in frühern Zeiten dieselben Regeln bei Vertheilung dieses heiligen und erhabenen Amtes befolgt hätte. Obgleich er mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, die aus dem Mangel an Geld herühren, und es nicht an Rathgebern fehlt, die ihm dringend Mittel und Wege zeigen, sich bedeutende Summen zu verschaffen, so hat der Papst diesen nie seine Zustimmung gegeben. Nur das hat er gestattet, daß man den Betrag einzelner von seinem Vorgänger genehmigter und ihm bestätigter Taxen erhebe, der dann zu frommen Werken bestimmt ist; er selbst beobachtet mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit die Statuten des Concils, und aus sicherer Quelle weiß ich, daß er in sehr mißlicher Lage mehrere tausend Goldstücke zurückgewiesen hat, die ihm für eine Dispens angeboten wurden, welche man vor ihm zu ertheilen pflegte. Kein Tag vergeht, an dem der fromme Papst nicht irgend eine berathende Sitzung hält, eine Unterschrift zu geben oder eine

andere öffentliche Amtsverrichtung zu erfüllen hat. Am Frohnleichnamsfeste fanden die öffentlichen Gebete und die Procession mit großer Feierlichkeit statt, und die außerordentliche Frömmigkeit des Papstes trug nicht wenig dazu bei, dieselbe zu erhöhen. Wiewohl seine Gesundheit sehr angegriffen war und er sich gerade unter ärztlicher Behandlung befand, so hat er es doch nicht unterlassen wollen, bei dieser Gelegenheit öffentlich zu erscheinen und das Allerheiligste selbst zu tragen, nicht, wie seine Vorgänger, auf einem Throne sitzend und das Haupt mit dem Diademe geschmückt (wiewohl wir annehmen müssen, daß die andern Päpste aus guten Gründen dies thaten), sondern zu Fuß mit der größtmöglichen Demuth und Frömmigkeit. Dieser neue Anblick hat das Volk auf's höchste erbaut und zur größten Andacht gestimmt. Als bei Gelegenheit des Sieges des Kaisers Maximilian über die Feinde des christlichen Namens während drei Tagen öffentliche Dankgebete gehalten wurden, gab der Papst ein nicht minder erbauendes Beispiel der Frömmigkeit, und in der öffentlichen Meinung steht es fest, daß es seit zweihundert Jahren keinen Papst mehr gegeben habe, der in so vollkommener Weise sich all seiner erhabenen Verpflichtungen entledigte."*)

*) Bzovius, Annal. ecclesiast. pag. 263.

Siebentes Kapitel.

Pius V. trägt das Seinige zur Vertheidigung der Insel Malta gegen die Türken bei. — Einnahme von Scio durch letztere und ihr erneuerter Einfall in Ungarn.

Et multi de populo Israel consentientes accesserunt ad eos; sed Mathathias et filii ejus constanter steterunt.

I. Machab. II, 16.

Und Viele aus dem Volke Israel willigten ein und traten zu ihnen; aber Mathathias und seine Söhne blieben standhaft.

Es fällt heutzutage schwer, sich eine Vorstellung von der ehemaligen Größe und Herrlichkeit der mahomedanischen Herrscher zu machen, sowie dem Schrecken, den ihre siegreichen Waffen einflößten. Anders verhielten sich die Dinge zu jener Zeit, und ein Beispiel wird genügen, um uns zu zeigen, welche Furcht man vor den Türken hatte, mit welcher Angst man ihre Bewegungen beobachtete.

Um die deutsche Kaiserkrone, die in ihrem vollstem Glanze strahlte, stritten sich Franz I. von Frankreich und König Carl von Spanien. Ein Theil der Churfürsten war für ersteren, der andere für letzteren, und da eine Einigung nicht erzielt werden konnte,

kam man dahin überein, die Krone Friedrich dem Weisen von Sachsen anzubieten. Allein dieser schlug sie aus und gab dafür unter Anderm als Grund Folgendes an:

„In ruhigen Zeiten, sagte er, bedürfen wir eines Kaisers, der nicht mächtig genug ist, um sich Eingriffe in unsere Privilegien erlauben zu können, aber die Zeit der Gefahr verlangt einen Fürsten, der stark genug ist, um über unsere Sicherheit zu wachen. Die türkischen Heere sammeln sich unter der Anführung eines tapferen Sultans, der durch seine Siege noch kühner geworden ist. Sie stehen im Begriffe, sich auf Deutschland mit einer Macht und Heftigkeit zu stürzen, von der die früheren Zeiten uns noch kein Beispiel geliefert haben. Andere Umstände erheischen neue Maßregeln. Das Scepter des Reiches müssen wir in stärkere Hände als die meinigen legen, und auch für jeden andern deutschen Fürsten ist es heute eine zu schwere Last. Aber da der König von Spanien in Deutschland geboren, da er ein Glied und Fürst des Reiches ist und seine Besitzungen die den Einfällen der Türken am meisten ausgesetzte Grenze bilden, so scheinen mir seine Ansprüche die begründetsten zu sein." *)

Diese einfachen Worte entschieden die Wahl Carl's V. In der That stand Europa am Vorabende der Gefahren, welche Friedrich voraussagte. Soliman hatte im Jahre 1520 den Thron der Sultane bestiegen und verdiente mit Recht den Beinamen des Prächtigen und des Eroberers, den ihm seine Unterthanen gaben und den ihm die Nachwelt bewahrt. Seine Streitkräfte zu Land und zu Wasser kamen an Zahl und fast auch an Manneszucht den gewaltigsten Heeren der civilisirten Staaten gleich. Immer bereit, sich auf Europa zu stürzen, überwachte er sorgfältig die Politik der christlichen Fürsten und ihre

*) Robertson, Hist. de Charl. V., I, pag. 417.

Zwistigkeiten, und ergriff dann plötzlich und unversehens die günstige Gelegenheit.

Im Jahre 1521 fiel er in Ungarn ein, nahm Semlin und nach vierzigtägiger Belagerung Belgrad ein, und wandte dann im folgenden Jahre seine siegreichen Waffen gegen die Insel Rhodus, welche der Johanniter-Orden als souveränes Gebiet besaß.

Der Gedanke der Kirche, welcher den Kreuzzügen zu Grunde lag, aber stets vereitelt worden, lebte noch in den religiösen Ritterorden. Eine neue Erscheinung in den Annalen der Menschheit und der Religion bildete und ergänzte sich diese Streitmacht aus Kriegern, welche unter dem Panzer den Bußgürtel trugen und unter das Joch der Keuschheit die feurigen Leidenschaften des Kriegers beugten; „muthiger als Löwen, sanftmüthiger als Lämmer," sagt der h. Bernhard von ihnen. Der h. Felix von Valois, der h. Petrus von Nolasco, der h. Johannes von Matha verwandelten durch die Gründung der Orden »Maria de mercede« und »de redemptione captivorum« in immerwährende Gelübde die frommen Wünsche, welche noch Europa bewegten. Der Orden der Hospitalbrüder zum h. Johannes dem Täufer in Jerusalem, im Jahre 1099 gegründet, konnte sich eines nicht weniger heiligen Ursprunges rühmen.

Diesen unauflöslichen Knoten, welchen Glaube und Selbstaufopferung geschürzt hatten, versuchte Soliman unter den Mauern von Rhodus mit dem Schwerte zu zerhauen.

Zweimalhunderttausend Türken und eine Flotte von vierhundert Segeln belagerten eine Festung, die nur von fünftausend Soldaten und sechshundert Rittern unter den Befehlen des Großmeisters Villiers de l'Isle-Adam vertheidigt war. Nach Wundern der Tapferkeit und militärischer Geschicklichkeit, nach zehn zurückgeschlagenen Stürmen, nach sechs Monaten der hartnäckigsten Be-

lagerung, sah sich der Großmeister gezwungen, der Uebermacht zu weichen und den Türken nach einer ehrenvollen Capitulation Rhodus, das nur mehr ein Haufe von Ruinen war, zu räumen. Aber darum wollte er sich nicht lossagen von der edlen Bestimmung des ganzen Ordens und begab sich nach Rom, um einen andern Sitz zu verlangen. Durch Clemens VII. unterstützt erhielt er im Jahre 1530 die Inseln Malta und Gozzo nebst der Stadt Tripolis. Letztere war eine armselige Festung, von allen Seiten von Ungläubigen umgeben, und die Ritter, welche dahin geschickt wurden, waren in der Regel einem sicheren Tode geweiht. Gozzo, eine offene Insel, bot gegen Angriffe von Außen nicht den geringsten Schutz. Der Großmeister zog darum rasch seine Streitkräfte auf Malta zusammen und begann es zu befestigen, so gut die Umstände und die Lage es gestatteten. Aber noch ehe er die neuen Werke sich über die Erde erheben sah, starb er, von Kummer gebeugt und mit zahllosen Narben bedeckt, in Mitte der Seinigen am 21. August 1534. Auf sein Grab setzte man die einfachen Worte: „Hier ruht die über das Mißgeschick siegende Tugend".

Sein Nachfolger Peter Dupont, brachte während seiner nur dreijährigen Regierung kaum die Umrisse der nöthigen Befestigungen zu Stande. Didier de Saint-Jaille, der an seine Stelle trat, starb schon im Jahre seiner Erwählung. Johann von Omèdes war Großmeister bis zum Jahre 1553; da aber unter ihm Mangel an strenger Zucht und Intriguen unter den Rittern eingeschlichen waren, so hatte sein Nachfolger Claudius de la Sangle Vieles wieder in Ordnung zu bringen. Mit Eifer unterzog er sich dieser Aufgabe. Bei seinem Tode waren die Häfen gegraben, die Mauern erhoben sich von allen Seiten und einer der Hauptpunkte der Festung erhielt nach ihm seinen Namen.

Sein Nachfolger Lavalette entfaltete eine nicht geringere Thätigkeit; allein die Geldmittel hatten sich nach und nach vollständig erschöpft. Materialien und Geld kamen immer seltener aus

Italien, und der Mangel erreichte eine solche Höhe, daß der Großmeister zu Auskunftsmitteln seine Zuflucht nehmen mußte. Er ließ deßhalb eine grobe Münze von Kupfer von einem bestimmten Nominalwerthe prägen, die auf der einen Seite zwei verschlungene Hände zeigte, auf der andern in vier Feldern das Wappen Lavalette's sowie das des Ordens und die Umschrift trug: Non aes, sed fides. „Nicht das Geld, sondern der Glaube“, Worte, welche zu jener Zeit der Wahlspruch mehr denn eines edlen Mannes waren.

Allein im Bosporus wurden Rüstungen betrieben, welche denen Lavalette's nicht nachstanden. Soliman konnte nicht dulden, daß die Ritter ihre Zufluchtsstätte in eine Festung verwandelten, und als Pius V. den päpstlichen Stuhl bestieg, war Malta ein zweites Rhodus geworden. Mit einer großen Streitmacht zogen die Türken heran, um die Insel zu belagern. Auf die sichere Kunde davon begaben sich die Ritter mit dem Großmeister an ihrer Spitze zur Kirche, wo das Allerheiligste ausgesetzt war, empfingen gemeinschaftlich die h. Communion, nach welcher sie sich innig umarmten, und zogen sich dann in die Forts zurück. In siegreichen Kämpfen und Ausfällen schlugen sie die stets sich wiederholenden Angriffe der Ungläubigen zurück, aber die feindlichen Schaaren zogen sich immer enger um die einzelnen Werke zusammen, die bald nur mehr von verstümmelten Helden vertheidigt wurden. Wollte man den Verwundeten Hilfe bringen, so wiesen sie dieselbe ab mit den Worten: „Rechnet uns nicht mehr zu den Lebenden; kehret zum Feinde zurück“. Die schon entstandenen Breschen füllten sich mit den Leichen der Gefallenen. Die Besatzung des zuerst angegriffenen Forts St. Elmo wurde auf eine schreckliche Weise gelichtet, nachdem seine Mauern fast nur mehr ein Haufe von Ruinen waren. Die Ritter verlangten Verstärkung; allein der Großmeister, der jeden einzelnen Posten von nicht geringerer Gefahr bedroht sah, ließ ihnen kurz und bündig antworten,

daß er ihnen den Abschied gewähre und ihnen Stellvertreter unter den Kindern und Bürgern der Stadt suchen wolle.

Der Ritter de Broglie und der Balley von Negropronte wurden darauf unverzüglich zum Großmeister zurückgeschickt mit der Bitte, er möge ihnen verzeihen und eine augenblickliche Schwäche vergessen, die ja durch so glorreiche Waffenthaten schon längst wieder gut gemacht sei. Lavalette gab darauf zur Antwort: „Willfährige Recruten sind mir lieber als alte Krieger, welche nicht zu gehorchen verstehen", und einer zweiten Deputation bedurfte es, um ihn wieder zu versöhnen.

Die Wuth der Türken kam der Unerschrockenheit der Ritter gleich. Sechsundzwanzig Tage lang folgte ein Sturm dem andern, und es gab keine Kriegslist, kein Mittel, das nicht versucht und von der andern Seite vereitelt worden wäre. Ihr Anführer Mustapha überließ endlich das kleine Fort, das ihm schon mehr als zweitausend Menschen und ebenso viel Zeit als die Belagerung der ganzen Insel kostete, dem winzigen Häuflein seiner heldenmüthigen Vertheidiger.

Der Gedanke kam ihm nicht, daß Lavalette noch mehr solche Streiter habe, aber überall wo er angriff, erkannte er bald seinen Irrthum, und das steigerte seine Wuth auf's höchste. Fiel ihm ein Ritter in die Hände, so ließ er ihn an einen Pfahl binden, ihm einen kreuzförmigen Einschnitt in den Rücken machen und so in das Meer werfen, in der Hoffnung, daß die Fluth ihn an's Ufer treiben und der Anblick des Verstümmelten endlich Entsetzen und Schrecken unter den unbezwingbaren Helden hervorrufen werde. Jedoch täuschte er sich abermals. Die Schande fürchtete man mehr als Vernichtung und Tod; das große Herz Lavalette's schlug in Aller Brust. Sogar die Frauen wollten die Gefahr der Belagerten theilen und brachten den Soldaten Lebensmittel und Munition selbst bis unter das Feuer der Türken.

Die Schaaren Soliman's und ihr Anführer begannen die Hoffnung zu verlieren; die Muthlosigkeit griff immer weiter um sich, Uneinigkeit und Unschlüssigkeit herrschte im Kriegsrathe, als plötzlich am Horizonte von Sicilien her einige Segel in Sicht kamen. Es war die schwache Unterstützung, welche der spanische Vicekönig den heldenmüthigen Rittern so lange versprochen hatte. Den Barbaren, welche seit vier Monaten so derbe Beweise der christlichen Tapferkeit erfahren hatten, fiel es nicht ein, sich noch mit diesen neuen Kräften messen zu wollen, eilig flüchteten sie auf ihre Schiffe und ließen selbst ihre schweren Geschütze in den vorgeschobenen Werken, deren sie Herr geworden, zurück. Vergebens suchte Mustapha seine Schaaren zu sammeln; wider Willen wurde er vom Strome der Fliehenden mit fortgerissen und entging nur mit genauer Noth der Gefahr, lebendig in die Hände Lavalette's zu fallen.

Die Sicilianer liefen ohne Hinderniß in den Hafen ein und wurden von einer kleinen Schaar von Siegern begrüßt, die ihren Triumph auf Trümmern und Leichen feierten. Von sämmtlichen Rittern, Soldaten und Einwohnern der Stadt blieben keine sechshundert mehr übrig, die im Stande waren, die Waffen zu tragen; und es gab auch unter diesen wohl keinen Einzigen, der nicht verwundet war. Glücklicher zwar als Villiers de l'Isle-Adam, da er nicht capitulirt hatte, stellte sich Lavalette doch die traurige Frage, ob er denn nicht besser thäte, sich auf das Festland zurückzuziehen. Die Streitkräfte, welche ihm die kleine Flotte zugeführt hatte, waren im Falle eines neuen Angriffes von Seite der Türken ungenügend. Es bedurfte anderer Truppenmassen, anderer Bollwerke, wenn der Sultan zurückkehren sollte, um sich zu rächen, und der Stolz Soliman's ließ in dieser Hinsicht keinen Zweifel übrig.

Lavalette wandte sich daher an die verschiedenen Höfe Europa's und verhehlte ihnen nicht die Lage der Insel. Auch der heilige Stuhl wurde davon in Kenntiß gesetzt. Pius V. hatte ihn soeben

bestiegen und im zweiten Monate seiner Regierung antwortete er dem Großmeister durch folgendes Schreiben:

„Unserm vielgeliebten Sohne Johannes von Lavalette,
Großmeister der Ritter vom h. Johannes von Jerusalem,
Gruß und apostolischen Segen.

„Geliebter Sohn! Aus Ihrem Briefe an uns, der uns am 24. Februar übergeben wurde, sowie aus einem andern, von dem uns Ihr Geschäftsträger Cambianus Mittheilung gemacht, haben wir ersehen, daß Sie von unserer Meinung rücksichtlich Ihrer falsch unterrichtet worden sind. Man hat Ihnen gesagt, wir seien unzufrieden, daß Sie nicht jene Thätigkeit entfalten, deren es bedarf, um auf's neue Ihre Insel in Vertheidigungszustand zu setzen. Es thut uns wehe, daß Sie bei uns derartige Gesinnungen über Ihre Person argwöhnen, die wir nur das Ehrenvollste von Ihnen denken und sagen müssen und Ihre der Christenheit geleisteten Dienste rühmend anerkennen; die wir gesehen haben, mit welchem Muthe und welcher Ausdauer Sie Ihre Insel gegen so mächtige Feinde so viele Monate hindurch vertheidigt haben; die wir wissen, welches Lob Sie verdient, welchen Ruhm Sie sich erworben haben, indem Sie sie zuletzt zwangen, sich mit beträchtlichem Verluste zurückzuziehen, und so Italien befreiten um den Preis stets wiederkehrender Mühen und Gefahren, um den Preis des reichlich vergossenen Blutes Ihrer Waffengefährten.

„Doch gestehen wir, daß es Einige gegeben hat, die in einzelnen Punkten Ihre gewöhnliche Thätigkeit vermißten, namentlich darin, daß Sie nach dem Abzuge des Feindes es sich nicht auf der Stelle angelegen sein ließen, neue Befestigungen herzustellen. Was uns betrifft, so messen wir, wenn sie noch nicht begonnen sind, die Schuld davon keineswegs Ihnen bei, sondern dem Mangel an den nöthigen

Mitteln, worauf Sie sich in Ihrem Briefe berufen. In der That kann uns Niemand zu dem Glauben verleiten, daß Sie, nachdem Sie sich während einer so schrecklichen Belagerung mit solchem Ruhme bedeckt, ihn nachher durch eine gewisse Nachlässigkeit seines Glanzes beraubt und unter so dringenden Umständen Ihrer Pflicht nicht genügt haben sollten. Allein wir würden doch nicht umhin können, es zu mißbilligen und zu tadeln, wenn Sie die Idee ausführten, Malta zu verlassen und sich mit Ihrem Orden auf Sicilien zurückzuziehen, um es vor neuen Angriffen der ottomanischen Flotte zu schützen, indem Sie nur in einzelnen Forts eine Besatzung ließen.

„Sagt Ihnen nicht die Klugheit, daß die Feinde, wenn Sie Ihren gegenwärtigen Posten verlassen, mit leichter Mühe sich der beiden Forts und der ganzen Insel bemächtigen werden? und daß dann, was Gott verhüten möge, Sicilien, Italien, ja alle christlichen Staaten, in der größten Gefahr schweben? Und was werden die weiteren Folgen davon sein? Der Ruhm und die Ehre, mit dem Sie und Ihr Orden sich bedeckten, werden sich in die größte Schande verwandeln. Aber es handelt sich überdies nicht um Ihren Ruf allein, es handelt sich um das Heil des ganzen Ordens. Wo werden Sie Fürsten finden, welche Ihnen eine Zufluchtsstätte gewähren, um sich die Rache der Türken zuzuziehen? Und glauben Sie denn, daß Sie die Ritter, wenn sie sich einmal nach allen Richtungen hin zerstreut haben, mit der Hoffnung, daß sie keine andere Regel mehr zu beobachten brauchen, als die, welche sie sich selbst auferlegen, nachher wieder so willfährig finden werden, Ihren Befehlen zu gehorchen?

„Ziehen Sie die unausbleiblichen Uebelstände eines solchen Planes in Erwägung, so werden Sie sich im Gegentheil entschließen, mit Ihrem ganzen Orden auf Malta zu

bleiben. Ihre Gegenwart allein schon wird die besten Wirkungen hervorbringen, sie wird den Muth der Christen beleben und die Feinde fern halten aus Schrecken vor Dem, welcher sie im verflossenen Jahre zu Boden warf. Sie werden Ihre Gegenwart mehr fürchten, als alle Ihre Soldaten zusammen. Und wenn Sie im vorigen Jahre mit Gottes Hülfe die Ungläubigen zurücktreiben konnten, obschon Sie nur über eine kleine Streitmacht zu gebieten hatten, wie sollten Sie denn jetzt verzagen, unterstützt von den Truppen des katholischen Königs und von uns selbst, ohne jene zu zählen, die sie durch Ihre eigenen Bemühungen zusammenbringen werden. Diese Unterstützungen werden Sie in Stand setzen, angreifend vorzugehen, anstatt sich auf die Vertheidigung einiger befestigter Plätze zu beschränken. Welchen Eindruck wird in der Stunde des Kampfes selbst auf die Feinde der Anblick von christlichen Soldaten machen, die an Zahl das kleine Häuflein, durch welches sie schon eine schmähliche Niederlage erlitten haben, weit übertreffen? Andererseits wird ihre Streitmacht kleiner sein, da man es für sicher hält, daß der türkische Tyran auch auf dem Festlande die christlichen Staaten mit Krieg überziehen wird.

„Bleiben Sie darum auf Ihrem Posten, geliebter Sohn! Bewahren Sie diesen hohen Ruf und diese Ehre, welche Sie bei allen Nationen mit unsterblichem Glanze umkleiden werden. Der katholische König, dessen Würde dieser Krieg nicht weniger berührt als das Wohl seiner Staaten, wird Ihnen zur Seite stehen; wir werden Ihnen ebenso wenig fehlen, die wir bereit sind, unser Blut zu vergießen für die Ehre des Erlösers und die Wohlfahrt der christlichen Gesellschaft. Vor Allem aber, geliebter Sohn, wird Ihnen Gott und zwar an erster Stelle zu Hilfe kommen, der Ihnen ja schon im vorigen Jahre so offenbar seinen Beistand zu Theil werden

ließ. Er wird seinen eigenen Soldaten seine Hülfe von Oben nicht versagen.

„Zur Erreichung dieser glücklichen Resultate haben wir unlängst, indem wir ihnen die Gnadenschätze der Kirche öffneten, alle Frommen ermahnt, Gott um seinen Beistand anzuflehen; und wiewohl wir nicht daran zweifeln, daß der katholische König bereits Vorkehrungen getroffen, um seinen Verpflichtungen nachzukommen, so schreiben wir doch noch in diesem Augenblicke an ihn, um ihn zu schleuniger Eile aufzufordern. Ebenso werden wir auch an die Vicekönige von Neapel und Sicilien schreiben, um sie zu ermahnen, Ihnen unverzüglich Alles zu besorgen, was sie auf höhern Befehl Ihnen zusenden sollen.

„Gegeben zu Rom, am 22. Tage des März 1566,
im 1. Jahre unseres Pontificats."

Lavalette fühlte sich durch dieses Schreiben nicht wenig ermuthigt; die Tapferkeit und Frömmigkeit des christlichen Helden bedurften keiner zweiten Aufforderung. Er erachtete sich von diesem Tage an als gebunden durch das gebieterischste Ehrgefühl und dachte jetzt an nichts anderes, als sich Soldaten zu werben und Bastionen zu bauen.

Seinerseits hielt Pius V. sein gegebenes Versprechen, für Verstärkung so viel als möglich und schleunigst sorgen zu wollen. Boten wurden an die verschiedenen Fürsten Italiens und Loredano, den Dogen von Venedig, gesandt, und zahlreiche Depeschen forderten Carl IX. dringend um seinen Beistand auf.

„Wo werden Sie Fürsten finden, welche Ihnen eine Zufluchtsstätte gewähren?" hatte der Papst in seinem Schreiben an Lavalette gesagt. In der That war dieser Zweifel durch den Schrecken, welchen eine türkische Armee für lange Zeit hinter sich zurückließ, nur zu sehr gerechtfertigt. Diejenigen Fürsten, welche durch die natürliche Lage ihrer Staaten vor den Verwüstungen dieser wilden

Horden gesichert waren, zögerten, sich mit ihnen zu verfeinden, und jene, welche dem Kriegsschauplatze näher lagen, waren vor Allem auf die Sicherheit und den Schutz ihrer Besitzungen bedacht. Philipp II. selbst war von andern Arbeiten sehr in Anspruch genommen, und ehe er sich davon abziehen ließ, mußte Pius V. auf's neue in ihn dringen. Er sandte ihm zu dem Zwecke folgendes Schreiben:

„Unserm in Jesu Christo geliebtesten Sohne Philipp II., dem Katholischen, König von Spanien, Gruß und apostolischen Segen.

„Es ist zur Genüge bekannt, daß Ihr mächtiger Feind, der türkische Sultan, mit allem möglichem Eifer ein furchtbares Heer ausrüstet, in der Absicht, im nächsten Frühjahre damit auf Malta zu landen. Er will die ihm verhaßten Ritter vernichten und sich die ganze Insel unterwerfen, nach deren Besitz er augenscheinlich sowohl ihrer vortheilhaften Lage wegen strebt, als auch um die Schmach abzuwaschen, die ihm daselbst im letzten Kriege widerfuhr. Da der Orden für sich allein ihm nicht Widerstand leisten kann, so sieht sich unser theurer Sohn, Johannes von Lavalette, gezwungen, den Beistand der christlichen Fürsten gegen den gemeinsamen Feind der Christenheit anzurufen. Zu dem Zwecke hat er einen Boten an uns gesandt, sowie er auch einen andern an Ew. Majestät absendet. Wegen seines seltenen Muthes und der Verdienste, die der Orden früher und jetzt der christlichen Gesellschaft geleistet, ist er in der That der Unterstützung aller christlichen Fürsten in diesem schrecklichen Kriege werth, besonders da die Gefahr, in der er schwebt, eine allgemeine für die Christenheit zu werden droht; gerne geben wir ihm daher auch zur Befestigung seiner Insel Geld nach bestem Vermögen, und außerdem beabsichtigen wir, ihm eine kleine Anzahl von Fußtruppen zu schicken. Aber unsere Hülfs-

mittel sind zu gering, als das wir in so großer Noth etwas auszurichten vermöchten. Darum ist es billig, daß auch von den andern Fürsten alles Mögliche zu seiner Unterstützung geschehe, und namentlich von Ew. Majestät, der Gott so viele Staaten und so großen Reichthum verliehen zum Zwecke, sein Volk und die Religion gegen diesen wilden Feind zu vertheidigen.

„Wir würden in Wahrheit das Vertrauen hegen, daß der ritterliche Sinn und die Frömmigkeit Ew. Majestät von selbst sich dazu entschließen würden, wenn auch Ihre eigenen Interessen gar nicht bedroht wären; aber wir zweifeln auch nicht, daß Sie um so bereitwilliger und eifriger diese heilige Sache unterstützen werden, da es von äußerster Wichtigkeit ist, daß eine Insel, die Italien und Sicilien so nahe liegt, keinem Feinde in die Hände falle. Was also Ew. Majestät schon von selbst thun würden, um das bitten wir jetzt, damit Ihre wohlbekannte Ehrfurcht gegen den heiligen Stuhl ein neuer Beweggrund sei, es rascher und in ausgedehnterem Maße zu thun, und wir empfehlen Ihnen den Orden selbst mit aller Innigkeit und Liebe, deren unser Herz fähig ist.

„Wir setzen unsere festeste Hoffnung auf den Herrn, daß er von Ihnen unterstützt, soweit es in seinem Willen und Rathschlusse liegt, den Andrang der Barbaren mit demselben Erfolge zurückwerfen werde, wie im vorigen Jahre; und in dem Falle wird ein reicher Theil von Ruhm und Ehre auf Ew. Majestät zurückfallen.

„Gegeben zu Rom, am 8. December 1567."

Pius V. wartete nicht die Wirkung dieser eindringlichen Vorstellungen ab, um die Zusagungen, die er selbst gemacht hatte, zu erfüllen. Seine erste Beisteuer belief sich auf 57000 Goldthaler, von denen 44000 von Strafen herrührten, die seinen Hofbeamten wegen Verletzungen von Amtspflichten auferlegt worden waren,

und 13000 aus dem Verkaufe unnützer und überflüssiger Edelsteine. Zugleich ermächtigte er den Großmeister, eine Anleihe von 50000 Goldthalern auf die Häuser des Ordens in Frankreich und Spanien zu machen. Dem Clerus des Königreichs Neapel wurde ebenfalls eine Steuer auferlegt, und um durch alle in seiner Macht stehenden Mittel die Vollendung der Befestigungswerke zu erleichtern, erlaubte er den Arbeitern und Soldaten auch Sonntags nach Anhörung einer h. Messe daran zu arbeiten.

Philipp II. befahl die Aushebung von viertausend Soldaten und dreitausend Pionieren in Neapel, Calabrien und Sicilien. Der Vicekönig wurde abgesetzt zur Strafe für seine frühere Nachlässigkeit, vielleicht auch für die seines Herrn, und auf den Ruinen der alten Stadt Malta legte man die Fundamente zu einer neuen Stadt, welche den glorreichen Namen Lavalette erhielt und noch trägt.

Als Soliman die Trümmer seiner Armee in Constantinopel anlangen sah, wußte er nicht, ob er dem Zorne gegen seine besiegten Generäle freien Lauf lassen oder seine Niederlage so gut als möglich zu verheimlichen oder zu verdecken suchen solle. Das Letztere geschah. Mustapha wurde einfach abgesetzt, seine Truppen ernteten reichliches Lob wegen ihrer Tapferkeit, und der zweite Anführer, Piali, behielt den Oberbefehl über die Flotte, mit dem Auftrage, unverzüglich wieder in See zu stechen. Die Türken schmeichelten sich mit der Hoffnung, die Ritter unvorbereitet zu überraschen und durch eine schleunige Rache die jüngste Schmach des Halbmondes abzuwaschen; aber daß an Ueberraschung nicht zu denken war, haben wir eben gesehen. Ein Blick genügte, um Piali zu zeigen, daß eine zweite Landung nur ein zweites Mißgeschick für seine Truppen zur Folgen haben werde. Seine Schiffe segelten daher weiter und kamen bald auf der Höhe des Meerbusens von Venedig in Sicht. Die von diesem plötzlichen Einfalle bedrohten Länder wußten, von welcher Raubsucht und Grausamkeit die Bar-

baren beseelt waren und bewaffneten sich in aller Eile, um jede Landung zu verhindern. Pius V. ernannte auf die erste Kunde von dieser Gefahr hin Paul Orsini zum Befehlshaber seiner Galeeren und hieß ihn, sich mit dem spanischen Geschwader zu vereinigen. Da er es außerdem für seine Pflicht hielt, sowohl als weltlicher Fürst als auch als Papst über die Sicherheit des Kirchenstaates zu wachen, begab er sich persönlich nach Ancona, um dort selbst die Aushebung von Soldaten und die Ausrüstung einer Flotte eifrig zu betreiben.

Einige Franzosen, der Graf de Brissac und seine Waffengefährten, unterstützten ihn hierin mit bewunderungswürdiger Hingebung. Sie hatten Alle auf Malta mitgefochten und sich in Rom aufgehalten, um vor ihrer Weiterreise nach Frankreich dem Papste ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Die plötzliche Erscheinung der Türken ließ sie die Heimkehr in ihr Vaterland einstweilen vergessen. Pius V. hatte sie liebevoll aufgenommen und ihnen, da sie sich in einem keineswegs beneidenswerthen Zustande befanden, in so großmüthiger und herzlicher Weise Unterstützungen angeboten, daß sie nicht umhin konnten, dieselben anzunehmen. Sie wollten nun mit dem Degen in der Hand ihre Dankbarkeit beweisen, aber glücklicherweise wurde ihre Hülfe auf einmal überflüssig, weil die Türken, überall an einer Landung verhindert, nach dem Peloponnes ohne Sieg und Beute zurückkehren mußten.

Piali konnte sich nach dieser zweiten Demüthigung so ohne Weiters in Constantinopel nicht blicken lassen, und darum hatte er sich die Christen Griechenlands zum Sühnopfer für das seinen Waffen widerfahrene Mißgeschick ausersehen.

Die im ägäischen Meere zwischen Samos und Lesbos gelegene Insel Scio verließ sich ruhig auf die Verträge, wonach sie gegen einen Tribut zu dem ottomanischen Reiche gehörte. Sie hatte sich eines langen Friedens unter der Regierung der Justiniani erfreut, und die Einwohner feierten ohne Argwohn gerade

das Osterfest, als auf einmal die Türken über sie herfielen und die ganze Insel verwüsteten und plünderten.

Als der ehrwürdige Bischof von Scio, Thimotheus Justiniani, die Barbaren in die Kirche und selbst bis zum Altar vordringen sah, nahm er das Allerheiligste, bereit eher tausend Mal den Tod zu erleiden, als eine Entweihung zu dulden. Die ganze Erscheinung des Greises machte einen solchen Eindruck auf sie, daß sie sich fast mit Ehrfurcht zurückzogen. Uebrigens war dies der einzige Widerstand, den die Türken fanden, die bestürzte Bevölkerung ließ ruhig Alles mit sich geschehen. Die ganze Familie der Justiniani wurde gefangen genommen und nach Caffa gebracht.

Die beiden jüngsten Prinzen, zehn und zwölf Jahre alt, wurden nicht lange nachher ihrer Haft entlassen, um unter den Augen des Sultans in der mahomedanischen Religion erzogen zu werden. Man versprach ihnen, sie in das Erbe ihrer Väter wieder einzusetzen, wenn sie ihren Glauben verläugnen und später ihre Unterthanen auch zum Abfalle von demselben bringen würden. Da Schmeicheleien bei ihnen nichts fruchteten, so wandte man Drohungen und bald die härteste Behandlung an. Allein ihre Standhaftigkeit vermochte nichts zu erschüttern und ruhig vernahmen sie ihr Urtheil, welches dahin lautete, zu Tode gepeitscht zu werden. Bereits hatte die Vollstreckung desselben an dem Jüngsten begonnen, als man noch einen letzten Versuch machte. Der Henker hielt mit seinen Streichen inne, und es wurde ihm Gnade und Leben versprochen, wenn er nur den Finger heben wolle zum Zeichen, daß er bereit sei, dem Willen des Großherrn zu gehorchen. Aber schon sterbend und von den Ruthen zerfleischt, faltete der Kleine seine Hände und bat um den Tod, der auch denn bald erfolgte. Sein Bruder, den man auf der Marterstätte liegen gelassen, noch ehe er den letzten Seufzer ausgehaucht, kämpfte drei Tage lang mit dem Tode, unaufhörlich Gott dankend, daß er ihm die Gnade des Martyriums verliehen habe.

Als Pius V. Kunde von diesen traurigen Vorgängen erhielt, berief er ein Consistorium und machte ihm innigst bewegt Mittheilung davon; wie man den noch lebenden Mitgliedern der Familie Justiniani zu Hülfe kommen könne, war der Gegenstand der Berathung.

Soliman war der erste Sultan, der mit Frankreich verbündet war; Pius V. schrieb daher unverzüglich an Carl IX. und bat ihn dringend, in dieser Angelegenheit bei dem Sultan seinen ganzen Einfluß aufzubieten. Wirklich erhielten die Unglücklichen ihre Freiheit wieder und ihre Dankbarkeit gegen den heiligen Vater bestimmte sie, sich ihren Aufenthalt in Rom zu nehmen. Nur der muthige Bischof Thimotheus Justiniani konnte sich nicht entschließen, seine Heerde zu verlassen; es wurde ihm denn auch die Erlaubniß ertheilt, nach Scio zurückzukehren, wo er für seine Glaubensgenossen noch viel Gutes wirkte, jedoch nur kurze Zeit lang. Auch er mußte endlich der siegenden Barbarei vollends den Platz räumen; er begab sich nach Rom und Pius V. verlieh ihm das Bisthum Strongoli, wo er als ein wahrer Diener des Kreuzes sein Leben beschloß.

Maximilian II. war seinem Vater Ferdinand I. als deutscher Kaiser gefolgt im Jahre 1564. In Folge seiner Erziehung eine Zeitlang zum Protestantismus hinneigend, kam er doch nicht so weit, auch wirklich zu ihm überzutreten, legte im Gegentheil, sobald er Kaiser geworden, ein öffentliches Bekenntniß seiner Rechtgläubigkeit ab, was ihn jedoch nicht hinderte, mit der größten Milde gegen die Protestanten und manche ihrer Uebergriffe, sowie Verletzungen des Augsburger Religionsfriedens aufzutreten.

Zwei Jahre nach seiner Thronbesteigung wurde Pius V. zum Papste gewählt und die ganze Welt richtete erwartungsvoll ihre Blicke auf diesen beiden Männer, wie sich ihr Verhältniß zu einander gestalten und ob eine Lösung der schwierigen Zeitfragen zu Stande kommen werde. Der erste von Maximilian zusammenbe=

rufene Reichstag, unvermeidlich geworden durch die neuen Rüstungen Soliman's, schien eine solche in Aussicht zu stellen.

Wie Soliman die inneren Zerwürfnisse in Deutschland und im übrigen Europa immer zu seinem Vortheile auszubeuten versuchte, ist bereits gesagt worden. Namentlich war das jetzt der Fall, wo der religiöse Bruch vollendet war. Außerdem wollte er sich für die vor Malta erlittene Niederlage und das Scheitern seiner Pläne nach dieser Richtung hin, durch einen abermaligen Angriff auf das deutsche Reich entschädigen und rächen.

Maximilian hatte schon im ersten Jahre seiner Regierung Hozzucoti nach Constantinopel gesandt, um durch die Vermittlung dieses geschickten und mit den Angelegenheiten des türkischen Hofes wohlbekannten Unterhändlers einen Waffenstillstand zu erlangen; aber einige von ihm losgekaufte Gefangene ließen ihm über die Pläne des Großherrn keinen Zweifel mehr übrig; auch sein Gesandter selbst setzte ihn bald von den Rüstungen Soliman's gegen das deutsche Reich in Kenntniß und ermahnte ihn, seine Vertheidigungsmaßregeln zu treffen.

Der Kaiser verhehlte sich nicht, daß die östreichischen Staaten außer Stande waren, den ottomanischen Heeren Widerstand zu leisten, und die Zusammenberufung eines Reichstages war daher dringend geboten, um über die Mittel zu berathen, wie man den gemeinsamen Feind abhalten könne, und die Beiträge der einzelnen Länder an Mannschaften und Geld zu regeln.

Auf diesem Boden erwarteten die Protestanten den Kaiser. Die Bestimmungen des Augsburger Religionsfriedens vom Jahre 1555 genügten ihnen nicht mehr und sie verlangten nun namentlich: 1) daß die Geistlichen, welche zum protestantischen Bekenntnisse übertreten würden, im Besitze ihrer Würden und der damit verbundenen Einkünfte bleiben sollten; 2) daß man den Fürsten eine Zusammenkunft gestatte, um darin frei über die religiösen Fragen zu verhandeln, und das man allen Artikeln,

welche die Stimmenmehrheit für sich hätten, Gesetzeskraft zuerkenne.

Maximilian war in sichtlicher Verlegenheit; er bedurfte der Hülfe der Katholiken sowohl wie der Protestanten, und durch sein Bestreben, es mit keiner Partei zu verderben, wurde er beiden verdächtig. Es handelte sich um nichts Geringeres als den Untergang des Reiches auf dem Schlachtfelde oder den der Religion auf dem Reichstage.

Letzterer wurde nach Augsburg berufen und Maximilian verließ Wien, um sich in Person dahin zu begeben; in seinem Gefolge befand sich der päpstliche Legat Commendone, Bischof von Zante, der gerade zum Cardinal ernannt und nach Rom berufen worden, um den Purpur in Empfang zu nehmen; aber ungesäumt kehrte er wieder auf seinen Posten zurück, den er unter diesen schwierigen Umständen nicht verlassen wollte. Pius V. hatte ihm sowie dem Jesuiten Canisius und dem Cardinal-Bischof von Augsburg, Otto Truchseß, für den bevorstehenden Reichstag die bestimmtesten und umfassendsten Instructionen ertheilt.

Die Fastenzeit im Jahre 1566 hatte begonnen, und der Papst ließ in Bayern ein Jubiläum verkündigen, um vom Himmel einen glücklichen Ausgang des Reichstages zu erflehen. Canisius predigte während dieser Zeit oft acht Stunden an einem Tage in den verschiedenen Kirchen der Stadt, und die Wirkungen seiner Beredsamkeit waren derart, daß sie sich selbst nachher in den Berathungen des Reichstages noch verspürten.

Seinerseits versammelte der Legat Commendone die katholische Partei, an deren Spitze die Herzoge von Bayern und Cleve, der Bischof von Constanz, die Churfürsten von Trier und Mainz standen, häufig um sich, um sie zur Entschlossenheit und Einigkeit zu ermahnen, auch ermangelte er nicht, ihnen die ihm vom Papste gewordenen Instructionen mitzutheilen, welche vor Allem die Katholiken selbst zu gegenseitigem Einverständnisse und gemeinsamem

Vorgehen gemäß den Beschlüssen des Trienter Concils aufforderten. Die Stimme des heiligen Vaters verhallte nicht ungehört. Selten waren die katholischen Stände so einig und entschlossen gewesen wie dies Mal, was zur Folge hatte, daß eigentlich religiöse Fragen gar nicht zur Sprache kamen. Rücksichtlich säcularisirter Kirchengüter blieb es bei der früheren Bestimmung, daß die gegenwärtigen Besitzer in deren Genusse nicht gestört werden sollten, aber daß jeder kirchliche Würdenträger, der zum protestantischen Bekenntnisse übertrete, auch der Einkünfte seiner Stelle verlustig werde.

Es blieb somit nur noch die Frage rücksichtlich der Türken zu erledigen. Die katholischen Fürsten machten dem Kaiser die großmüthigsten Anerbietungen aus freien Stücken und die protestantischen konnten ohne zu erröthen nicht umhin, auch ihre Hülfe zur Befreiung und Beschützung ihres gemeinsamen Vaterlandes zuzusagen.

Pius V. sandte für seinen Theil unmittelbar nach dem Schlusse des Reichstages fünfzigtausend Goldthaler zur Unterstützung gegen die Türken an den Kaiser, der bei seiner Rückkehr nach Wien seine Treue gegen die Kirche und seine Anhänglichkeit an den heiligen Vater durch öffentliche Beweise seiner Zuneigung gegen den Cardinal Commendone an den Tag legte. Hierbei nicht stehen bleibend, drang der Papst, während Maximilian ein gewaltiges Heer gegen Soliman ausrüstete, in die italienischen Fürsten, die kaiserliche Streitmacht durch ihre Truppen zu vergrößern. Der Herzog von Savoyen schickte vierhundert Bogenschützen zu Pferde, der Herzog Cosmus von Florenz dreitausend wohlbewaffnete Fußknechte, die Herzoge von Ferrara und Mantua kamen in Person, jener mit vierhundert adeligen Kriegern, dieser mit dreihundert Hackenschützen. Aber da menschliche Anstrengung ohne den Beistand des Himmels nichts vermag, so konnte Pius in seinem brennenden Verlangen, die Feinde des christlichen Glaubens besiegt zu

sehen, die Hilfe Gottes nicht gering schätzen; darum verordnete er in Rom öffentliche Gebete, ermahnte die Völker zur Buße und bewilligte einen vollkommenen Ablaß allen Denen, welche nach Erfüllung der vorgeschriebenen Bedingungen nach seiner Meinung für den Triumph der neuen Kreuzfahrer bestimmte Gebete verrichten würden. In derselben Meinung las er auch mehrere hh. Messen unter so strömenden Thränen, daß alle Umstehenden sich des Weinens nicht enthalten konnten. Bei Gelegenheit dieses Jubiläums machte Soliman, als er Kunde davon wie von seinen Wirkungen erhielt, die Bemerkung: „Ich fürchte mehr die Gebete dieses Papstes, als alle Anstrengungen ihrer Waffen.“

Rasch durchzogen die türkischen Heere Ungarn und erschienen in kurzer Zeit vor der sehr starken Festung Szigeth. Maximilian hatte den Oberbefehl über seine Truppen seinem Bruder übertragen und Günther von Schwarzenberg sollte ihn in dessen Abwesenheit übernehmen. Die kaiserliche Armee lagerte an der ungarischen Grenze und stützte sich auf die Donau.

Beim Herannahen des Sultans hatte sich der Graf Zriny mit nur zweitausendvierhundert Mann in die Festung Szigeth eingeschlossen und vertheidigte dieselbe mit der heldenmüthigsten Tapferkeit einen ganzen Monat lang; aber die kleine Schaar seiner Braven lichtete sich mehr und mehr nach jedem Kampfe, während die Masse der Stürmenden noch jeden Tag zu wachsen schien. Als er zuletzt sah, daß jeder fernere Widerstand unnütz war, faßte er einen Entschluß, wie er seiner bisherigen Tapferkeit würdig war. „Er bekleidete sich, sagt ein alter Geschichtsschreiber, mit seinem besten Gewande, steckte zweihundert Thaler in seine Tasche nebst einem Zettel mit der Bitte, Derjenige welcher seinen Leichnam finden würde, möge für diese Summe für ein ehrenvolles Begräbniß sorgen, und nahm die Schlüssel der Citadelle zu sich, um sie bis zum Tode zu bewahren. Als man ihm seinen Panzer reichen wollte, wies er ihn zurück mit den Worten: „Ich brauche

ihn nicht, ich brauche nur eine schöne Wunde, um ruhmvoll zu sterben." Sodann ließ er sämmtliche Geschütze der Festung noch ein mörderisches Feuer auf die Türken geben, und als er sah, daß sie ein furchtbares Blutbad angerichtet hatten, stürzte er mit dem Schwerte in der Faust und von seinen noch übrigen Getreuen gefolgt, hinaus mitten unter die Feinde, von denen noch mancher seinen Streichen erlag, bis er selbst von einer Lanze tödtlich getroffen zu Boden sank. Seinen Soldaten entsank der Muth; sie ergaben sich und überließen den Türken die Festung, vor der sie in fünfunddreißig Tagen dreißigtausend Menschen verloren hatten."

Soliman war drei Tage vor der Uebergabe der Festung gestorben; damit aber sein Tod nicht Ermuthigung unter den Seinigen verbreite, hatte man ihn sorgfältig geheim gehalten und zu dem Zwecke sogar seinen Leibarzt erdrosseln lassen.

Sein Sohn und Nachfolger Selim war inzwischen beim Heere eingetroffen, führte die Belagerungstruppen von Szigeth nach Belgrad zurück und begab sich nach Constantinopel. Wenig geneigt, die ausgedehnten Pläne seines Vaters weiter zu verfolgen, setzte er den Krieg mit geringem Eifer noch ein Jahr lang fort und schloß zuletzt am 17. Februar 1568 einen achtjährigen Waffenstillstand oder vielmehr Frieden ab.

Achtes Capitel.

Thätiges Eingreifen Pius' V. in die Angelegenheiten Frankreichs.

Et dixit Mathathias: Vae mihi! ut qui natus sum videre contritionem populi mei.

I. Mach. II, 7.

Und es sprach Mathatias: Wehe mir, daß ich geboren wurde, die Betrübniß meines Volkes zu sehen.

Wie überall, so hatte auch in Frankreich die kirchliche Zucht unter dem Einflusse der unglückseligen Zeitumstände gelitten und Unordnungen aller Art hatten sich eingeschlichen; die sinkende Ehrfurcht vor dem Heiligen erzeugte den Zweifel, und dem Calvinismus war der Eingang geöffnet.

Calvin hatte dem Protestantismus republikanische Formen gegeben. Herbe in der Controverse, unbeugsam im Kampfe, war es ihm gelungen, in kurzer Zeit an die Stelle der evangelischen Freiheit die Willkühr zu setzen und kehrte gegen seine Brüder die Schneide des Schwertes, wo sich ihm nur Gelegenheit dazu bot. Unter ihm wurde das Consistorium ein unerbitterlicher Gerichtshof, mit dessen Hülfe er seine Macht bis zum größten Despotismus ausdehnte, da es für ihn von der Unterjochung der Schwachen bis zur Proscription und der schrecklichsten Verfolgung Derer, welche Widerstand leisteten, nur eines Schrittes bedurfte.

Frankreich war der Zielpunkt für die calvinistischen Neuerungen, da seine Stellung unter den Mächten Europa's entscheidend werden konnte in dem Kampfe, der zwischen den Häresien des Nordens und der Orthodoxie des Südens zu entbrennen drohte; es öffnete

den Weg nach Spanien und Portugal, welche, bis dahin unzugänglich, unersättlicher Gier reiche Beute versprochen.

Während Calvin das erschreckte Genf in seine Fesseln schmiedete, eine weitverzweigte systematische Propaganda in Straßburg, Lyon und Poitiers organisirte, triumphirte er zugleich ohne Widerspruch in Navarra, und so fand sich Pius in der Mitte zwischen zwei Feuersbrünsten.

In einem Staate, wo die Frauen die Hauptrolle spielten, zeigte sich die Irrlehre in freundlicherer Gestalt, und ein kurzer Aufenthalt Calvin's am Hofe von Nérac genügte, um den Geist des Widerspruchs und die Sucht nach Neuerungen fruchtbringend zu machen. Die Religion mußte sich unverweilt den Launen der Prinzessinnen und Hofdamen anbequemen, die es müde waren, die Stundengebete in lateinischer Sprache zu lesen, langdauernden Ceremonien beizuwohnen, sich vom Papste bedrohen zu hören und über den Cölibat der Geistlichen zu seufzen.

Wiewohl in ihren Sitten und Bestrebungen von einander abweichend, waren Genf und Navarra doch einig in ihren Anstrengungen gegen Frankreich. Anton von Bourbon und Johanna d'Albret wollten zwar nicht so weit gehen, aber sie gingen doch ebenso schnell als der unerbittliche Reformator und nahmen thätigen Antheil an den allgemeinen Resultaten. Bei dem Bürgerstande nicht stehen bleibend, ging Calvin bis zum Parlamente hinauf; der Hof von Béarn trat in Verbindung mit den Großen und brachte Margarethe von Valois sowie die Herzogin von Etampes auf seine Seite.

Der französische Bürgerstand erfreute sich des vollen Besitzes seiner Privilegien und Freiheiten und das Gemeindewesen glich fast der Genfer Republik; dabei herrschte noch ein echt religiöser, katholischer Geist in ihm. Die Magistratspersonen beschränkten ihren Ehrgeiz auf die Ausübung ihrer Aemter und beschäftigten sich in ihren Mußestunden mit gelehrten Studien. Diese Elemente der

Freiheit und Wissenschaft hatte sich der Calvinismus zum Mittelpunkte seiner Thätigkeit ausersehen, ihnen suchte er ohne Unterlaß auf alle mögliche Weise das Gift seiner Lehre beizubringen, sie mußte er dem Könige und Papste abwendig machen, sie nach und nach in die Sphären der Anarchie und des Zweifels hineinziehen, wo er ihnen seine Schlingen gelegt hatte. War es ihm gelungen, die Treue bei den Unterthanen, die Gerechtigkeit bei der Obrigkeit zu untergraben, dann konnte er nach Willkühr wie in Genf schalten und walten, eine blutige Dictatur gegen den noch bleibenden Rest der Katholiken einführen und die Republik auf den Trümmern der Monarchie erklären.*)

In Béarn war man nicht in all diese Pläne eingeweiht oder man dachte nicht daran, daß sie gelingen könnten. Man wollte nicht den Thron umstürzen, sondern sich von Rom frei machen, die Kirche plündern, das Land des Nachbars verwüsten, dem Feinde das seinige nehmen, sich der ersten Aemter der Krone bemächtigen, die königliche Familie entzweien und im äußersten Falle die Person des Königs entführen und das Königreich zerstückeln. Calvin versprach Hülfe aus der Schweiz, und der Hof von Nérac trat in Unterhandlungen mit den deutschen Fürsten und England, bestimmte ferner die Subsidiengelder und die zu stellenden Schiffe.

Franz I. und Heinrich II. unterdrückten mit Strenge die ersten Anzeichen der beginnenden Unruhen und Unordnungen in ihrem Lande und setzten einen eigenen Gerichtshof ein, um nach den Huguenotten zu forschen, welche damals die Furcht noch in den Schranken der Pflicht hielt. Aber unter Franz II. wurden die geheimen Versammlungen häufiger und kühner und es kam im Jahre 1560 zu einer förmlichen Verschwörung zu Amboise, deren Seele der Bruder Antons von Bourbon, der Prinz Condé war. Sie wurde durch die strengsten Maßregeln und die Verhaftung

*) S. Vie de Calvin par M. Audin.

des Prinzen unterdrückt. Der frühe Tod des Königs rettete letzterem das Leben und die Zügel der Regierung kamen, da Karl IX. noch minderjährig war, in die Hände seiner Mutter Katharina von Medici, welche den Versuch machte, die wachsende Aufregung durch Concessionen zu beschwichtigen. Freie Religionsübung wurde während der Minderjährigkeit des Königs den Huguenotten gestattet; sie erhielten durch ein Edict vom Januar 1562 die Erlaubniß, Bethäuser, aber außerhalb der Städte zu erbauen, da es ihrer eigenen Sicherheit wegen gerathen war, sie der Aufmerksamkeit des Volkes zu entziehen und sie auf dem Lande zu zerstreuen. Ihre Parthei wuchs von Tag zu Tage. Der Thron war von den Häuptern derselben umgeben, und Katharina, welche den eigenthümlichen Plan hegte, sich den Katholiken und Huguenotten unentbehrlich und beide von sich abhängig zu machen, schmeichelte bald den einen, bald den andern. Es ist sogar wahrscheinlich, daß sie im Anfange ihrer Regierung die Huguenotten im Geheimen bevorzugte, die wegen ihrer numerischen Schwäche inmitten eines eifrig katholischen Landes das Bedürfniß fühlten, um jeden Preis zuzunehmen und gerne sich unter den königlichen Schutz begaben, um darunter zu erstarken. Da die Regentin das Interesse der Religion nicht mehr mit den Augen des Glaubens betrachtete, trieb sie ihrerseits den Indifferentismus soweit, daß sie zuletzt glaubte, es würde ihr die Verschmelzung der Doctrinen ebenso gelingen, wie die Corruption der Individuen.

Das Religionsgespräch von Poissy im September 1561 hatte keine andere Basis. Der Kanzler Michel de l'Hopital setzte sich im Namen der Königin-Mutter in Verbindung mit Genf und ersuchte dringend die Häupter des Calvinismus, daselbst zu erscheinen und vor dem Könige selbst ihre neue Lehre dem katholischen Dogma gegenüber auseinanderzusetzen. Diese unerwartete Einladung wurde mit Entzücken angenommen und Theodor Beza dahingesandt. Die erste Zusammenkunft hatte am 9. September in

dem geräumigen Refectorium der Nonnen von Poissy statt. Karl IX. und die Prinzen von Geblüt befanden sich hinter einer vergoldeten Balustrade, wie die Kampfrichter bei einem Turnier. Die Cardinäle von Lothringen und von Tournon, mehrere Doctoren der Sorbonne saßen Theodor Beza, der besonders das Wort führte, und seinen Freunden gegenüber, welche ihn begleitet hatten. L'Hôpital erhob sich zuerst und gestand ohne Umschweife, daß er von dieser Zusammenkunft das Heilmittel gegen die Uebel erwarte, an denen Frankreich leide, und als der Cardinal von Tournon gegen mehrere Ausdrücke des Kanzlers Einsprache erheben wollte, gestattete ihm die Regentin nicht einmal das Wort, sondern gab es dafür an Theodor Beza, der sich auf die Kniee warf und nach einem theatralischen Gebete sein Glaubensbekenntniß begann, ohne sich durch das auf den Sitzen der Bischöfe erhebende Gemurmel im geringsten beirren oder unterbrechen zu lassen.

Der Streit wurde nach und nach so heftig, daß er sich aus dem Innern des Klosters auch nach Außen hin verbreitete, und die Geister, die man zu beruhigen suchte, nur in noch größere Aufregung versetzte. Die Cardinäle und mehrere Bischöfe vereinigten sich zuletzt, um der Königin begreiflich zu machen, welch' großer Gefahr sie durch ähnliche Disputationen den noch schwachen Glauben des jungen Königs aussetze und wie verderblich sie für das Volk werden könnten, welches darin ein anerkanntes Recht erblicken werde, Alles in Frage zu stellen. Allein die Königin wollte von ihrem Versuche nicht abstehen und die Conferenzen wurden, wenn auch nicht mehr öffentlich, auf dem Schlosse St. Germain fortgesetzt, ohne daß jedoch ein dauerndes Resultat erzielt werden konnte.

Die Katholiken betrachteten alle diese Vorgänge als eine Warnung, daß das Vermächtniß ihres Glaubens nicht mehr in sicheren Händen ruhe, und hielten sich bereit, es auf ihre eigene Rechnung und Gefahr zu vertheidigen. Der Krieg entbrannte

schon im Geheimen, noch ehe es zu offenem Kampfe gekommen war. Jede der beiden Partheien setzte an Stelle des Namenkönigs ein wirkliches Oberhaupt, und als die Leute des Herzogs von Guise in Vassy auf die Avantgarde des Prinzen von Condé stießen, eröffnete ein schreckliches Blutbald die Feindseligkeiten.

Jene Geschichtschreibung, die sich die unaufhörliche Verleumdung der Katholiken zur Aufgabe macht, läßt es sich natürlich auch sehr angelegen sein, ihnen die Schuld an diesen Vorgängen in Vassy beizumessen, während gerade das Gegentheil wahr ist; um sich davon zu überzeugen, braucht man nur die Annalen jener Zeit zu lesen, namentlich die Geschichte des Präsidenten de Thou, der nicht nur als Zeitgenosse Anspruch auf Glaubwürdigkeit erheben darf, sondern auch wegen seiner unbestreitbaren Vorliebe für die Protestanten. „Wiewohl, fährt er fort, nachdem er die blutige Scene von Vassy geschildert, dies gegen die Absicht und den Willen des Herzogs von Guise geschehen war, ließ er doch, um sich und die Seinigen zu rechtfertigen, mehrere der vornehmsten verhafteten Protestanten vor sich bringen, und machte ihnen lebhafte Vorwürfe, daß sie durch unerlaubte und verbotene Versammlungen Veranlassung zu diesem Aufruhr gegeben hatten.“ *)

Allein die Protestanten waren nicht gewillt, diesen Vorstellungen ein geneigtes Ohr zu leihen, und von den Truppen Condé's redend, fährt de Thou fort: „Ueberall hörte man das Murren und die Klagen der Truppen, die sich laut äußerten, daß es keiner Conferenzen mehr bedürfe, daß man die sich darbietende günstige Gelegenheit, einen entscheidenden Schlag zu führen, unbenützt vorübergehen lasse, daß sie lieber Alles ertragen wollten, als so von einem Tag zum andern sich hinhalten lassen; der Prinz solle sie nur gegen den Feind führen, da die Dinge ja doch einmal so weit gekommen seien, daß sie nur mehr durch die Waffen entschie-

*) de Thou IV. p. 169.

den werden könnten. Da verschwand die schöne Manneszucht, von der wir gesprochen haben, und der Soldat überließ sich dem Plündern und jener Zügellosigkeit, die mit den Bürgerkriegen begonnen hatte; nachher wuchs sie der Art, daß man bald die Gesetze des Krieges nicht mehr beachtete und dieses so blühende Reich auf eine klägliche Weise verheert und verwüstet wurde, zur Schande und zum großen Leidwesen der Führer."

Und dieser Haß bemächtigte sich nicht allein jener, welche die Waffen trugen. De Thou berichtet, daß La Rochefoucauld zu Anfang September 1562 eine Synode zu Saintes versammelte, der gegen sechzig Prediger beiwohnten. Die Frage: ob Krieg, ob Friede wurde nach allen Seiten hin behandelt, und nachdem man die Gründe für und gegen erwogen, wurde einstimmig entschieden, daß der Aufstand „gerecht, erlaubt und selbst nothwendig sei."*)

Allerdings gaben die Protestanten vor, daß der König ein wehrloses Werkzeug in den Händen des katholischen Triumvirats, des Connetable von Montmorency, des Herzogs von Guise und des Marschalls St. André sei, und ihre selbst offene Empörung konnte sich noch einen Schein von Treue geben, wenn die Tragweite ihrer Absichten sich nicht unwiderleglich durch die Beziehungen verrathen hätte, in welche sie mit den auswärtigen Feinden Frankreichs getreten waren. Im April des Jahres 1562 unterzeichneten sie einen mit den deutschen Fürsten abgeschlossenen Vertrag, nach welchem der Prinz von Condé zum gesetzlichen Beschützer und Vertheidiger Frankreichs erklärt und als solcher anerkannt wurde, und demgemäß versprach und schwur man ihm Gehorsam oder demjenigen, den er an seine Stelle ernennen würde. Man verpflichtete sich außerdem, ihm Waffen, Pferde, Geld und alles zum Kriege Nöthige zu liefern, sich beim ersten Aufrufe des Prinzen oder seines Stellvertreters zu stellen und unterwarf sich manch-

*) de Thou IV. p. 264.

faltigen Strafen und Bußen, wenn man in irgend einem Punkte seiner Pflicht nicht nachkäme." *)

Um diesen Schritt zu rechtfertigen, veröffentlichten die Protestanten einen Vertrag, der vom Könige von Spanien und den Triumvirn sollte unterzeichnet worden sein. Allein de Thou selbst gesteht, daß dies Actenstück unecht war, und was schon gleich bei seinem Erscheinen es hätte in Verdacht bringen sollen, war der Umstand, daß man vorgab, es sei auf dem Concil von Trient berathen und bestätigt worden. Die erste Grundlage des protestantischen Manifestes war also wie gewöhnlich eine grobe Verläumdung der Kirche.

Dabei blieb man nicht stehen. Am 20. September desselben Jahres unterzeichnete Elisabeth von England einen Vertrag, wonach sie sechstausend Mann nach Frankreich sandte, wovon dreitausend nach Havre und die drei übrigen tausend als Besatzung von Rouen und Dieppe verwendet wurden; außerdem erhielt der Prinz von Condé noch 140000 Goldthaler, und diesen Bedingungen, sagt de Thou, wurde die gewöhnliche Clausel beigefügt: „ohne daß der gegenwärtige Vertrag den Rechten der Könige Englands über Calais Eintrag thun könne."

Der protestantische Hume bemerkt in seiner Geschichte hierüber: „Ganz Frankreich war allgemein empört über den Vertrag Condé's mit Elisabeth. Es war natürlich, daß man sein Benehmen mit dem des Herzogs von Guise verglich. Dieser hatte, nachdem er die Engländer, diese stolzen und gefährlichen Feinde, aus dem Lande vertrieben, ihnen für immer den Zutritt zu demselben untersagt; jener rief sie durch seinen Verrath in sein Vaterland zurück und ermöglichte ihnen, bis in das Innere desselben vorzudringen." **)

---

*) de Thou IV. p. 184.

**) Hume IV. p. 67. — Capefigue, einer der neuesten Forscher, was diesen Gegenstand anbelangt, läßt sich, wiewohl ungerne, das förmliche Ge-

Das einmal gezogene Schwert kehrte nicht mehr in die Scheide zurück, weder auf die Befehle Karl's IX., noch auf die Bitten Katharina's. Die größten Städte ergriffen Parthei, d'Andelot bemächtigte sich Orleans', wo Condé sich mit ihm vereinigte. Der Geist, der bei der Plünderung Rom's zu Tage getreten war, zeigte sich jetzt wieder von einem Ende Frankreichs bis zum andern. Die Altäre wurden beraubt, die Reliquien der Heiligen entehrt, die Gräber geöffnet und entweiht, Priester und Mönche lebendig in Brunnen geworfen. Die Katholiken, durch diese Vorgänge außer sich gebracht, vertheidigten sich mit derselben Grausamkeit; einzelne Parlamente erließen Beschlüsse, wonach jeder Protestant, den man fände, als ein öffentlicher Uebelthäter, selbst wenn er unbewaffnet sei, getödtet werden durfte. Der Herzog von Guise wurde während der Belagerung von Rouen meuchlings ermordet

---

ständniß entschlüpfen: „Die Calvinisten sind die antinationale Parthei, eine Parthei der Zerstücklung, die Parthei des Föderalsystems: sie sind schuld, daß Frankreich von den fremden Söldnern verheert und vernichtet wurde, und man muß es wohl ein für alle Mal sagen, daß die katholische Parthei und die Ligue allein die französische Nationalität bewahrt haben."

La Réforme et la Ligue.

Auch der Admiral Coligny, eines der Häupter der Huguenotten, verläugnete Luther in seiner Vorliebe für die Türken gegenüber den Katholiken nicht; in einer an Karl IX. im J. 1572 gerichteten Denkschrift sagt er wörtlich: „Warum behält er (Philipp II.) durch Gewalt das Königreich Navarra zurück, das er seinen Königen, Ihren Verbündeten, abgenommen? warum soll der Haß gegen die Türken zum Vortheile eines Fürsten ausschlagen, der von den Christen mehr verabscheut werden muß, als der Türke selbst, da ein Hund, der einen Hund verschlingt, widerlicher ist, als ein Wolf, der dasselbe thut?" (de Thou VI. p. 345.)

Selbst unter Ludwig XIV. noch zeigten sich die Protestanten diesen Grundsätzen ihrer ersten Lehrer getreu. Jurieu nahm keinen Anstand, die Türken als von der Vorsehung nach Europa gesandt zu betrachten, um mit den Reformirten gemeinschaftlich an dem großen Werke Gottes zu arbeiten.

von einem calvinischen Edelmanne, Poltrot de Méré, der bis zu seinem letzten Athemzuge behauptete, er habe von Coligny den Befehl dazu erhalten; und der Baron von Montesquiou, der später den Prinzen von Condé erschoß, bemerkte, daß er nur gerechte Wiedervergeltung geübt habe.

Karl IX. hatte gerade sein sechzehntes Jahr erreicht, als Pius V. den päpstlichen Stuhl bestieg. Er legte gleich im Anfange seiner Regierung nicht nur die väterlichsten Gesinnungen gegen den jungen König an den Tag, sondern ließ ihm auch sagen, daß alle gegen die Autorität des ältesten Sohnes der Kirche geführten Schläge als ebensoviele Angriffe gegen die Festigkeit des alten katholischen Baues betrachtet werden müßten. Michael Turriani, Bischof von Ceneda und später Cardinal, wurde nach Frankreich geschickt mit der ausdrücklichen Mission, den König und die Regentin zur Ausdauer zu ermuthigen und durch Abschaffung der Mißbräuche jeden Vorwand zur Empörung abzuschneiden.

Karl IX. wurde bei seiner Thronbesteigung vom Volke der liebe König genannt. Sein sanftes und bleiches Gesicht, sein hoher und schmächtiger Wuchs, sein schwacher Körperbau deuteten auf keine der blutigen Neigungen hin, deren man ihm so viele nachgesagt hat. Er liebte die Jagd und legte dabei eine Tollkühnheit zu Tage, die sein Leben mehreremale in Gefahr brachte. Als seine schwache Gesundheit ihm körperliche Anstrengungen untersagte, verkehrte er gerne mit Dichtern und dichtete auch selbst, schrieb ebenso Manches über die Jagd. Seine Jugend, sein Verstand, seine Lebhaftigkeit verlangten einen sichern und festen Führer, aber leider maßte sich Catharina von Medici die Vormundschaft über ihn an!

Catharina wollte Karl IX. beherrschen, anstatt ihn zu erziehen, um über andere zu herrschen. Ihre mütterliche Zärtlichkeit hatte keinen edleren Charakter, als ihre Politik. Alle Partheien ertragend und sich gegen alle verstellend, verstrickte sie ihren Sohn selbst

in ihre Kunstgriffe. In Intriguen aller Art die Reize ihrer Jugend nicht sparend oder das Ehrfurcht Gebietende ihrer weißen Haare, war sie keinem Grundsatze ergeben, keiner Neigung, selbst nicht den Interessen einer Regierung, die sie mit den Ränken ihres eigenen Ehrgeizes erfüllte. Den Geist des jungen Monarchen durch thörichte Vergnügungen und Zerstreuungen entnervend oder ihn durch Schwierigkeiten abschreckend, die sie nie hinwegzuräumen suchte, ja die oft nur ihr eigenes Werk waren, lehrte sie ihn die Menschen nur dadurch kennen, daß sie ihn mit ihren Lastern bekannt machte, und als der Zustand des Landes eine mehr als gewöhnliche Einsicht, hochherzige Gesinnungen und starke, gerechte, ausdauernde Entschlüsse erheischte, da empfand Catharina in ihrem Herzen nur Eifersucht, Mißtrauen und Schrecken, und pflanzte diese auch dem Herzen des jungen Fürsten ein.

Pius V. verhehlte der Regentin nicht, daß an ihrem Hofe Vieles ernsten Tadel und strenge Rüge verdiene, und erklärte ihr entschieden, daß er Alles aufbieten werde, um eine Aenderung zum Bessern zu bewirken, daß er den Thron selbst nicht schonen werde. Die Rückkehr zur alten Tugend und Reinheit der Sitten allein könne den Segen Gottes auf das königliche Haus und Frankreich herabziehen. Auch gab er deutlich die Absicht zu erkennen, allen französischen Prälaten den Purpur zu verweigern, bis man dem Aergernisse, das der Cardinal von Châtillon*) gab, ein Ende gemacht habe.

Diese strenge Sprache hatte einigen Erfolg. Da die vollständige Promulgation des Concils von Trient, wie schon gesagt, auf manche Schwierigkeiten stieß, die schon aber zur Hälfte durch

*) Erzbischof von Toulouse mit achtzehn und Bischof von Beauvais mit zwanzig Jahren, trat er später zum Calvinismus über und heirathete. Außer seinen beiden Bisthümern besaß er noch die Einkünfte von dreizehn Abteien und zwei Prioreien.

die Mitwirkung der Bischöfe beseitigt worden, begünstigte Karl IX. doch wenigstens die Publicirung des Katechismus des Concils, und der Nuntius hatte den Trost, ihn in großer Menge unter dem französischen Clerus verbreiten zu können. Der Cardinal von Châtillon mußte sich seiner sämmtlichen Aemter, sowie seiner Bisthümer begeben. Außerdem auch noch vom Parlamente verurtheilt, zog er sich nach England zurück, wo er bei Elisabeth die Rolle eines Agenten der Huguenotten spielte und später durch einen Domestiquen vergiftet wurde.

Die Reihe der Mißbräuche war damit noch nicht zu Ende. Die ärgsten fanden statt bei der Verleihung der Beneficien, die als Belohnung nicht nur Menschen ohne Beruf gegeben wurden, sondern sogar vielen Frauen von Stande, welche unter angenommenen oder schon erloschenen Namen die Einkünfte derselben bezogen und sie zuweilen mit Geistlichen zusammen hatten, die nicht errötheten, sich zu solchen Manövern herzugeben. Mütter behielten oft Beneficien bis ihre Kinder im Alter eien, in den Besitz und Genuß derselben zu treten. Die Prinzessin von la Roche-sur-Yon, die Schwägerin des Herzogs von Montpensier, bezog mehrere Jahre hindurch die Einkünfte des Bisthums Glandèves, der Abteien St. Vandrille und St. Méen. Doch schützte sie ihre Verwandtschaft mit der königlichen Familie nicht vor den Maßregeln, welche bald gegen die unrechtmäßigen Inhaber der Kirchengüter ergriffen wurden, denn Pius V. ließ nicht nach mit Drängen und Ermahnen, bis ein königlicher Erlaß die Benefizien Jedem entzog, der im Besitze derselben nicht von Rom aus bestätigt worden sei.

Wiewohl der König für das Beste der Religion großen Eifer zeigte, verhehlte sich doch der Papst nicht, daß eine dauernde Besserung nicht statthaben könne, wenn die Bischöfe nicht hilfreiche Hand leisteten und die Residenzpflicht beobachteten. Der König entschloß sich auch, alle Prälaten vom Hofe zu entfernen und rich-

tete an sämmtliche Bischöfe ein Rundschreiben, worin er sagt: „Das Unglück, welches auf unserm Lande lastet, ist ein sichtliches Zeichen des Zornes Gottes. Um die schrecklichen Folgen seiner Rache abzuwenden, müssen die Bischöfe, seine ersten Diener, ihn besänftigen durch ihre Mildthätigkeit, durch Reue über das Geschehene und Fasten; das Volk müssen sie durch ihr Beispiel zur Buße stimmen, durch ihre Worte es belehren, und es gegen die unglückselige Irrlehre vertheidigen, die wie ein Krebsgeschwür allmählig und unbemerkt die gesundesten Theile unseres Landes erfaßt. Darum befehlen wir in Uebereinstimmung mit unserm heiligen Vater Papst Pius V. allen Bischöfen unseres Reiches, sich in ihre Diöcesen zu begeben und dort zu bleiben, um über die Heerde zu wachen, die Gott ihrer Obhut anvertraut hat."

Auch der Papst selbst richtete zu gleicher Zeit apostolische Handschreiben an die französischen Bischöfe, um sie zu ermahnen, den guten Absichten Sr. Majestät entgegenzukommen, Seminarien zu gründen und die Seelsorge nur unbescholtenen Geistlichen zu geben, die ohne Fehl jene zu Gott führen könnten, die ihnen anvertraut worden. Ebenso verschmähte er es nicht, sich ermuthigend und ermunternd an die Gelehrten zu wenden, die eine ehrenvolle Stelle im Kampfe der Geister einnahmen. So dankte er öffentlich in einem Breve Ronsard, „weil er die Musen bewaffnet, um der Religion zu Hülfe zu kommen."

Die Huguenotten erkannten bald, daß Heiligkeit und Strenge zusammen nicht lange auf dem heiligen Stuhl regieren würden, ohne ihre Hoffnungen zu vereiteln. Sie versuchten darum ein Mittel, auf das noch Niemand von ihnen gekommen war, sie wollten die Ehre und den guten Ruf Pius' V. besudeln. Der Admiral Coligny bestach einen Bäckergesellen aus Neapel, der sich als Sohn des Papstes ausgeben sollte. Dieser ließ sein Geheimniß anfangs nur durchblicken, verbreitete es dann immer mehr, indem er sogar Briefe des Papstes vorzeigte, die er noch

als Cardinal geschrieben haben sollte, und ging dann endlich in der Verrücktheit so weit, daß er ein seiner Geburt entsprechendes Jahrgehalt verlangte. Die erste Antwort der römischen Regierung war die Festsetzung des Abentheurers, der nun die Beweise für seine Behauptung liefern sollte. Allein die Sache war zu ungeschickt angelegt; der letzte der vorgelegten Briefe war vom Februar 1557 datirt, während die Ernennung zum Cardinal erst im folgenden März stattgefunden hatte. Des Betruges überführt, suchte der Bäcker sein Leben durch Geständnisse zu erkaufen und zögerte nicht, seine Mitschuldigen zu nennen, die man aber nicht erreichen konnte. Der Papst war gegen die Todesstrafe, da man dies sonst so auslegen könne, als wolle man auf solche Weise die Wahrheit zum Schweigen bringen, der Schuldige solle im Gegentheil am Leben bleiben, um sie auf's neue zu bekennen, wenn man noch etwa weitere Zweifel erheben wolle. Die Strafe des Unglücklichen bestand darin, daß er an allen Straßenecken Rom's gepeitscht und zu lebenslänglicher Galeerenhaft verurtheilt wurde.

Nachdem der Marschall St. André in der Schlacht bei Dreux gefallen, Condé daselbst verwundet und gefangen, der Herzog von Guise vor Orleans ermordet worden, zeigten sich beide Parteien des Kampfes müde, und es wurde um einen Waffenstillstand verhandelt. Die Huguenotten verlangten die Erneuerung des Edictes von Amboise vom Jahre 1563, das ihnen sehr günstig gewesen, aber die Katholiken waren damit unzufrieden, und anstatt den Waffenstillstand zu schließen, begann man auf beiden Seiten, sich auf's neue zum Kriege zu rüsten. Im Jahre 1567 enbrannte er wieder in hellen Flammen; die Katholiken siegten am 10. November bei St. Denys, verloren aber ihren letzten großen Feldherrn, den Connetable von Montmorency. Die Protestanten zogen sich nach Poitou zurück, um sich dort wieder zu sammeln und die Verstärkungen zu erwarten, die Johann Casimir, der Sohn des Churfürsten von der Pfalz, durch Lothringen ihnen zuführte.

Der Tod Montmorency's verursachte in Paris und unter allen Katholiken Frankreichs die tiefste Trauer. Die Königin, die ihn stets gefürchtet, lange gehaßt hatte, ihm nie gewogen war, wollte ihm keinen Nachfolger geben und übertrug dem Herzog von Anjou den Oberbefehl über die königliche Armee.

In einem für das Wohl der Religion so entscheidendem Augenblicke konnte Pius V. sich nicht unthätig verhalten und er drang in Karl IX., seine Pflichten gegen die christliche Gesellschaft zu erfüllen, wie denn das Königthum zu jener Zeit dem Gedanken des h. Paulus gemäß betrachtet wurde „als ein Diener Gottes, ein Richter der Bösen und Vater der Gerechten." Als Catharina von Medici ihm in ihrer Antwort den kläglichen Zustand ihrer Finanzen und ihres Heeres schilderte, bemühte er sich auf der Stelle eine Ligue der katholischen Mächte gegen die protestantischen zu Stande zu bringen. Philipp II. schien von Natur aus dazu bestimmt, Elisabeth von England in Schach zu halten; die italienischen Großherzoge, die Republiken Genua und Venedig konnten ein Gegengewicht gegen die deutschen Fürsten und die schweizerischen Kantone bilden, und es bedurfte nur einer Anregung und einer gemeinsamen Leitung, um aus diesen Elementen einen mächtigen Bund herzustellen. Pius V. zögerte nicht, diese ihm gewordene Aufgabe zu erfüllen; in eindringlichen Schreiben ermahnte er den König von Spanien, den Herzog von Savoyen, den Großherzog von Toscana, die Herzoge von Nevers und Lothringen, dem bedrängten Frankreich und so auch der Religion zu Hülfe zu kommen. Da in all diesen Schreiben die nämlichen Gedanken, oft auch dieselben Ausdrücke wiederkehren, so wird es hier genügen, das an den Dogen von Venedig gerichtete näher zu erwähnen. Es lautet, wie folgt:

„Unserm geliebten Sohne Hieronymus Priuli
Gruß und apostolischen Segen!

Als wir zu unserm innigsten Schmerze von der Gefahr Kunde erhielten, in der unser geliebter Sohn Karl IX., König von Frankreich, sich befindet, und von den Bürgerkriegen, die grausam sein Land zerfleischen, haben wir den Entschluß gefaßt, ihm nach unsern besten Kräften gegen seine rebellischen Unterthanen, die sich gegen die göttliche und menschliche Majestät auflehnen, beizustehen. Und da der Untergang Frankreichs auch unfehlbar den der benachbarten Staaten herbeiführen würde, so haben wir es für unsere Hirtenpflicht erachtet, Ew. Hoheit zu ermahnen, dem Könige in diesem entscheidenden Augenblicke nach bestem Vermögen zu Hülfe zu kommen, um den Sturm zu beschwören, der Sie ebenfalls bedroht. Allerdings ist uns wohl bekannt, wie sehr Ew. Hoheit Ihrer eigenen Angelegenheiten wegen in Besorgniß ist, aber die Gefahr, die wir Ihnen bezeichnen, ist so nahe, daß Alle, welche die katholische Religion vertheidigen und für die gemeinsame Ruhe etwas thun wollen, unverweilt mit gemeinsamen Anstrengungen dem gemeinsamen Feinde gegenübertreten müssen. Es wird Gott ebenso wohlgefällig als ruhmvoll für diese Republik sein, die ja immer den wahren Ruhm suchte, wenn sie unter so ernsten Umständen einem so mächtigen Könige zu Hülfe kommt und damit zugleich auch der katholischen Religion."

Gegeben zu Rom bei St. Peter, 18. Oktober 1567. *)

Der Aufruf des Papstes war nicht vergeblich. Der König von Spanien schickte Karl IX. vierhundert Lanzen und dreitausend

*) Lettres de saint Pie V. édit. Goubau I. p. 53.

Mann Fußtruppen zu, die italienischen Fürsten stellten ebenfalls ihren Beitrag und ließen sie zu den Truppen des Papstes stoßen, als sie auf dem Wege nach Frankreich unter den Befehlen des Grafen von Santa Fiore durch ihre Staaten kamen. Die Zahl letzterer belief sich auf vierhundert Reiter und viertausend fünfhundert Mann zu Fuß, alle auf's beste gerüstet und in schönster Ordnung. Da Pius aber nicht wollte, daß seine Unterthanen zu sehr mit Abgaben belastet würden, nachdem schon so große Ausgaben gemacht worden waren, um Malta und Ungarn zu unterstützen, so erhob er 100,000 Thaler von den Beneficien und 30,000 von zwölf religiösen Orden. Der römische Senat glaubte ihm keinen angenehmeren Beweis seines Eifers geben zu können, als dadurch, daß er ihm im Namen der Stadt eine Gabe von 100,000 Thalern anbot. Auch andere Städte unterstützten seine heiligen Absichten durch beträchtliche Sendungen. Pius V. sah sich so in den Stand gesetzt, alle nothwendigen Vorsichtsmaßregeln zu treffen, damit die unter der Fahne der Kirche marschirenden Soldaten allen katholischen Heeren zum Muster dienen könnten. Unter den strengsten Strafen untersagte er jede Erpressung oder Gewaltthätigkeit in den Ländern, durch die ihr Weg sie führen würde, sorgte auf das gewissenhafteste für ihren Unterhalt, um ihnen den Gehorsam zu erleichtern, und gab jedem Corps Priester und Ordensleute bei, um das Wort Gottes zu predigen und pünktlich das Morgen- und Abendgebet abzuhalten. Die Pflege der Verwundeten wurde frommen Personen anvertraut und jeder Umgang mit den Huguenotten ohne Ausnahme verboten.

Als diese Verstärkungen ankamen, faßten die Katholiken neuen Muth und sammelten ihre Kräfte. Die Universität von Paris bestimmte, daß jeder Doctor ein genaues Glaubensbekenntniß abzulegen habe, und leitete gegen Jeden, welcher der Reinheit der Lehre zuwiderhandelte, eine Untersuchung ein. Die Parlamente entließen alle Mitglieder, die mehr oder weniger offen den Neuer-

ungen anhingen, und jeder, der sich um ein Amt bewarb, mußte den Eid leisten, daß er in der katholischen Religion leben und sterben wolle. Dieser Eid überlebte alle spätern Wechselfälle und blieb in Kraft, so lange die Parlamente selbst bestanden.

Von dieser allgemeinen Bewegung mit fortgerissen, widerrief Catharina von Medici die Toleranz-Edicte von 1562 und 1563, der Marquis von Villars wurde an Stelle Coligny's zum Admiral ernannt und der Bruder des Königs, der Herzog von Anjou, sammelte unter seiner Fahne die gesammte Macht des Katholicismus und des Königthums.

Der Graf von Santa Fiore überreichte Karl IX., als er ihm seine Truppen vorstellte, ein Breve des Papstes folgenden Inhaltes:

Unserm in Jesu Christo geliebten Sohne
Gruß und apostolischen Segen!

„Da die väterliche Liebe, mit der wir Ihre Person umfassen, und der Schmerz, den wir darüber empfinden, daß Ihr Land so grausam durch die Spaltungen Ihrer rebellischen Unterthanen zerrissen wird, uns gebietet, Ihnen ungesäumt die nöthige Hülfe zu Theil werden zu lassen, senden wir im Namen Gottes des Allmächtigen Ew. Majestät eine Anzahl Fußtruppen und Reiterei, um dieselben in dem Kriege zu verwenden, den die Huguenotten, Ihre Unterthanen, welche auch die erklärten Feinde Gottes und seiner Kirche sind, gegen Ihre geheiligte Person und das allgemeine Wohl des Landes angefacht haben. Wir haben ihrem Anführer, unserm geliebten Sohne, dem Grafen von Santa Fiore, zur Pflicht gemacht, in Allem den Befehlen Ew. Majestät zu gehorchen, und wir sind fest überzeugt, daß er mit eben so großer Freude als Gewissenhaftigkeit denselben nachkommen wird. Sein Eifer für die Ehre Gottes und das Wohl Ihres

Landes, sein großmüthiger und edler Charakter wird gerne bei jeder Gelegenheit sein Blut und Leben wagen, wenn er damit der Religion und Ihnen einen Dienst leisten kann; darum empfehlen wir ihn Ew. Majestät, sowie die unter seiner Führung stehenden Truppen. Für ihren Unterhalt werden wir wie bisher sorgen, da das Wohl der Religion und die Erhaltung Ihrer geheiligten Person uns das zur Pflicht macht. Wir bitten Gott, welcher der Gott der Herschaaren und der König der Könige ist, und der alle Dinge mit unendlicher Weisheit leitet, Ew. Majestät über alle Ihre Feinde einen vollkommenen Sieg zu verleihen, der in Ihrem Lande die Ruhe wieder herstellen könne, und wir hoffen, daß Ew. Majestät, wenn Ihr diese Gnade zu Theil wird, nicht nur ihre Unbilden rächen, sondern auch die Verbrechen und schrecklichen Sacrilegien, welche die Huguenotten begangen haben, strenge bestrafen wird; so werden Sie sich denn als den gerechten Vollstrecker der Rathschlüsse Gottes selbst zeigen."

Die erste Schlacht, welche bei Jarnac am 12. März 1569 statt fand, war ganz zum Vortheil der Katholiken; nachdem der Kampf schon entschieden, kam der Prinz von Condé noch um das Leben, tödtlich getroffen von der Kugel Montesquiou's. Der Verlust eines solchen Führers würde für die Huguenotten von den schlimmsten Folgen gewesen sein, hätten sie nicht rasch den jungen Heinrich von Navarra, den Sohn der Johanna d'Albret, an ihre Spitze gestellt, die auf die Kunde von ihrer Niederlage rasch herbeigeeilt war. Von ihr unterstützt und angefeuert, nahmen die Rebellen den Kampf mit erneuerter Heftigkeit wieder auf. Ungestüm warfen sie sich auf die Stellung des Grafen Strozzi bei La Roche-Abeille, der in ihre Hände fiel, und die ganze königliche Armee schwebte in größter Gefahr, als der Graf Santa Fiore mit seinen italienischen Hülfstruppen herbeieilte und sie aus dieser schlimmen Lage befreite.

Coligny zog sich zurück, und nachdem er sich mehrerer festen Plätze in Poitou bemächtigt, marschirte er gegen Poitiers, in das sich der Herzog von Guise eilig mit einer auserlesenen Schaar geworfen hatte. Allein alle seine Anstrengungen, die Stadt zu nehmen, waren vergeblich, der Herzog vertheidigte sich auf's glänzendste, und als zuletzt auch noch eine Abtheilung Italiener erschien, mußte Coligny die Belagerung aufgeben.

Nach vielen Hin- und Hermärschen von beiden Seiten kam es im Oktober zu der blutigen Schlacht von Moncontour, in der die Huguenotten abermals vollständig geschlagen wurden. Ihr Verlust wurde auf 12000 Mann geschätzt, 3000 Gefangene nicht mit einbegriffen. „Von 4000 deutschen Fußsoldaten, sagt de Thou, blieben nur 200 übrig, die der Menschlichkeit Einzelner unter den Siegern das Leben verdankten, und die der König mit ihrem Anführer Hector Reilen in ihre Heimath zurückschickte."

Bei der Kunde von diesen glücklichen Erfolgen ordnete der Papst ein dreitägiges Dankfest in allen Hauptkirchen Rom's an. Die römische Obrigkeit wollte auch den Triumph ihres Glaubens durch öffentliche Spiele feiern, allein Pius V. ließ ihr vorstellen, daß Jesus Christus auf eine würdigere Weise verherrlicht werde, wenn man die dazu bestimmte Summe unter die Armen vertheile, was auch geschah. Der Graf von Santa Fiore sandte dem heiligen Vater als glaubwürdige Zeugen der Tapferkeit seiner Soldaten und der Wirkung seiner Gebete sieben und zwanzig den Protestanten abgenommene Feldzeichen, welche dieser als Trophäen in der Kirche vom hl. Johannes vom Lateran aufhängen ließ.

Neuntes Kapitel.

Pius V. tadelt die Politik Catharina's von Medici, und sucht eine Heirath zwischen Don Sebastian von Portugal und Margarethe von Valois zu Stande zu bringen.

Et scidit vestimenta sua Mathathias et filii ejus: et operuerunt se ciliciis et planxerunt valde.
I. Machab. II, 14.

Da zerrissen Mathathias und seine Söhne ihre Kleider, und zogen Trauerkleider an und trauerten sehr.

Pius V. und Catharina von Medici waren bei ihrer Kriegführung nicht von denselben Motiven geleitet. Ersterer hatte nicht zu den Waffen gegriffen, um den Guisen die Ueberhand über die Parthei Coligny's zu verschaffen und es war nicht seine Absicht, nachdem dies erreicht war, sie schon niederzulegen. Er wollte, daß die Kirche auf dem Throne Frankreichs einen christlichen König behalte, daß das Land für immer von seinen Wunden genese, aus denen das edelste Blut sich in Strömen ergoß, mit ein Bollwerk werde gegen den Andrang der muselmännischen Horden und ein Schutz der Kirche. Catharina dagegen suchte den Sieg nur dazu zu benutzen, sich sobald als möglich von diesem lästigen Kriege zu befreien, unbekümmert darum, ob ein dauerhafter und für das Wohl der Religion vortheilhafter Friede zu Stande komme.

Den Schlachten von Jarnac und Moncontour folgte darum sogleich die Wiederaufnahme der Unterhandlungen mit den Huguenotten, und die Katholiken befanden sich abermals in der Gefahr, ihre Interessen der Gegenwart zum Opfer gebracht zu sehen, ohne eine Bürgschaft für die Zukunft zu erhalten.

Der Papst zögerte da nicht, seine mahnende und ernste Stimme hören zu lassen. „Nachdem wir, schrieb er, durch unsern ehrwürdigen Bruder, den Bischof von Carcassonne, sodann auch durch unsern Nuntius am Hofe Ew. Majestät von dem herrlichen Siege Kunde erhalten, den Gott Ihren Waffen über Ihre häretischen und rebellischen Unterthanen unter für die ganze Christenheit so vortheilhaften Umständen verliehen, ist unsere Freude noch durch die vermehrt worden, welche Rom an den Tag gelegt hat; und noch täglich bekundet es dieselbe in einer Weise, als ob Ew. Majestät es von einem Bürgerkriege befreit hätte, von dem es lange Zeit zerfleischt worden .... — Will Ew. Majestät ihr Land glücklich und zu einem blühenden machen, so muß sie es sich angelegen sein lassen, die Irrlehre auszurotten und darf in ihren Staaten nur die katholische Religion allein dulden, die so zu sagen mit der Monarchie ihren Anfang genommen, und welche Ihre Vorfahren mit so großem Eifer bekannt und aufrecht erhalten haben. So lange die Geister hinsichtlich der Religion getheilt sind, wird Ew. Majestät nur Kummer und Unannehmlichkeit davon haben, und Ihr Land wird der blutige Schauplatz sich immerwährend bekämpfender Partheien sein."

Catharina antwortete auf diese ernsten Mahnungen dadurch, daß sie eifrig auf die Unterzeichnung eines Vertrages mit den Huguenotten drang, deren Bevollmächtigte Johann Laffin, Herr von Beauvais und Carl de Téligny dem Könige auf einer Reise, die er mit seiner Mutter unternommen hatte, sogar bis nach Angers folgten. Die Vorunterhandlungen wurden in Châteaubriant, dann in Nantes trotz der verschiedenen abmahnenden Breven des Papstes fortgesetzt. So schrieb nun der Papst an den König unterm 29. Januar 1570:

„Zwar hegten wir das Vertrauen, daß Ew. Majestät Alles mit Frömmigkeit, Ueberlegung und Vorsicht thun würden, besonders in einer Angelegenheit, in der es sich nicht weniger um Ihre

eigene Sicherheit, als auch um die des Landes und der ganzen christlichen Gesellschaft handelt; aber es geht das Gerücht, und es scheint sich zu bestätigen, daß der Friedensschluß zwischen Ew. Majestät und den Irrgläubigen, Feinde aller Katholiken, und rebellische Unterthanen, so gut als gesichert zu betrachten sei. Die Pflicht unseres Amtes und unsere väterliche Sorgfalt gestatten uns darum nicht es zu unterlassen, Ew. Majestät darauf aufmerksam zu machen, daß Sie es wohl erwägen und bedenken soll, was Sie zu thun im Begriffe steht. Sähen wir, daß zwischen Ew. Majestät und Ihren Feinden jemals ein Friede bestehen könnte, der entweder die Sache der Religion fördern oder irgendwie dem durch lange Kriege erschöpften Lande Ruhe gewähren würde, so würden wir sicherlich nicht den Charakter vergessen, mit dem wir bekleidet worden, wir würden unsere Mission nicht bis zu dem Grade vergessen, daß wir nicht unsern ganzen Eifer und unser ganzes Ansehen geltend machten, um zu bewirken, daß er sobald als möglich geschlossen werde. Aber da wir persönlich wissen, da auch Ew. Majestät es schon tausendmal erfahren, daß zwischen dem Lichte und der Finsterniß keine Eintracht bestehen kann, daß hier keine Vereinbarung möglich, als eine solche, die scheinbar und voller Fallstricke ist,*) so müssen wir nothwendig für Ihre Person zittern, für das allgemeine Wohl der christlichen Gesellschaft und die Erhaltung des katholischen Glaubens. Darum ermahnen wir Ew. Majestät, Ihren an und für sich schon so hohen und zu edlen Unternehmungen so bereiten Muth wieder zu beleben, Ihre natürliche Geschicklichkeit zu verdoppeln, um die letzten Spuren dieses innern Kampfes zu verwischen, die Ihrer Krone und dem allmächtigen Gott widerfahrenen Unbilden zu rächen, kurz für Ihre Nachkommen wie für sich selbst dieses Reich wieder zu stärken und zu

*) Nisi fictam insidiisque plenam compositionem esse posse. Ed. Goubau, IV. p. 266.

festigen, das durch die verbrecherischste Verschwörung, die jemals von der Verderbtheit des Bösen angezettelt wurde, erschüttert worden ist . . . . Dazu ist es nothwendig, daß Ew. Majestät nichts Neues, nichts Ungewöhnliches thut, sondern daß sie auf dem Wege bleibt, den sie bis heute verfolgt hat. Ich meine, daß sie jeden irdischen Gedanken, jede irdische Lust, die Sie ihrer Pflicht abwendig machen könnten, bei Seite lassend, nur eine einzige Sorge haben soll, und daß Sie keiner Stimme, woher sie auch kommen möge, Gehör geben soll, die ihr den entgegengesetzten Rath geben würde.

Diese Dinge haben wir Ew. Majestät in der Fülle unserer väterlichen Liebe zu ihr geschrieben, und da sie aus einem Herzen kommen, welches sehr auf die Wohlfahrt und die Würde Ew. Majestät bedacht ist, so haben wir geglaubt, daß sie ihr nicht unangenehm sein würden, und wir beten für Sie zu Gott dem Allmächtigen um einen vollkommenen und entschiedenen Sieg über diese gemeinsamen Feinde."

In dem nämlichen Tone schrieb Pius V. auch an die Königin, und als er sah, daß sein Bitten und Drängen auf den König nicht den gewünschten Eindruck machte, schickte er ihm ein zweites Breve folgenden Inhaltes:

„Da wir so viel als möglich den Forderungen unseres Gewissens, welche sich auf die mit unserm apostolischen Amte verbundenen Pflichten gründen, zu genügen wünschen, so können wir durchaus nicht unterlassen, persönlich Ew. Majestät rücksichtlich des Friedens zu warnen, der wie es heißt schon abgeschlossen ist oder doch in kürzester Zeit abgeschlossen werden soll. Frei von jedem persönlichen Interesse, nur die Sache Gottes, Ihr und Ihres Landes Wohl im Auge habend, sagen wir Ihnen nach reiflicher Prüfung dieser Angelegenheit voraus, daß ein solcher Friede kein wahrer Friede sein wird, sondern die Quelle der größten Uebel für Ihr Land. Wenn sich in Ihrer Umgebung Leute finden, die

anders denken und Ew. Majestät zu überreden suchen, daß ihre Meinung die bessere sei, so ist es der Ehrgeiz, der sie darin täuscht, oder selbst verdorben, täuschen sie Ew. Majestät, oder um mich noch schärfer auszudrücken, sie achten weder Gott noch den König, da sie vergessen, was die Ehre der Religion und Ew. Majestät verlangt. Und doch sollten sie bedenken, daß durch einen solchen Friedensschluß Ew. Majestät ihre erbittertsten Feinde sogar in ihr eigenes Haus aufnimmt, um da in ihre Schlingen zu fallen. Würden sie übrigens auch keine treulose Absicht haben, (was wir nicht glauben) so würde ihnen Gott dieselbe eingeben, um dadurch die Nachläßigkeit und die persönlichen Zwecke zu strafen, welche auf diese Weise die Sache der Religion zum Opfer bringen. Sie darauf hinzuweisen, wie furchtbar, wie schrecklich es ist, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen, der die Sittenverderbniß durch Unglück zu heilen, aber auch ganze Länder wegen der Sünden des Volkes und der Könige heimzusuchen und sie von ihren früheren Herrn auf andere zu übertragen pflegt, sie darauf hinzuweisen, heißt etwas wiederholen, was so bekannt und unbestreitbar ist, daß man keine Beispiele dafür anzuführen braucht. Würde nicht schon Griechenland allein den Beweis für unsere Behauptung liefern, welches durch seine Geringschätzung des katholischen Glaubens den Glanz seiner alten Herrlichkeit verloren hat und durch die Ungläubigen in den Zustand der grausamsten Sclaverei versetzt worden ist? Darum ermahnen wir Ew. Majestät, wir beschwören Sie im Namen Gottes des Allmächtigen, sich das Beispiel Anderer zur Warnung dienen zu lassen und sich ernstlich zu hüten, gegen sich und Ihr Land den Zorn des strafenden Gottes wach zu rufen. Diese Mahnung haben wir an Ew. Majestät richten wollen, um der Pflicht unseres Amtes zu genügen und dem Drange der väterlichen Liebe zu folgen, welche wir für Sie im Herrn fühlen. Wird sie unserer Stimme ein williges Gehör leihen, so wird sie selbst ebenso großen Vortheil davon haben,

als sie uns Freude bereiten wird. Thut es Ew. Majestät nicht, so werden wir in unserm Schmerze wenigstens den Trost haben, daß wir als der gemeinsame Vater Aller und im Interesse der Eintracht der christlichen Gesellschaft keine der Ew. Majestät schuldigen Pflichten unterlassen haben. Schließlich stellen wir der Führung des barmherzigen Gottes die Zukunft anheim und beten demüthig zum Allmächtigen um die Erhaltung Ew. Majestät und das Glück ihres Landes."

Gegeben zu Rom, den 28. April 1570.

Am 8. August 1570 endlich wurden alle Schwierigkeiten durch ein Edict beigelegt, welches vor Allem volle Verzeihung des Geschehenen gewährte und als gute und treue Unterthanen oder Verbündete des Königs die Prinzen von Navara und Condé erklärte, sowie alle Ritter und Herrn, die ihrer Fahne gefolgt waren, und desgleichen alle Fremde, die sie mit Rath oder That unterstützt hatten; und da das Parlament von Toulouse im Verdacht der Partheilichkeit für die Katholiken stand, wurden alle unter seine Gerichtsbarkeit fallenden Processe in Sachen der Religion, ohne daß eine Berufung mehr möglich war, an den Staatsrath in Paris verwiesen. Was die Parlamente von Rouen, Aix, Dijon, Grenoble und Rennes betraf, so wurde allen Protestanten gestattet, sechs Richter, den Präsidenten miteinbegriffen, zu verwerfen, und zwölf in Bordeaux, ohne daß sie gehalten waren, dafür ihre Gründe anzugeben. Außer diesen Privilegien gewährte ihnen das Edict noch vier Sicherheitsplätze: La Rochelle, Montauban, Cognac und La Charité-sur-Loire.

Als dieser Friedensschluß publicirt worden, richtete Pius V. an den Cardinal von Bourbon ein Schreiben, in dem sich sein ganzer Schmerz darüber offenbart.

„Sie werden, sagt er, den bittern Schmerz, mit dem uns die Nachricht von diesem Friedensschlusse erfüllte, leichter sich vor-

stellen können, als wir ihn mit Worten auszudrücken im Stande sind. Wir vermögen in der That ohne Thränen nicht daran zu denken, wie beklagenswerth er für uns und alle Gutgesinnten, wie gefährlich er ist und welch' eine Quelle bitterer Reue er sein wird! Hätte doch der König die so klar zu Tage liegende Wahrheit erkannt, daß er nach diesem Friedensschlusse durch die geheimen Ränke und die Arglist seiner Feinde größern Gefahren als während des Krieges selbst ausgesetzt ist. Darum muß man fürchten, daß Gott den König selbst und seine Rathgeber ihrem verkehrten Sinne ganz überlassen habe, so daß sie als Sehende nicht sehen, als Hörende nicht hören und verstehen sollen. Doch entsinkt uns deshalb der Muth nicht, denn wir sind eingedenk, daß wir auf Erden, wir wohl unwürdig, die Stelle Dessen vertreten, der die Wahrheit ewig durch die Jahrhunderte hindurch beschützt und die nicht zu Schanden werden läßt, welche auf ihn vertrauen: Aber da die Angelegenheiten dieses Landes sich in einem schlimmeren Zustande als jemals befinden, so halten wir es um so mehr für unsere Pflicht, Sie an die Ihrige zu erinnern, Sie und die übrigen der katholischen Religion ergebenen Fürsten. Ueberzeugt, daß Sie an Eifer und Frömmigkeit keinem von ihnen nachstehen, haben wir es für gerathen gehalten, Sie unter so mißlichen Umständen zu ermahnen, den Glauben zu vertheidigen, den Häretikern Widerstand zu leisten und gegen sie einen guten Kampf zu kämpfen. Seien Sie also eingedenk, daß Sie zu den ehrwürdigen Brüdern gehören, welche aus dem Schooße der römischen Kirche hervorgegangen und durch ihren Eid gehalten sind, ihr Blut für sie zu vergießen. Dazu wurden Sie mit dem Purpur bekleidet, dem äußern Zeichen der Selbstaufopferung, die sich in der Vertheidigung der Rechtgläubigkeit erproben muß. Stehen Sie fest in Ihrem Berufe, fassen Sie neuen Muth, beschützen Sie den katholischen Glauben gegen alle Gefahren, welcher Natur sie auch sein mögen; vertheidigen Sie die Sache Gottes durch alle

Ihnen zu Gebote stehenden Mittel, und suchen Sie dieselbe aus dem Zustande der Erniedrigung, in dem sie sich befindet, wieder emporzuheben. Thun Sie das, so werden Sie nicht allein die Frucht Ihrer Arbeit aus den Händen des göttlichen Erlösers empfangen, den ewigen Lohn, sondern es wird Ihnen auch Ruhm und Ehre unter den Menschen zu Theil werden. Wenn Sie dagegen (was Gott verhüten möge), Ihre Pflicht unter so schwierigen Umständen vernachlässigen, so wird es Gott nicht an Mitteln fehlen, seinen Namen zu vertheidigen, besonders mit Rücksicht auf die Gebete so vieler wahrhaft katholischer Männer, die das Land noch zählt. Was aber Sie angeht, wenn Sie nicht jetzt Gott, der Religion, dem Charakter, mit dem Sie bekleidet sind, den schuldigen Tribut bezahlen, so werden Sie später umsonst die Gelegenheit dazu suchen."

Gegeben zu Rom, den 23. September 1570.

Für Jene, welche das Datum dieser Briefe, auf die so bald die blutige Bartholomäusnacht und der schreckliche Todeskampf Karl's IX. folgte, sich näher ansehen, bedarf es nicht der Rechtfertigung des prophetischen Blickes des Papstes; aber dte Rechtfertigung der ganzen Kirche, die man so hartnäckig in die Catastrophe dieser Zeit mit verwickelt, kann man wohl nicht vernachläßigen.

Pius V. starb drei Monate vor der Bartholomäusnacht, aber der hl. Stuhl wird unaufhörlich angeschuldigt, den Verrath gehegt und gepflegt, und nachdem er ihn im Dunkeln großgezogen und geleitet, ihm das Schwert in die Hand gegeben zu haben.

De Thou berichtet, daß man in Conferenzen, welche im Jahre 1567 auf der spanischen Grenze gepflogen wurden, auf dringendes Anrathen des Papstes „der Meinung des Herzogs von Alba beitrat, eine zweite sicilianische Vesper zu veranstalten." Uebrigens nimmt er die Verantwortlichkeit hiefür nicht auf sich, da er seinen Gewährsmann mit einigem Vorbehalte citirt; aber

die spätern Geschichtsschreiber ahmen seine Zurückhaltung nicht nach, sie zweifeln nicht mehr, sie behaupten, sie sprechen ganz bestimmt, sie vergrößern.

Nun wird man doch zugeben, daß mit treulosen Grundsätzen und Maßregeln nichts mehr im Widerspruche stand, als die Sprache und die Rathschläge, die wir aus dem eigenen Munde des Papstes vernommen haben. Bei welchem philosophischen Schriftsteller dürfte man wohl eine ausdrücklichere Verurtheilung der Politik Catharina's finden, als diese den Ereignissen zuvorkommende Mißbilligung, diese angsterfüllte Stimme, welche bittet und droht, die ohne Unterlaß auf den geraden Weg ruft, vor den ungewöhnlichen Mitteln warnt und überdies Alles empfiehlt, den guten Kampf zu kämpfen? Allerdings sind das noch nicht die Theorien unserer Tage, auch darf man sich nicht auf den heutigen Standpunkt stellen, auf dem aber im 16ten Jahrhundert Niemand stand, um das päpstliche Wirken zu rechtfertigen.

Eine träge Unthätigkeit der Kirche bei diesem gewaltigen Zusammenstoß religiöser Anschauungen und Meinungen würde eine Ungeheuerlichkeit zu jener Zeit gewesen sein. Es ist darum nicht seine Theilnahme am Kampfe, die man abschwächen, nicht seine Persönlichkeit, die man herabsetzen darf, nein, ganz im Gegentheil: sondern es ist seine Rechtlichkeit in der Wahl der Mittel, seine edle und würdevolle Haltung, sein festes Bleiben auf dem geraden Wege, was vollkommen genügt, um die lügenhaften Anschuldigungen zu widerlegen. Den Protestanten die Möglichkeit zu benehmen, sich zu vermehren und zu schaden, die Irrlehre durch die Reform der Sitten, durch die Reinheit des Dogma's, die Heiligkeit seines eigenen Beispiels zu bekämpfen, das war die Politik des heiligen Stuhles am Vorabende der Bartholomäusnacht; und will man denn die blutigen Gestalten dieser schreckenvollen Nacht immer wieder heraufbeschwören, so muß man doch endlich auf-

hören, sie in Begleitung der erhabenen Gestalt eines Papstes erscheinen zu lassen.

Ein letzter Vorwurf, der Pius V. gemacht wird, fällt ebenso in sich selbst zusammen. Es ist oft behauptet worden, die Heirath Margaretha's von Valois mit Heinrich IV. sei als Mittel benutzt worden, um das Mißtrauen der Huguenotten einzuschläfern, ihre Vorsicht zu täuschen und ihre Parthei sicherer an den Hof zu ziehen. „Während der Friedensunterhandlungen, sagt de Thon, war die Rede von der Heirath Margaretha's von Valois, der Schwester des Königs, mit dem Prinzen von Navarra, ein herrliches Mittel um den Frieden zu befestigen, oder die schlimmen Pläne, mit denen man umging, besser zu verbergen." Diese halbe Anschuldigung des Historikers, welche von allen Andern nach ihm begierig wiederholt und mit lügenhaften Zusätzen versehen wurde, ist sogar gegen Catharina eine Ungerechtigkeit; was aber die Mitschuld des Papstes betrifft, so fällt sie bei der ersten Prüfung zusammen. Nicht nur ließ sich Pius zu ähnlichen Combinationen nicht herab, sondern er betrieb einen anderen Plan, der im Princip und in den Folgen diesem geradezu entgegengesetzt war.

Don Sebastian, der König von Portugal, war damals siebzehn Jahre alt, und diesen Fürsten hatte der Papst sich ausersehen. Ludwig von Torres, Secretär in der apostolischen Kammer, wurde nach Cintra, wo sich der Hof gerade aufhielt, mit Depeschen von Pius V. gesandt, worin dieser dem jungen Könige die großen Vortheile auseinandersetzte, die man von einer Verbindung der beiden katholischen Monarchen zu einer Zeit erwarten müsse, in der ein solches Band nicht enge genug geknüpft werden könnte; er selbst sei bereit, die Sache einzuleiten. Der König antwortete, daß er Sr. Heiligkeit für eine so besondere Güte zum größten Danke verpflichtet sei, er könne aber nicht umhin, seinen Oheim, den König von Spanien, darüber zu Rathe ziehen; sobald er mit diesem Rück-

sprache genommen habe, werde er dem Papste eine ausführlichere Antwort geben.

Pius V., der mittlerweile unablässig neue Rüstungen gegen die Türken betrieb, sandte nun seinen Neffen, den Cardinal Alexandrinus, in der Eigenschaft eines Legaten an den Hof von Lissabon mit dem doppelten Auftrage, die durch Ludwig von Torres eingeleitete Angelegenheit weiter zu betreiben und ein starkes Bündniß gegen die Ungläubigen zu Stande zu bringen. Zugleich gab er ihm ein neues Schreiben mit, dessen Inhalt wir aus der noch wörtlich erhaltenen Antwort des Königs ersehen.*) Diese lautet folgendermaßen:

„Heiligster Vater!

„Wir haben das Schreiben Ew. Heiligkeit erhalten; es war uns ein Beweis Ihrer großen Frömmigkeit gegen Gott, Ihres Eifers und Ihrer Liebe zur Kirche und Ihres besonderen Wohlwollens gegen uns, was uns zu dem festesten

*) Feuillet, p. 379. Don Sebastian I. wurde am 20. Juli 1554, achtzehn Tage nach dem Tode seines Vaters, Johann III., in Lissabon geboren, und folgte diesem, dem Salomon von Portugal, auf den Thron im Alter von drei Jahren. Durch seine große Frömmigkeit zeigte er sich stets der väterlichen Gesinnungen würdig, die Pius V. gegen ihn fortwährend bewies. Er wurde ein Opfer seines Glaubenseifers in einem Feldzuge, den er gegen den Sultan von Marokko unternommen hatte. Das Andenken dieses jungen Königs, der in der Blüthe seiner Jahre am 4. August 1578 dahingerafft worden, blieb den Portugiesen so theuer, daß sie an seinen Tod nicht glauben wollten und sich lange Zeit mit der Hoffnung trugen, er werde, durch ein Wunder erhalten, eines Tages wieder erscheinen. Diese Meinung wurde von mehreren Betrügern benützt, die sich für Sebastian ausgaben und als solcher anerkannt zu werden suchten, aber Keinem gelang es und Keiner entging der gerechten Strafe. Der Nachfolger Sebastian's war sein Großoheim, der Cardinal Heinrich, welcher achtzehn Monate regierte. Bei seinem Tode riß Philipp II. Portugal an sich und es blieb mit Spanien vereinigt bis zum Jahre 1640.

Entschlusse bestimmt hat, die Religion zu vertheidigen und ihr Wachsthum aus allen Kräften zu fördern. Ew. Heiligkeit hat, trotzdem daß sie so in Anspruch genommen ist durch die Leitung der Heerde Jesu Christi und von dem Bestreben, sie über die ganze Erde zu verbreiten, sich nicht begnügt, an uns zu schreiben, sondern sich auch der Gegenwart und der wichtigen Dienste ihres Neffen, des sehr verehrungswürdigen Cardinals, beraubt, den wir mit um so größerer Ehrfurcht empfangen haben, da wir in ihm ein getreues Abbild der Tugenden seines heiligen Oheims sehen.

„Sein Erscheinen in unserm Lande hat bei unseren Unterthanen eine allgemeine Freude hervorgerufen. Eine unglaubliche Menge von Personen jeden Standes sind ihm entgegengeeilt, und ihre laut sich äußernde Freude ist ein öffentlicher Beweis, welche Befriedigung ihnen seine Ankunft gewährte, die noch durch den Umstand erhöht wurde, daß er außer seiner Eigenschaft als Legat des heiligen Stuhles der würdige Neffe eines heiligen Papstes ist, der das Wohl der Religion und der ihm anvertrauten Seelen nicht nur allen Reichthümern der Erde vorzieht, sondern selbst seinem eigenen Leben, an dem die Menschen ganz natürlich so sehr hängen."

Nachdem er sich hier im Einzelnen über das beabsichtigte Bündniß gegen die Türken verbreitet, fährt er fort:

„Was unsere Verbindung mit der Prinzessin Margaretha von Frankreich, der Schwester des allerchristlichsten Königs, betrifft, so haben wir bis jetzt darüber Verhandlungen gepflogen, mit der Zurückhaltung, welche uns die Würde unserer Person sowohl, als auch die Ehre unseres Landes zur Pflicht macht; da aber Ew. Heiligkeit den sehr verehrungswürdigen Cardinal beauftragt hat, mit uns davon zu sprechen, so haben wir ihn mit Vergnügen angehört und mit Ehrfurcht

die Rathschläge angenommen, die er im Auftrage Ew. Heiligkeit gegeben hat, und die ein öffentlicher Beweis ihres väterlichen Wohlwollens gegen uns sind, wie auch ihres glühenden Eifers für das Wohl der ganzen Christenheit und ihrer oberhirtlichen Wachsamkeit und Sorge, dem durch Bürgerkriege heimgesuchten Frankreich zu Hülfe zu kommen, dem ihm drohenden Unglücke vorzubeugen, den Mißbräuchen abzuhelfen, welche die Religion aus ihm verbannen könnten, und ihrer Bemühungen, einen allgemeinen Frieden unter den christlichen Fürsten zu vermitteln und in ihren Herzen die Liebe zu Jesus Christus, die täglich mehr erkaltet, auf's neue anzufachen.

„Solche Beweggründe und das nicht gewöhnliche Verdienst dieser tugendhaften und vollkommenen Prinzessin haben uns zu dem Entschlusse bewogen, um ihre Hand anzuhalten und dem Cardinal Alexandrinus diesen Auftrag bei seiner Ankunft in Frankreich zu geben, wo wir unserem Gesandten die nöthigen Instructionen ertheilen werden, um mit ihm zusammen die erforderlichen Schritte in unserem Namen zu thun. Ich glaube, daß meine Heirath mit dieser Fürstin ihren Bruder zum Eintritt in die heilige Ligue bewegen wird. —

„Um Sr. Majestät zu zeigen, wie hoch ich die Ehre einer Verwandtschaft mit ihm schätze und um ganz Europa den Beweis zu liefern, wie gerne ich das Meinige dazu beitrage, die Kirche von der Unterdrückung der Türken zu befreien, verlange ich keine andere Mitgift, als den Beitritt des allerchristlichsten Königs zu dem Bündnisse, welches die übrigen Fürsten mit Ew. Heiligkeit bereits geschlossen haben.

„Ich bete zu Gott, heiligster Vater, daß er Ew. Heiligkeit noch viele Jahre zum Wohle seiner Kirche erhalten möge.

Lissabon, den 20. December 1571."

Allein die Heirath kam nicht zu Stande und trotz aller Bemühungen des Papstes wurde Margarethe mit Heinrich von Bourbon verlobt. Pius V. war äußerst betrübt als er dieses erfuhr. „Eine traurigere Nachricht, sprach er, konnte man mir nicht überbringen; nicht nur gefällt mir diese Heirath nicht, sondern sie ist auch nicht einmal erlaubt"; und da er Alles von einem ganz andern, höheren Standpunkte aus ansah als der König und seine Mutter, konnte er auf keine Weise dazu gebracht werden, die zur Heirath nothwendige Dispens zu ertheilen, und man mußte mit der Hochzeit bis nach seinem Tode warten.

Zehntes Kapitel.

Pius V. bringt Ordnung in die Zustände der Grafschaft Avignon und stellt die Ruhe auf Corsica her.

Propter domum Domini Dei nostri quaesivi bona tibi.

Ps. CXXI. 9.

Um des Hauses des Herrn, unseres Gottes, willen, wünsche ich Dir Gutes!

Um sich am Papste zu rächen, weil er sich geweigert hatte, dem Friedensschlusse vom Jahre 1570 beizutreten, und sich mehrere vortheilhafte Positionen zu sichern, warfen die Huguenotten ihre Blicke auf die zum Kirchenstaate gehörende Grafschaft Avignon; sie wurde unversehens überfallen und der erste Vortheil war für die calvinischen Waffen. Allein Pius V. blieb mit seinen Maßregeln nicht zurück. Der Graf Torquati, der sich als ein erfahrener und umsichtiger Officier noch kurz vorher in der Ausrottung der

Räuberbanden in der Mark Ancona bewährt hatte, rückte an der Spitze eines trefflichen aus Infanterie und Cavallerie bestehenden Heeres in die Grafschaft ein, wohin auch der Graf Strozzi seine kriegsgeübten Soldaten aus Frankreich zurückführte. Dazu hatte der Legat des heiligen Stuhles in Avignon, der Cardinal d'Armagnac, den Herzog von Joyeuse, Generallieutenant von Languedoc, und den Grafen de Tende, Gouverneur der Provence, für die Vertheidigung der Kirche gewonnen, und die Feindseligkeiten begonnen.

Die erste Stadt, welche belagert wurde, war Mornas; auf der einen Seite durch die Rhone, auf der andern durch einen steilen mit einer Citadelle befestigten Berg gedeckt, hatten sich die Huguenotten in ihr festgesetzt und verwüsteten ringsum die Gegend. Die päpstlichen Truppen nahmen sie mit großer Tapferkeit und nur wenige Protestanten kamen mit dem Leben davon. Nach Zerstörung der Brücke St. Esprit, welche die beiden Ufer der Rhone miteinander verband, wandte man sich gegen Aramon, dem einzigen festen Platz, der sich noch in der Gewalt der Calvinisten befand. Tausend Mann zu Fuß und dreihundert Reiter versuchten einen Ausfall, aber sie wurden in Stücke gehauen, die Besatzung ergab sich und die Ordnung wurde in der ganzen Grafschaft wieder hergestellt.

Dem Cardinal d'Armagnac war daran gelegen, diese so theuer erkaufte Ruhe aufrecht zu erhalten und sich vor einer neuen Ueberraschung zu sichern. Zu dem Zwecke wurde den Calvinisten verboten, sich auf mehr als fünf Meilen der Stadt Avignon zu nähern, ebenso durfte von ihnen kein Buch in einer Stadt der Grafschaft veröffentlicht werden. Die Güter Einiger wurden mit Beschlag belegt und dienten nach dem ausdrücklichen Befehle des Papstes zur Wiederherstellung der Kirchen und öffentlichen Gebäude, welche die Huguenotten zerstört oder verbrannt hatten; und diese Güter konnten an die betreffende Familie, selbst wenn die

Erben sich als gute Katholiken zeigten, nicht eher zurückgelangen, bis der verursachte Schaden vollständig ersetzt war.

Die weltlichen Waffen, zu denen er ungern griff, sodann bei Seite legend, wandte sich Pius V. an seine Unterthanen als Papst und als Vater zugleich, vor allem an die Bischöfe. Das an den Bischof von Vaison gerichtete Breve schloß mit folgenden Worten: „Wir ermahnen Sie, ernstlich der Pflichten des Episcopates eingedenk zu sein, zu dem Sie Gott in seiner Barmherzigkeit erhoben hat, und dessen, was von der Kirche im Allgemeinen geschrieben steht: daß sie ihr Brod nicht in Müßiggang verzehrt hat. Ermahnen Sie Ihre Heerde entweder selbst oder durch gute Prediger, die in ihr Liebe zur Tugend und zum Worte Gottes erwecken. Stellen Sie gute Priester an, um den Catechismus zu lehren; sorgen Sie, daß die Vorschriften des Concils von Trient pünktlich beobachtet werden, mit einem Worte, sehen Sie was das Wohl Ihrer Heerde fördern kann und arbeiten Sie soviel es Ihnen möglich ist, ihr dasselbe zu verschaffen. Wachen Sie, daß nicht die Irrlehre wie ein reißender Wolf Ihnen eines Ihrer Schafe entreiße, und gewahren Sie eines, das sich von den übrigen getrennt hat, so möge seine Rückkehr der Preis Ihres Eifers und Ihrer Sorge werden. Kurz, unterlassen Sie nichts, damit Jesus Christus, der Hirt der Hirten, Ihre Hirtenwachsamkeit loben könne, wenn er eines Tages kommen wird, um die Lebendigen und die Todten zu richten."

Die traurigen Zustände der benachbarten Seeländer zogen zur selben Zeit die bekümmerte Aufmerksamkeit des Papstes auf sich. Seine Liebe hatte keine Grenzen, und der Unermeßlichkeit Gottes ähnlich, der sich mittheilt ohne sich zu theilen, vervielfältigte sie sich in ihrer ganzen Sorgfalt auf allen Punkten zugleich. Auch dies Mal galt es, die christliche Brüderlichkeit zwischen zwei christlichen Völkern wiederherzustellen, doch war wenigstens der göttliche Erlöser selbst nicht mit in den Kampf hineingezogen.

Corsica, welches gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts von Pisa an Genua gekommen war, wurde seit dem Jahre 1564 von grausamen Partheikämpfen zerfleischt, indem die Streitsache eines einfachen Privatmannes sich in einen allgemeinen Aufstand gegen Genua verwandelt hatte.

Sampietro, ein angesehener Kriegsmann, hatte im Dienste Frankreichs unter Franz I. die corsischen Truppen befehligt. Bei der Thronbesteigung Heinrich's II. kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er im Triumphe empfangen wurde; Vanina Ornano, die Erbin der reichsten und ältesten Familie der Insel, reichte ihm ihre Hand. Diese Verbindung, welche Sampietro das einzige was ihm an seinem Glanze und Ansehen noch mangelte, die hohe Abstammung, ersetzte, erhöhte auch seine ohnehin schon bedeutenden Ansprüche, und es kam bald zu offenem Kampfe mit den Genuesern, denen seine Macht und Popularität Besorgniß einflößte. Als ihm nach verschiedenen Streitigkeiten mit dem Senate von Genua nur mehr die Wahl zwischen Unterwerfung und offenem Widerstande übrig blieb, war sein Entschluß rasch gefaßt. Das Volk liebte ihn, der Adel hatte ihn unter seine Mitglieder aufgenommen, massenhaft schaarte man sich unter seinem Banner und stolz pflanzte er es dem der fremden Heere gegenüber auf. Selbst Heinrich II. sandte den Marschall de Thermes mit Truppen nach Corsica, um dem ehemaligen Waffenbruder Frankreichs Hülfe zu bringen, rief ihn jedoch im Jahre 1555 zurück und Sampietro mußte sein Vaterland verlassen. Sein Haß stieg dadurch nur um so mehr, und er warb selbst in der Berberei und in Constantinopel Feinde gegen Genua, welches während dessen die Güter des Verbannten mit Beschlag belegt hatte und bald sein Weib und seine Kinder als Geißeln in seine Gewalt zu bekommen hoffte. Man versuchte Vanina klar zu machen, daß das einzige Mittel, ihrem Gatten das durch dessen Verbrechen verlorene Vermögen wiederzugewinnen, darin bestehe, daß sie sich persönlich nach

Genua begebe, um dort die Gnade des Senates anzuflehen und ihre Familie unter den Schutz des Dogen zu stellen. Diese Hoffnung, welche man ihr geschickt einzuflößen gewußt hatte, überwog jedes andere Bedenken; in aller Stille hatte eine Barke sie schon bis auf die Höhe von Antibes gebracht, als einige ihrer Verwandten, die ihr nachgeeilt waren, sie erreichten und sie nach Marseille in sichere Hände brachten. Als Sampietro erfahren, welcher Gefahr seiner Ehre ausgesetzt gewesen, segelte er eilends nach Marseille und verlangte, daß man ihm seine Frau ausliefere. Allein der Magistrat, durch seine zornige und unheildrohende Sprache beunruhigt, widersetzte sich jeder Verletzung französischer Gastfreundschaft und ließ die Flüchtige nach Aix bringen, dem Sitze des Parlaments von der Provence; Vanina jedoch, ohne sich über das ihr bevorstehende Loos zu täuschen, erklärte, daß sie zu ihrem Gatten zurück wolle, und ging wieder nach Marseille. Sampietro behandelte sie ganz mit der gewöhnlichen Ehrerbietung, erklärte ihr aber, indem er sie seine Herrin nannte und sie entblößten Hauptes sogar um Verzeihung bat, daß der begangene Fehler nur durch den Tod gesühnt werden könne. Vanina versuchte nicht, ihn durch ihr Flehen zu erweichen, nur eine Bitte richtete sie an ihn, als sie gerade in dem Augenblicke algerische Sklaven, die ihrem Manne gehörten, eintreten sah. „Versage mir nicht sprach sie, den Trost, meine Seele Gott zurückzugeben nicht unter den Händen dieser Elenden, sondern unter denen des Mannes, den ich seines Muthes wegen zum Gatten erwählt habe." Unbeweglicher als der Henker, der den Urtheilsspruch des Richters vollzieht, nahm Sampietro seine Schärpe ab und erwürgte damit sein Opfer.

Gleich nach dieser That begab er sich zu Carl IX., der sich jedoch weigerte, ihn zu empfangen, ihm sogar drohte, ihn festnehmen zu lassen. Da entblößte er seine Brust, und den Höflingen die vernarbten Wunden zeigend, die er im Dienste Frankreichs erhalten, rief er aus: „Was liegt dem Könige und Frankreich

daran, wie ich mit meiner Frau gelebt habe?" Aber man wollte nichts von ihm wissen, und mehr als je nach Blut dürstend, ging der Corse auf seine Insel zurück und fachte den Krieg gegen die Genuesen auf's neue an. Drei Jahre lang wurde der Kampf mit gleichen Kräften, mit wechselnden Siegen und Niederlagen auf beiden Seiten fortgesetzt; da beschloß der Senat, ihm um jeden Preis ein Ende zu machen und ließ durch seine kriegsgeübtesten und besten Truppen die Hauptstadt Bastia belagern. Sampietro wollte sich in dieselbe werfen und sie bis auf's Aeußerste vertheidigen, allein die Genuesen kamen ihm zuvor und überraschten ihn auf dem Marsche in einem Engpasse. In dem nun folgenden heftigen Gefechte wurde er von einem Verwandten Vanina's, Franz Ornano, erkannt und getödtet; die Corsen flohen in wilder Auflösung, den Leichnam ihres Führers in den Händen der Genuesen lassend; sein Haupt wurde nach Genua geschickt und öffentlich dem Volke zur Schau ausgestellt.

Man hoffte, daß nun die Feindseligkeiten mit dem Tode ihres Urhebers zu Ende sein würden, allein die Wogen des Aufstandes beschwichtigten sich nicht so leicht, da Alphons Sampietro, der Erbe der Rache seines Vaters, noch immer über einen zahlreichen Anhang gebot.

Pius V., der in diesen blutigen Kämpfen nur einen Bürgerzwist erblickte, mahnte unablässig zu einer allgemeinen Versöhnung, bei der Keiner Sieger, Keiner Besiegter sein solle. Drei Jahre hindurch erneuerte er immer seine Versuche, Frieden zu stiften, namentlich bei dem Senate von Genua, in den er unaufhörlich drang, den Weg der Milde zu betreten und diesen schrecklichen Scenen ein Ende zu machen, von denen jeder wahre Christ seine Augen mit Abscheu wegwende. Endlich schenkte derselbe diesen Vorstellungen Gehör, und Georg Doria ertheilte dem Bischofe von Sagone, Hieronymus Leoni, unbeschränkte Vollmacht, um einen vollständigen Frieden zu vermitteln. Unerschrocken drang der Prälat

in die fast unzugänglichen Bergklüfte, in denen die Corsen ihren Feinden trotzigen Widerstand boten, und vor Alphons Sampietro geführt, schilderte er diesem das Unglück und Elend, welches seine Hartnäckigkeit über das Vaterland bringe, mit so beredten Worten, daß er sein Herz versöhnlichen Gesinnungen nicht verschließen konnte, und der Friede kam unter folgenden Bedingungen zu Stande: 1) allgemeine Amnestie; 2) Verminderung der Abgaben; 3) Sicherheitsschiffe für Sampietro, um nach Frankreich zu kommen.*)

Pius V. begnügte sich nicht damit, die Anregung zu diesem Frieden gegeben zu haben, es lag ihm auch daran, daß dies großmüthige Wort „Amnestie“ das Volk, welches ihm vertraute, nicht täusche, und zu dem Zwecke richteie er an den Senat von Genua folgendes Breve:

„Da die Unterwerfung der Insel Corsica ein Werk des allmächtigen Gottes ist, der in seiner Barmherzigkeit einem so grausamen Kriege ein Ziel setzen wollte, so haben wir große Freude darüber empfunden und Gott dafür Dank gesagt. Es bleibt uns nur noch übrig, Sie zu ermahnen, die Einwohner der Insel als Kinder wieder anzunehmen, die ihre früheren Fehler bereuen, sie darum auch als Kinder und nicht als Unterthanen zu behandeln und ihnen Lehrer zu geben, die sie über ihre Pflichten belehren. Dies christliche Verfahren wird nicht allein den Segen Gottes auf Sie herabziehen, sondern Ihnen auch die Achtung der Fremden und die Zuneigung Ihrer Unterthanen erwerben, welche Ihnen unterwürfiger und gehorsamer als je sein werden, weil sie von der Furcht Gottes durchdrungen und überzeugt, daß er

*) Alphons trat bald hierauf in französische Dienste und legte den Namen Sampietro ab, wofür er den seiner Mutter annahm; er ist der berühmte Marschall Ornano, der Günstling Heinrich's III. und Heinrich's IV.

Unterwerfung unter die Obrigkeit gebietet, auch dem Willen dieser nachkommen werden, der sie sich nicht widersetzen können, ohne sich gegen die von Gott gewollte Ordnung aufzulehnen. Wenn sie in Folge der Belehrungen, die Sie ihnen verschaffen werden, nicht mehr Gott beleidigen und sich der Uebung der Tugend befleißen (wie wir hoffen), so werden Sie keinen Aufstand mehr zu befürchten haben, da Diejenigen, welche die Gerechtigkeit üben, solche Empörungen verabscheuen. Wir werden Ihre guten Absichten aus allen Kräften unterstützen, es ist dies eine Pflicht des Amtes, welches uns Gott, wiewohl wir dessen ganz unwürdig sind, auferlegt hat. Durch Breven werden wir auch die Bischöfe der Insel auffordern, sich das Wohl ihrer Heerde auf eine ganz besondere Weise angelegen sein zu lassen. Schließlich ermahnen wir Sie noch einmal als unsere geliebten Kinder in Jesu Christo, Mitleid mit diesem durch den Krieg ohnehin schon so schwer heimgesuchten Volke zu haben und es eher mit Milde als mit Strenge zu regieren. Denn davon abgesehen, daß dies Verfahren ein viel sicherers Mittel ist, seine Liebe und Zuneigung zu erwerben, stimmt es auch mehr mit den Grundsätzen Jesu Christi überein, durch dessen Beistand Sie wieder Herren der Insel geworden sind.

Gegeben zu Rom, am 24. April 1569."

Die geeigneten Maßregeln, um Corsica aus seinem Zustande der Unwissenheit und der Barbarei zu reißen, wurden von Pius V. den Bischöfen, als mit zu den Pflichten ihres Amtes gehörig, vorgeschrieben. „Bemühen Sie sich, schrieb er an dieselben, in Ihrer Diöcese tugendhafte Lehrer anzustellen, um die Kinder und selbst die Erwachsenen zu unterrichten. Halten Sie dieselben an, den Catechismus zu lehren, den wir in die Volkssprache haben übersetzen lassen; sinnen Sie Tag und Nacht darüber nach, was dem

Wohle Ihrer Schafe förderlich sein kann, indem Sie stets bedenken, daß der ewige Richter uns nicht nach dem Range beurtheilen wird, den wir in seiner Kirche bekleidet, sondern nach den guten Werken, die wir in der bischöflichen Stellung gethan haben."

Eilftes Kapitel.

Vergebliche Bemühungen Pius V. das über Maria Stuart hereinbrechende Unglück zu beschwören.

Alias curandus est is morbus si non per dissimulationem nostram vultis infici reges universae terrae.
Thomas Cantuar., ep. XLVI.

Das Uebel muß geheilt werden, wenn ihr nicht wollt, daß durch unsere Verheimlichung alle Könige davon angesteckt werden.

Der Eifer Pius V. würde bald den Glauben in seiner ganzen Reinheit wieder hergestellt haben, hätte er in den verschiedenen Ländern, wo er angegriffen wurde, nur würdige und fähige Mitarbeiter gefunden; allein die Einen verfehlten das Ziel, indem sie zu weit gingen, Andere kümmerten sich in träger Nachlässigkeit nicht darum, und auf Thronen, welche gereiftes Urtheil und Thatkraft zieren sollten, zeigte Gott dem Blicke der Völker Unerfahrenheit und Schwäche. Mit Trauer wurde die Seele des Papstes durch die Ereignisse in Schottland und England erfüllt, wo sich bereits ein ungleicher Kampf zwischen Maria Stuart und Elisabeth entsponnen hatte.

Maria Stuart und das Haus Lothringen gehörten der großen katholischen Ligue an, die Pius V. zu bilden bemüht war, wogegen Elisabeth, das einige Jahre unterbrochene Werk Heinrich's VIII. wiederaufnehmend, ihr Volk an die Spitze des protestantischen Europas stellte. Beide Regierungen bildeten darum einen langen Kampf der beiden Religionen, einen Kampf, in dem die Vortheile schon im Voraus zu Gunsten der Häresie vertheilt waren.

Elisabeth war die ältere und bestieg auch zuerst den Thron, im Jahre 1558. Alsbald die Maske der Rechtgläubigkeit abwerfend, welche sie während der Regierung ihrer Schwester geschützt hatte, zeigte sie zugleich, wie wohl sie die Einsamkeit und gezwungene Unthätigkeit ihrer Jugend zu benützen verstanden hatte. Alles was Maria Tudor wieder aufgebaut hatte wurde jetzt wieder umgestürzt. Da ihr das politische Königthum nicht genügte, maßte sie sich auch das geistliche Königthum an und schuf aus den zusammengesetzten Elementen des Lutherthums und des Calvinismus die anglicanische Religion. Auf den Glanz dieser ihrer Schöpfung bedacht, gab sie ihr eine Hierarchie nach dem Vorbilde der katholischen, worin die Monarchie die oberste Stelle einnahm. Die Bisthümer wurden beibehalten und die abgefallenen Bischöfe mit den dem treugebliebenen Clerus geraubten Gütern überhäuft. Die Titel „Dechant,“ selbst „Canonicus“ blieben; die Pfarrer wurden unter der Benennung „Prediger“ Familienväter, die mit der römischen Disciplin nicht mehr zu versöhnen waren, und schaarten sich als eine reiche und ansehnliche Streitmacht um die neue Institution, die ihnen alle weltlichen Genüsse verlieh.

Es konnte nicht fehlen, daß auch Schottland den Rückschlag so ungestümer Umwälzungen empfand und als der Geist der Neuerung sein Gebiet betrat, hielt ihn keine Schranke mehr auf.

Maria von Lothringen, die Wittwe Jacob's V., führte die Regierung im Namen ihrer Tochter Maria Stuart. Jacob V. schien für ein langes Leben bestimmt, welches bei seinen guten

Eigenschaften für seine Unterthanen ein glückbringendes zu werden versprach; aber all das Unglück, welches sein Haus schon verfolgt hatte, sammelte sich über seinem Haupte. Seine beiden Söhne starben im zarten Alter, bald darauf wurden seine Truppen bei Solway von den Engländern geschlagen, und ein hitziges Fieber, dessen Heftigkeit durch innern Gramm und Kummer noch vermehrt wurde, befiel den König, der jede Arznei und jeden Trost zurückwies. Als ihm auf dem Sterbebette die Nachricht von der Geburt einer Tochter kam, murmelte er mit schwacher Stimme: „Von einem Weibe kommt unsere Krone und durch ein Weib wird sie untergehen.“ Das waren ungefähr seine letzten Worte. Er starb in seinem einunddreißigsten Jahre, den Thron und diese traurige Prophezeihung einem Kinde von einigen Tagen hinterlassend. In ihrem sechsten Jahre wurde Maria Stuart nach Frankreich gebracht, daselbst am königlichen Hofe erzogen, und später mit dem Dauphin, dem nachmaligen Könige Franz II. vermählt, dessen früher Tod sie bereits im Alter von achtzehn Jahren zur Wittwe machte.

Die politische Lage Schottlands, von der Englands so verschieden, verlieh auch der schottischen Reformation einen ganz andern Charakter. Knox hatte mit dem aufrührerischen Adel die Regierung besiegt, das Papstthum, den französischen Hof und die noch daselbst weilende junge Königin mit dem Bannfluche belegt, die Sectenhäupter waren zugleich Partheiführer, und als Maria Stuart den Boden ihres Landes betrat, fühlte sie sich daselbst eher als eine Fremde, denn eine Herrscherin. Die Fluth der Reformation, welche sich im Reiche Elisabeths nur einen Weg gebahnt hatte, trat im Reiche Maria's über ihre Ufer und setzte Alles unter Wasser.

Außerdem herrschte im Charakter der beiden Fürstinnen eine nicht geringere Verschiedenheit, als in der Lage der beiden Länder, und die Aussichten auf Erfolg waren ebenso ungleich.

Eine Tochter der Guisen, ein Zögling der Valois, voll edler natürlicher Triebe, blind in der Leidenschaft, veränderlich in ihren Entschlüssen, unerschütterlich im Glauben, schwach, unbesonnen und von Andern verläumdet, angebetet von ihren Freunden und beständig vom Glücke verrathen, hatte Maria Stuart sich ein Weib gegenüber, die ein größeres Talent besaß, aus jedem Fehler, jedem Mißgeschick einer Nebenbuhlerin für sich Nutzen zu ziehen. Elisabeth kannte keine andere Leidenschaft als den Ehrgeiz und hatte keine andern Fehler als jene, welche diesem dienten und an denen sie ihr Volk Theil nehmen ließ. Maria, welche das Schicksal jetzt heftigen Kämpfen mit den rauhen Elementen des Nordens überlieferte, war aufgewachsen unter den weichlichen Einflüssen des Südens. Die puritanische Strenge, der Sectenstolz, die argwöhnische Empfindlichkeit eines reizbaren und kriegerischen Volkes hatten sich ungehindet während ihrer Abwesenheit entwickelt, und um sie zu bekämpfen, brachte sie nichts anders mit, als den anmuthigen Reiz eines Lächelns oder einer Thräne, die Gewohnheit zu genießen, die hinreißende Lebhaftigkeit und den Eigendünkel der Jugend. Elisabeth dagegen, der in ihrer ersten Lebenszeit die Zukunft sich nur als eine düstere und fast drohende darbot, hatte gelernt, schweigend zu berechnen, das noch fern Liegende voraus zu sehen, ihre Gefühle zu beherrschen oder zu verbergen.

Glücklich über ihre Schönheit, zählte Marie auf ihre Reize fast wie auf eine Armee; dazu voll Vertrauen auf ihre natürliche Beredsamkeit und sehr bewandert in der ernsten Literatur, scheute sie sich nicht, den theologischen Kampf mit Knox selbst aufzunehmen. Allein der wilde Sectirer nannte sie in ihrer Gegenwart eine Jezabel und wetterte und schimpfte als er Holyrood verließ mit verdoppelter Heftigkeit gegen den papistischen Götzendienst, das italienische Heidenthum, die französische Galanterie; jeder Stoß, den die Puritaner gegen Maria Stuart führten, traf sie in's Herz.

Als Pius V. den päpstlichen Stuhl bestieg, hatte die schottische Königin die Reihe von Enttäuschungen, die sie erfahren sollte, fast ganz und rasch durchlaufen, und es begannen für sie lange Jahre der bittersten Trübsale.

Bei ihrer Landung in Schottland am 20. August 1561 verdankte sie nur einem dichten Nebel, daß sie einigen englischen Schiffen, die ihr auflauerten, nicht in die Hände fiel; das feste Land bot ihr nicht mehr Sicherheit. Als sie in ihrer Hauptstadt angekommen war, wurde in der Schloßkapelle eine heil. Messe gelesen, allein die Bevölkerung von Edinburgh war darüber so empört, daß der Priester beinahe am Altare ermordet worden wäre, und er verdankte sein Leben nur der Dazwischenkunft einiger protestantischen Edelleute. Das Parlament seinerseits verlangte von der Königin die Bestätigung der während ihrer Abwesenheit erlassenen Gesetze und Verordnungen, die nur darin bestanden, den gewöhnlichen Ruf Knox's: Laßt uns aus Schottland die Raben verjagen und ihre Nester zertrümmern, in der Wirklichkeit zur Anwendung zu bringen.

Die geistliche Gewalt ging auf den Reformator und seine Kirche über, welche die presbyterianische hieß; aber die Lords nahmen für sich die Oberhoheit und die Beneficien durch Besetzung der Stellen in Anspruch. Unter katholischer Verfassung schlugen die Grundherrn dem Diöcesanbischof die Candidaten zu Pfarreien oder Beneficien vor, weil Ländereien damit verbunden oder weil es Familienstiftungen waren. Indem die neue Verfassung mit der alten Hierarchie brach, überließ sie den Grundeigenthümern anstatt des einfachen Präsentationsrechtes das Recht der Ernennung der Prediger zugleich mit dem Genusse der Einkünfte im Falle der Erledigung der Stellen, was ohne weiters den ärgerlichsten Handel mit Beneficien zur Folge hatte.

Nur vorsichtig machte die Königin ihre Einwendungen und verlangte Zeit zu reiflicher Ueberlegung, da es sich um so ernste

Dinge handle. Dieselbe Behutsamkeit herrschte in ihren ersten Beziehungen zu Elisabeth, aber die Umstände waren nicht der Art, daß sich durch Aufschub und Schonung etwas erreichen ließ. Die Protestanten konnten es der Königin nicht verzeihen, daß sie Katholikin war und verhehlten sich nicht, daß Verzögerungen wahrscheinlich nur dazu dienen würden, sich die Macht und geeigneten Mittel zu verschaffen, die man gegen sie in Anwendung bringen konnte. Auch Elisabeth konnte nicht umhin, sie als eine gefährliche Nebenbuhlerin zu betrachten und fürchtete, daß der Sieg der römischen Politik die schottische Königin an Stelle der illegitimen Tochter Heinrich's VIII. auf den Thron Englands erheben würde, wie wohl Maria Stuart das englische Wappen aus ihrem Schilde entfernt, auf ihre Ansprüche, so lange Elisabeth lebe, verzichtet hatte und nur als Erbin durch das Recht der Geburt anerkennt zu werden verlangte, da sie eine Enkelin von Heinrichs VIII. Schwester Margaretha war. Demzufolge wurde ihre Heirath zu einer der ernstesten Fragen und vom vorherrschendsten Interesse unter diesen manchfaltigen Verwicklungen.

Die Verbindung mit einem ehrgeizigen und mächtigen katholischen Fürsten machte den vollständigen Bruch mit England unvermeidlich, stellte aber im Kampfe das Gleichgewicht wieder her. Die Verbindung mit einem protestantischen Fürsten, den ihr Elisabeth gegeben, konnte zwar vielfache Besorgnisse und Unruhen erwecken, aber auch die nächsten Schwierigkeiten auf eine friedliche Weise lösen. Elisabeth schien anfangs dies Auskunftsmittel zu begünstigen und sie brachte, um diesen Preis heuchlerisch eine aufrichtige Freundschaft versprechend, Maria dahin, daß sie die gefürchtetsten Bewerber, den Infanten von Spanien, den Erzherzog von Oesterreich, den Herzog von Anjou abwies. Der Gemahl, den sie ihr vorschlug, war ihr eifrigster und ergebenster Höfling, Robert Dudley.

Daß diese Unterhandlungen nur mit den schlechtesten Absich-

ten eingeleitet wurden ist klar; welcher Art die Gefühle waren, welche Elisabeth für diesen Günstling hegte, darüber bestand nur geringer Zweifel, und Maria wies einen so sonderbaren Vorschlag zurück. Allein er stützte sich auf ein Hauptargument, das in Kraft blieb, nämlich, daß die Heirath mit einem Engländer viele der künftigen Nachfolge entgegenstehende Hinternisse ebnen würde, und man fand in der Umgebung des Thrones endlich Einen, der mehr als Dudley die Bedingungen dazu in sich zu vereinigen schien. Es war dies Heinrich Stuart, Lord Darnley, der älteste Sohn des Grafen von Lennox, der von väterlicher Seite von den schottischen, von mütterlicher von den englischen Königen abstammte und der Religion seiner Vorfahren treu geblieben war.

Als Elisabeth dieser Plan vorgelegt wurde, konnte sie ihre größte Unzufriedenheit nicht verbergen. Um Dudley dem Range einer Königin näher zu bringen, machte sie ihn zum Grafen von Leicester und ließ Maria gebieterisch bedeuten, ihn entweder zum Gatten zu nehmen oder feierlich Wittwenschaft zu geloben. Diese war ihrer Bewegung nicht Herr, als sie eine solche Botschaft empfing und sie vergoß die ersten Thränen, welche ihr die unerbittliche Elisabeth auspreßte. Alles ließ vermuthen, daß der Graf von Leicester, nachdem er dem englischen Volke als des schottischen Thrones würdig vorgestellt worden, die Mittel finden werde, diese Verbindung zu umgehen, und das Recht daraus ableiten würde, sich ohne zu große Unzufriedenheit zu erregen, auf den Thron Elisabeths zu setzen, während Maria, ihres Ansehens beraubt, mit ihrer Schwäche und der ihr widerfahrenen Beleidigung allein dastehen würde, nachdem sie durch ihre abweisenden Antworten die ersten Höfe Europa's beleidigt hatte.*) Die Gesinnungen der Königin gegen Heinrich Darnley, der anfangs in Holyrood sehr kalt empfangen worden, änderten sich darum alsbald, und die An=

*) Lingard VII. p. 512.

kündigung der bevorstehenden Verbindung des jungen Lord mit Maria Stuart war die Antwort auf die hochmüthigen Befehle Elisabeths. Die Verbindung wurde am 29. Juli 1565 in der Kapelle von Holyrood vollzogen.

Murray, ein natürlicher Sohn Jacobs V., den Maria ihren Bruder nannte, den sie mit Gütern und Ehren überhäuft hatte, erregte bei dieser Nachricht mit seinen Freunden einen Aufstand gegen sie. Allein schon im September wurde derselbe unterdrückt, und der Herzog von Bedford, der zu seiner Unterstützung schon bis Carlisle gekommen war, empfing die Flüchtlinge auf der Grenze. Aber trotzdem erschien der im geheimen Solde Elisabeths stehende Murray bald wieder am Hofe von Edinburgh, um daselbst neue Ränke zu schmieden.

Maria entging einer Gefahr nur, um daraus tausend andere entstehen zu sehen; es war dies ein böses Verhängniß, welches sich durch ihre ganze Geschichte hindurchzieht. Der kaum zwanzig Jahre alte Darnley, dazu von sorglosem und leichtfertigem Charakter, konnte der Krone, die zu theilen er unkluger Weise berufen worden war, kein Ansehen verschaffen. Er zeigte sich nicht einmal dankbar, und sich mit dem Range nicht begnügend, welche das Gesetz ihm zuerkannte, machte er Anspruch auf alle Vorrechte der königlichen Würde. Maria hielt ihm vergebens das Undankbare und Thörichte seines Benehmens vor; von Klagen ließ er sich bald zu heftigem Zorne und selbst zu Drohungen hinreißen. Sein Haß erstreckte sich auf Alle, von denen er vermuthete, daß sie seinem Ehrgeize Hindernisse in den Weg legten, und David Rizzio, Geheimsekretär der Königin fiel zuerst seiner Rache zum Opfer.

Rizzio war ein geborener Piemontese und hatte den savoyischen Gesandten, Grafen von Morette, nach Schottland begleitet. Da er lange in Frankreich gewesen und so mit der Königin über das sprechen konnte, woran sich ihre theuersten Erinnerungen knüpften,

gewann er bald ihr Vertrauen und wurde zum Geheimsecretär für ihre Correspondenz mit Frankreich ernannt. Das rechtfertigte vollkommen seinen Aufenthalt am Hofe; doch dürfte die fernere Bemerkung nicht überflüssig erscheinen, daß Rizzio, weit entfernt, jener zierliche junge Page und Sänger zu sein, als den man ihn darzustellen beliebt, von einer bis in's Lächerliche grenzenden Häßlichkeit war und bereits in vorgerücktem Alter stand, als er das Zutrauen der Königin gewann. Rizzio war ein Fremder und Katholik, darin bestand sein größtes Verbrechen und deßhalb mußte er beseitigt werden; wie das geschah, daß es selbst in Gegenwart Maria's in ihrem Zimmer geschah, ist zur Genüge bekannt.

Die Mitschuldigen Darnley's an diesem Morde, Murray, Morton, Ruthwen waren dabei von ganz andern Absichten geleitet; es genügte ihnen nicht, den Ruf der Königin gerade durch denjenigen befleckt zu haben, den sie so vielen mächtigen Fürsten vorgezogen, sie wollten noch mehr. Ihr Plan war, Maria nach ihrer bevorstehenden Niederkunft auf ein einsames, festes Schloß zu bringen, sich in die Regierung zu theilen und den noch vorhandenen Rest des katholischen Cultus vollends abzuschaffen. Aber Darnley, den seine blutige und grausame That, nachdem sie begangen, mit Entsetzen erfüllte, vereitelte die weitgehenden Absichten seiner Mitschuldigen, verrieth die Verräther, bat die Königin um Verzeihung, die ihm großmüthig gewährt wurde, und entfloh mit ihr aus Holyrood nach Dumbar, wo Maria unter dem königlichen Banner ihre treugebliebenen Unterthanen um sich schaarte. Durch diesen kühnen Schritt hatte sie einen Schatten von Autorität wieder erlangt.

Mitten unter diesen nichts weniger als erfreulichen Ereignissen wurde ihr Sohn Jacob VI. von Schottland und Jakob I. von England geboren; die vielen Katastrophen, wovon seine Mutter Zeuge gewesen, hatten auch bei ihm ihre Spur hinter-

lassen; schon der Geruch des Blutes machte ihn ohnmächtig und nie konnte er den Anblick eines Degens ertragen.

Als die Nachricht von seiner Geburt nach London gelangte, warf sich Elisabeth auf einen Stuhl mit dem Ausrufe: „Hört ihr's? Die Königin von Schottland hat einen prächtigen Knaben und ich bin nur ein unfruchtbarer Stamm!" Es bedurfte für sie eines ganzen Tages, um ihre gewöhnliche Herrschaft über ihre Gefühle wieder zu erlangen, und als am andern Morgen der schottische Gesandte ihr den Pathentitel anbot, nahm sie denselben unter lebhaften Freundschaftsbezeugungen an. Jakob war geboren am 19. Juni 1566.

Pius V. regierte seit fünf Monaten; Maria hatte eine Gesandtschaft an ihn geschickt, um ihn zu beglückwünschen, und der Papst beeilte sich, ihr in einem Breve zu antworten:

„Seitdem wir, sagte er in demselben, von den Unruhen Kunde erhalten, welche durch Ihre rebellischen Unterthanen, den Feinden der katholischen und wahren Religion, hervorgerufen worden sind, haben wir es nicht unterlassen, von Grund unseres Herzens zu Gott unsere Zuflucht zu nehmen, mit jener väterlichen Liebe, die wir wie billig zu Ihnen hegen, und in der Furcht, daß unsere Sünden uns einer Erhörung unwürdig machten, haben wir uns an eine Anzahl von Ordensleuten und Dienern des allmächtigen Gottes um ihre Fürbitte gewandt. Gerne hätten wir sogar unser Blut und Leben für Sie dahin gegeben und wir haben nicht ermangelt, bei unsern in Christo geliebten Söhnen, den katholischen Fürsten dahin zu wirken, daß sie Ihnen Hülfe bringen möchten. Es hat endlich der göttlichen Gnade und Barmherzigkeit gefallen, einigermaßen unsern Schmerz durch die uns gewordene Nachricht zu mildern, daß Sie einer großen Gefahr entrissen sind. Darum haben wir Gott unsern Dank gesagt, nicht so zwar wie wir sollten, aber doch so,

wie wir es bei so schwachen Kräften und einer so lauen Frömmigkeit vermochten.

Da nun die Last der Jahre und so viele schwere Obliegenheiten, die uns hier wegen des Wohles der christlichen Gesellschaft gebunden halten, es uns nicht erlauben, nach Schottland zu kommen, so haben wir doch geglaubt, Ihnen als Nuntius unsern theuern und verehrungswürdigen Bruder, den Bischof von Montréal, senden zu müssen, einen Mann von seltener Tugend und erprobter Rechtschaffenheit, voll Wissen und Klugheit, damit er Ihnen bei jeder Gelegenheit jeden in seiner Macht stehenden Dienst leiste, wie er es Ihnen auch selbst — und Sie dürfen ihm volles Vertrauen schenken — noch näher sagen wird. Unterdessen seien Sie fest überzeugt, daß wir sicherlich nicht ermangeln werden, Ihnen bei jeder Gelegenheit nach bestem Wissen und Willen nützlich zu sein. Schließlich bitten wir flehentlich Den, der uns nach dem alleinigen Rathschlusse seiner Vorsehung und nicht wegen unseres eigenen Verdienstes zu seinem Stellvertreter gesetzt hat, Ihren königlichen Eigenschaften noch eine unüberwindliche Ausdauer und einen unbezwingbaren Muth hinzuzufügen."

Gegeben zu Rom, den 6. Juni 1558.

Maria zögerte nicht, dem Papste ihre lebhafteste Dankbarkeit in folgendem Schreiben auszudrücken:

Heiligster Vater!

„Wiewohl Jedermann weiß, wie allumfassend und wachsam die Sorgfalt Ew. Heiligkeit für die Erhaltung und das Wohl der katholischen Kirche ist, so erkenne ich es, eine Ihrer Töchter sowohl wie auch unserer Mutter, der heiligen Kirche, doch noch viel mehr; denn nicht nur habe ich von Ew. Heiligkeit in diesen für mich so unglücksvollen und trüben Zeiten

Briefe voll Trost und Hoffnung empfangen, sondern an der Quelle Ihrer Freigebigkeit und Großmuth selbst geschöpft, da Ew. Heiligkeit mir einen besonderen Nuntius sandte mit dem Auftrage, mich zu trösten, meinen Muth zu stärken, und mir den erhabensten Beweis Ihres väterlichen Wohlwohlens zu überbringen. Ich weiß in Wahrheit, daß dies von Ihrem glühenden und unglaublichen Eifer kommt, den Sie an den Tag legen, um die Religion wieder zu heben, sobald sie gesunken, um die des Trostes Bedürftigen zu stärken, Alles zu seinem ursprünglichen Zustande zurückzuführen, kurz zu bewirken, daß Gott allerorts gelobt und geehrt werde durch den Sieg des katholischen Glaubens in der ganzen Welt. Fürwahr, alle Christen haben die gerechteste Ursache, Gott zu danken, daß er über seine Kirche einen so wachsamen Hirten gesetzt hat, einen so kundigen und erfahrenen Steuermann, um das von den wüthendsten Winden hin- und hergeworfene Schifflein in den sichern Hafen zu leiten. Darum nehme ich, mitten unter den andern Kindern der katholischen Kirche stehend, aus dem Grunde meines Herzens, in aller Demuth und mit heiligem Eifer die herrlichen Rathschläge entgegen, die Sie mir geben; ich werde sie in keiner Lage vergessen, und um mich sicherer und vollständiger über den Willen Ew. Heiligkeit zu unterrichten, habe ich dem Nuntius, der augenblicklich in Frankreich ist, sagen lassen, mit der möglichsten Eile hieher zu kommen. Es wird ihm gewiß der ehrenvollste Empfang und auch eine solche Behandlung zu Theil werden, und er wird mich in dem, was die Ehre Gottes und die Wiederherstellung der Ruhe in unserm Lande betrifft, stets bereit finden, ihn nach besten Kräften zu unterstützen.

„Ich halte mich für doppelt glücklich heute, da die göttliche Barmherzigkeit mir einen doppelten Trost gewährt hat; einmal den Segen Ew. Heiligkeit, dann die Geburt eines

Sohnes. Ich habe geglaubt, Ew. Heiligkeit dies mittheilen zu müssen, nicht allein weil mir dieser Sohn geboren wurde, sondern auch weil ich gewollt und mit Zustimmung der Ersten der Nation, die ihnen freilich nicht ohne die größten Schwierigkeiten entrissen wurde, so es befohlen habe, daß er durch die heil. Taufe, wie sie in der katholischen Kirche üblich, und in Gegenwart der Gesandten der katholischen Fürsten wiedergeboren werde. Ich hoffe zugleich, daß der durch die beweinenswerthesten Veränderungen auf dem Gebiete der Religion lange unterbliebene und fast in Vergessenheit gerathene Gebrauch der Sacramente der Kirche durch die Taufe meines Sohnes auf's neue in lebendige Uebung kommen werde, und daß der gütige und höchste Gott ihm die Gnade verleihen wird, von frühester Jugend an im katholischen und wahren Glauben zu wandeln und zu ihm alle meine Unterthanen zurückzuführen. Im Gefühle meiner Mutterpflicht werde ich mich bemühen, daß seine Erziehung in der katholischen Religion glücklich dem Anfange entspreche. Ueber all dies werde ich dem Nuntius Ew. Heiligkeit, sobald er angekommen ist, zuverlässige Beweisstücke übergeben, und wir schicken an Ew. Heiligkeit unsern vertrauten Rath Stephan Wilson, den wir nach reiflicher Ueberlegung dazu gewählt haben. Wir möchten, daß Sie ihm Gelegenheit geben, Ihnen unsere Wünsche darzulegen und daß Sie seinen Worten Glauben schenken. Möge Gott der Allmächtige Ew. Heiligkeit vor aller Gefahr behüten und noch lange erhalten; möge er durch Sie bald die katholische Religion wiederherstellen und ausbreiten.

„Ew. Heiligkeit gehorsamste und ergebenste Tochter

Maria.

„Edinburgh, den 9. October 1566." *)

*) Bzovius, p. 142.

Der heilige Vater antwortete ihr darauf:

„An unsere in Jesu Christo geliebteste Tochter Maria, Königin von Schottland.

„Mit der lebhaftesten Freude haben wir durch Ihren Brief und Boten die so erwünschte Nachricht von dem befriedigenden Zustande, in dem Sie sich befinden, erfahren, und wir sind froh, daß die kleinen Beweise von Theilnahme, die wir Ihnen gegeben, Ihnen angenehm gewesen sind. Doch dürfen Sie nicht hiernach die Gesinnungen unseres Herzens gegen Sie beurtheilen. Unsere Beweise von Theilnahme für Sie sind in der That weit hinter unserem Wunsche zurückgeblieben und Sie haben deren viel glänzendere verdient wegen Ihres Muthes, der Frömmigkeit, der seltenen Ergebenheit für den heiligen Stuhl, die aus Ihnen hervorleuchten. Mit großer Befriedigung haben wir ferner gesehen, daß Ihnen die Ankunft unseres Nuntius angenehm sein wird, und daß Sie ihn eifrig unterstützen wollen in Allem was die Wiederherstellung der Ehre Gottes und der Ruhe des Landes betrifft. Wir wünschen, daß seine Gegenwart Ihnen und Ihrem Lande zum möglichsten Vortheile gereiche.

„Die Geburt Ihres Sohnes hat uns eine große Freude verursacht, und indem wir Ihnen zu dieser großen Wohlthat Gottes Glück wünschen, glauben wir in diesem Anfange eine günstige Vorbedeutung für das spätere Wohl Ihres Landes finden zu können. Was Ihre Vorsorge betrifft, ihn öffentlich taufen zu lassen, so loben wir im Herrn Ihre frommen Bemühungen, die heiligen Gebräuche der katholischen Kirche in der Spendung eines so großen Sacramentes wieder in Uebung zu bringen. Gebe der Herr in seiner Barmherzigkeit, daß dieses Beispiel die durch die Irrlehre auf eine so nichtswürdige Weise Betrogenen wieder dazu bringe, mit Anstand

und Nutzen dieses Sacrament wie die übrigen zu empfangen, indem sie zu dem allein wahren und heilsamen Ritus zurückkehren, und daß ihnen nach Zerstreuung der Finsternisse des Irrthums das Licht der katholischen Wahrheit zu Theil werde. Möge Gott stets im Herzen Ihres Sohnes die Gnade erhalten, die ihm in diesem heiligen Bade gespendet wird; möge er von Tag zu Tag die Freude erhöhen, die Sie darüber empfunden haben, und Sie außerdem noch mit vielen anderen Gaben und Gnaden überhäufen. Das Uebrige werden Sie durch Ihren Gesandten erfahren, den wir mit der ihm schuldigen Willfährigkeit angehört haben und den wir Ihnen mit unserem Segen zurückschicken.*)

„Gegeben zu Rom bei St. Peter am 12. Januar 1576."

Die Königin war, nachdem sie, wie sie glaubte, die Ligue der aufrührerischen Lords zersprengt hatte, nach Stirling gekommen, und in dieser Stadt hatte die feierliche Taufe des jungen Prinzen statt, am 10. December 1566. Carl IX. wurde als Pathe durch den Grafen von Brienne und den Herrn du Crocq vertreten. Allein der Fanatismus der Protestanten stieg durch diese Ceremonie auf's höchste, sie waren außer sich. Die Freunde Murray's weigerten sich, die Capelle zu betreten, und die Gräfin von Argyle, welche Elisabeth vertrat, wurde von dem presbyterianischen Consistorium einer öffentlichen Buße unterworfen. Unter den wüthenden Ausfällen des tobenden Knox erzitterte die Kanzel, und als der von Pius V. gesandte Nuntius Frankreich erreicht hatte, übergab ihm der Erzbischof von Glasgow, der Gesandte Maria's bei Carl IX., einen Brief, in welchem die Königin ihn bat, seine Abreise noch zu verschieben, damit seine Landung in Schottland mit mehr Sicherheit und Würde geschehen könne. Der Nuntius Vincenz Lauro, Erzbischof von Montréal, ein nicht nur

*) Bzovius, p. 149.

durch Tugend, sondern auch durch Erfahrung und umsichtige Klugheit ausgezeichneter Prälat, war bereit, seine Mission zu verschieben, aber da er auf der andern Seite auch fürchtete, daß ein zu langer Aufschub dieselbe unnütz mache, ließ er Maria Stuart die Instructionen Pius V. heimlich durch Eduard Hay überreichen, während er selbst sich nach Antwerpen begab, um sich nicht so zu sagen unter den Augen Englands in Calais einzuschiffen. Alle seine Maßregeln waren getroffen und er erwartete nur mehr das Zeichen zur Abreise, ein Zeichen, welches nie gegeben werden sollte.

Darnley kehrte mit der Königin nach Edinburgh zurück, woselbst er kurze Zeit nachher von den Blattern befallen wurde. Maria pflegte ihn mit der größten Hingabe. Aus Furcht, der junge Prinz könne von der Krankheit angesteckt werden, hatte sein Vater sich nach einem von Holyrood entfernt liegenden Palaste bringen lassen, und dies war der Augenblick, den die Mörder Rizzio's für geeignet hielten, um Maria ganz in ihre Gewalt zu bekommen. Unter dem Gemache des königlichen Kranken wurde eine Mine gelegt und in der Nacht des 10. Februar 1567 verkündigte eine plötzliche Explosion den Einwohnern Edinburgh's und der Königin eine neue Katastrophe. Die Leiche Darnley's fand man im Garten von Kirk of field liegen.

Maria Stuart beweinte den Tod ihres Gemahls und zeigte sich entschlossen, ihn strenge zu rächen. Ihr Zimmer wurde schwarz behangen und das Tageslicht nach der Sitte der Zeit gänzlich daraus verbannt. Den auswärtigen Höfen machte sie Mittheilung von diesem schrecklichen Ereignisse, sowie von den Maßregeln, die sie zur Bestrafung des Verbrechens anordnete, und erließ am 12. Februar eine Proclamation, die demjenigen Mitschuldigen vollständige Begnadigung versprach, durch dessen Enthüllung man in Stand gesetzt würde, die Hauptschuldigen zu ergreifen. Auf Anstehen des alten Grafen von Lennox wurde das Parlament zusammenberufen, der Graf von Bothwell nebst mehreren anderen

Lords in Anklagezustand versetzt und der Tag der gerichtlichen Verhandlungen bestimmt. Allein der Eifer des Grafen in der Verfolgung der Mörder seines Sohnes hatte bald nachgelassen und er verlangte von Stirling aus, daß der Prozeß vertagt werde. Bothwell stellte sich dagegen zur bestimmten Zeit, umgeben von zweihundert Soldaten und viertausend calvinistischen Edelleuten. Morton vertheidigte ihn, der Graf von Argyle war Präsident der Geschworenen, der Angeklagte wurde feierlich freigesprochen und thriumphirend kehrte er zu seinen Freunden zurück (12. April 1567).

Zwei Tage nachher beschäftigte sich das Parlament mit Maßregeln, welche das augenblickliche Interesse erklären, das die protestantische Parthei für Bothwell an den Tag gelegt hatte. Wie dieser so befanden sich auch Murray, Morton, Crawford und andere der vornehmsten Lords, die der Reform anhingen, im Besitze von Domänen, welche ihnen nach einer speciellen Clausel die königliche Gewalt nach Ablauf von fünf Jahren wieder entziehen konnte. Man wußte, daß Darnley, da diese Frist beinahe zu Ende war, Maria zu bewegen gesucht hatte, alle diese Privilegien zurückzunehmen. Diese Gewalt wurde nun ohne weiters der Königin und ihren Nachfolgern entzogen.

Da diese Vorsichtsmaßregeln noch nicht genug Sicherheit zu bieten schienen, unterzeichneten am Tage nach Auflösung des Parlaments vierundzwanzig der ersten Pairs unter sich ein Actenstück, in welchem sie die Unschuld Bothwell's auf's neue anerkannten, die Königin aufforderten, ihn zu heirathen und schworen, ihr unter dieser Bedingung ihre Stimmen, ihren Arm und ihr Vermögen gegen alle ihre Feinde, welche es immer sein möchten, zur Verfügung zu stellen. Unterzeichnet hatten alle Grafen bis auf zwei, und sämmtliche Lords bis auf einen.*)

*) Lingard VII, p. 552. — Keith I, 338. — Anderson I, 107.

Als Maria am andern Tage von Stirling, wohin sie ihren Sohn gebracht hatte, zurück kam, trat ihr Bothwill auf offener Straße an der Spitze einer zahlreichen Cavalerie-Abtheilung in den Weg. Die Bedeckung der Königin war zu schwach, um Widerstand leisten zu können und Maria wurde nach dem Schlosse Dunbar gebracht. Nach zehn Tagen erhielt sie ihre Freiheit zurück, nachdem sie, durch Drohungen und Beschimpfungen dazu gebracht, zuletzt eingewilligt hatte, Bothwell zu heirathen. Diese ungeheuerliche Verbindung wurde vollzogen am 15. Mai 1567, in Gegenwart eines protestantischen Predigers.

Doch war die Gefangenschaft Maria's damit nicht zu Ende. Niemand durfte zu ihr außer mit Erlaubniß der Verschworenen. Bitter empfand sie das klägliche Loos, zu dem ihre letzte Schwäche sie verurtheilt hatte, und Alle, die damals Zutritt zu ihr hatten, waren Zeugen ihres verzweiflungsvollen Schmerzes. Aber ihr Unglück sollte noch nicht sein Ende erreicht haben. Der Ungeduld Bothwell's war Genüge geschehen, nicht so der seiner Genossen. Murray hatte fortwährend eine thätige Correspondenz mit Elisabeth unterhalten und war fest entschlossen, nicht eher zu ruhen, als bis er sein Ziel erreicht habe.

Es ist schwer, so vielen in so kurzem Zwischenraum sich häufenden Ereignissen zu folgen, und zu ihrer genauen Kenntniß muß man die Geschichte jener Zeit zur Hand nehmen. Wiewohl nun viele Thatsachen hier keine Stelle finden können, ist es doch von Wichtigkeit, daß der Leser nicht in Irrthum gerathe und das moralische Band zwischen Pius V. und Maria Stuart nicht aus dem Auge verliere. Die Sprache Maria's kann man aus ihren Briefen an den Papst beurtheilen; es ist nicht die Sprache eines von sich selbst eingenommenen, übermüthigen Weibes. Wir haben die Stimme Pius' V. vernommen; es ist nicht die Stimme einer Religion, welche die menschliche Schwäche schont oder einen unerlaubten Vergleich mit ihr eingeht. Außerdem möge man sich an

das stets rege Interesse einer Parthei erinnern, die Maria weder Frieden noch Ruhe gewährte. Nur zu oft gefiel man sich, in dieser Geschichte nur die Spur romantischer Leidenschaften zu verfolgen. Ja, sicher treten Leidenschaften in diesem düstern Drama auf, und zwar zügellose Leidenschaften. Aber wo erscheinen sie in ihrem wahren Lichte? In den wüthenden Ausfällen der Presbyterianer gegen die Gewalt und die Ehre der Königin; in dem Geschrei, welches man bei dem bloßen Worte: „Nuntius des heiligen Stuhles" erhebt; in dem Bündniß der protestantischen Lords zu Gunsten Bothwell's; in den Verhandlungen des Parlamentes, welches sich am Tage nach dem Prozesse mit keinen anderen Verordnungen beschäftigt, als solchen, welche den Räubern der katholischen Kirchengüter den Besitz derselben gewährleisten. Jawohl! es finden sich auch Leidenschaften in den Beziehungen zwischen Bothwell und Murray, in ihrem unersättlichen Ehrgeize, die heute zusammen ein Verbrechen begingen, morgen Nebenbuhler waren, weil sie verschiedene Interessen verfolgten. Bothwell war das ausführende Werkzeug der protestantischen Parthei Schottlands, Murray der besoldete Agent englischer Tücke und Eifersucht. Darum war die Königin kaum in die Hände des Einen gefallen, als der Andere sie ihm streitig machte und ihm entreißen wollte.

Um Bothwell und Murray sammelten sich rasch zwei Partheien, die vor Ungeduld brannten, über einander herzufallen. Sie begegneten sich in Carbery-Hill, in geringer Entfernung von Edinburgh. Allein Bothwell, der nicht darauf zählen konnte, daß seine Truppen den überlegenen Streitkräften seines Gegners Widerstand leisten würden, ergab sich ohne allen Kampf, und ein nach Dänemark segelndes Schiff befreite Schottland von ihm; Maria, der Preis des Sieges, wechselte nur den Kerkermeister. Zwei Actenstücke wurden ihr vorgelegt, sie unterschrieb, ohne sie zu lesen, wiewohl nicht ohne gegen die Gewalt zu protestiren, die man ihr anthat; durch das eine trat sie die Krone an ihren einjährigen

Sohn ab, das zweite erklärte Murray zum Regenten. Die unglückliche Fürstin wurde auf dem Schloße Lochleven eingesperrt, das inmitten eines weiten See's lag, und bewacht von der eigenen Mutter Murray's, der ehemaligen Maitresse Jacob's V., deren Anwesenheit schon eine neue Beleidigung und Demüthigung für die Gefangene war.

Da die Royalisten sich jetzt nicht mehr über die Lage Maria's noch die Pläne Murray's täuschen konnten, entschieden sie sich endlich, gegen den offenbaren Thronräuber die Waffen zu ergreifen. Durch die Vermittlung eines jungen Douglas gelang es ihnen, eine geheime Verbindung mit dem Schlosse Lochleven herzustellen. Die argwöhnischste Wachsamkeit wurde durch eine noch erfinderischere Ergebenheit hintergangen, und am 2. Mai 1568 hatte Maria Stuart ihre Freiheit wieder erlangt. Ihre Gegenwart und Unerschrockenheit hätten auch kältere Herzen für sie begeistern können, und ihre Freunde zweifelten nicht mehr, daß der Sieg ihnen gehöre, als sie ihre Königin an ihrer Spitze sahen, und wünschten nichts sehnlicher, als sich mit Murray zu messen; sie trafen ihn endlich in der Gegend von Langside und warfen sich mit Ungestüm auf ihn, ohne Rücksicht auf seine Stärke, ohne Rücksicht auf den Vortheil seiner Stellung, was zur Folge hatte, daß die Parthei der Königin in einigen Stunden vernichtet war. Vierundzwanzig Hamilton's blieben todt auf dem Schlachtfelde. Maria, die eine steile Anhöhe, von der aus sie die Schlacht verfolgen konnte, nicht hatte verlassen wollen, mußte mit eigenen Augen ihre Niederlage und die Flucht der Ihrigen ansehen. Nur mit Mühe gelang es einigen treuen Hochländern, sie von dem traurigen Orte wegzubringen; nach einem unaufhaltsamen Ritte von sechszig Meilen bot ihr die Abtei Drundannan in Galloway endlich einen sicheren Aufenthaltsort. Von hier konnte sie sich nach Frankreich oder England einschiffen. Letzteres bot ihr ein näheres und wie es schien, nicht weniger unverletzliches Asyl; so wurde ihm der Vorzug

gegeben. Einige ihrer Getreuen, vorsichtiger und besser unterrichtet mit den Manövern, welche die Königin zu dieser traurigen Alternative gebracht hatten, baten sie inständig und kniefällig, ihren Plan zu ändern. Allein das Mißtrauen hatte keinen Zutritt zu dem Herzen Maria's. Sie bat Elisabeth nur um eine kurze Gastfreundschaft, bis sich eine günstige Gelegenheit biete, um nach Frankreich zu segeln. Ihre Sache war die aller gekrönter Häupter. Wer konnte eine Königin im Verdachte haben, daß sie sich vergreifen werde an der Majestät einer Königin? So dachte Maria Stuart, und sie bestand auf ihrem Vorhaben. Eine kleine Meerenge trennte sie von dem Boden Englands; ein Fischernachen wurde vom Ufer losgebunden, die flüchtige Königin bestieg ihn und vertraute ihr Geschick der Treue eines Weibes an, welches ihr den Namen Schwester gab. Ein englischer Edelmann Namens Lowther empfing sie mit Ehrerbietung, führte sie nach dem Schloße Carlisle und sandte einen Eilboten an seine Gebieterin ab.

Die Antwort erfolgte in kurzer Zeit. Elisabeth drückte Maria ihr Bedauern aus, daß sie ihr eher keinen wohlwollenden Empfang bereiten könne, bis sie sich von den öffentlichen Anschuldigungen gegen ihre Ehre rein gewaschen habe. Letztere zeigte sich auf der Stelle bereit, der englischen Königin ihre Unschuld zu beweisen und sich in allen Punkten zu rechtfertigen, was diese nun so deutete, als ob sie dadurch zur Schiedsrichterin erwählt und ihre Oberhoheit über die Krone Schottlands anerkannt werde. Vergebens setzte ihr Maria auseinander, daß sie damit bloß die Bedenklichkeiten Elisabeth's habe beseitigen und mit ihrer Achtung auch die der übrigen Fürsten habe wieder gewinnen wollen, welche, da der Schein leider gegen sie sei, auch konnten in Irrthum geführt worden sein. Allein Elisabeth war nicht das Weib, welches sich eines über ihre Nebenbuhlerin einmal erlangten Vortheiles so leicht begeben hätte, und sie fuhr fort, so zu handeln, wie wenn Maria ganz freiwillig sie zu ihrer obersten Richterin gemacht hätte. Com=

missarien wurden ernannt, ihre Sache zu untersuchen, und Murray beeilte sich, sie als die Mitschuldige Bothwell's an dem Morde Darnley's anzuklagen. Maria war also nur der Lebensgefahr entronnen, um in eine ihrer Ehre gelegte Schlinge zu fallen; sie fühlte, daß sie entweder die Würde der Königin zum Opfer bringen oder die Würde des Weibes der Schmach preisgeben müsse, und da sie nicht Willens war, daß man in ganz Europa ausstreue, sie sei einer strengen Prüfung ausgewichen, sandte sie Bevollmächtigte nach York, um ihre Sache zu vertheidigen. Die von Elisabeth niedergesetzte Commission begann ihre Sitzungen im October 1568. Die Vertheidiger Maria's, der Bischof von Roß, die Lords Livingston und Boyd widerlegten alle Anklagen energisch und kehrten sie oft gegen die Ankläger selbst, und da durch ihre Haltung Murray, Elisabeth und Cecil, ihr Hauptwerkzeug in dieser Nichtswürdigkeit, nicht wenig in Verlegenheit kamen, so entschlossen sie sich plötzlich, dieser lächerlichen Comödie ein Ende zu machen. Murray erhielt den Befehl, nach Schottland zurückzukehren mit der officiellen Erklärung, daß die Königin Maria nichts gegen ihn und er nichts gegen sie bewiesen habe.

So lächerlich dies Urtheil auch war, so mußte es doch zu Gunsten der Gefangenen ausschlagen, und man erwartete, daß sie in Freiheit gesetzt werde. Allein dem war nicht so; Murray kehrte mit englischen Hülfsgeldern versehen triumphirend nach Schottland zurück, und Elisabeth antwortete auf die Vorstellungen der auswärtigen Mächte dadurch, daß sie mit ihrer Nachsicht prahlte, indem sie eine für Maria so gefahrbringende Untersuchung niedergeschlagen habe.

Es war dies ein zu grober Kunstgriff, um die gleichzeitigen Fürsten täuschen zu können, und nie erweckte die Sache der schottischen Königin größere Theilnahme als von diesem Tage an, besonders da auch jetzt ihr durch das Unglück gereifter Charakter in seiner ganzen Größe erstrahlte.

Allein die Religionskriege erschütterten alle Reiche Europa's und namentlich Frankreich und die Niederlande, die mehr als jedes andere Land im Stande waren, rasche und wirksame Hülfe zu schaffen. Doch gaben Carl IX. und Philipp II. ihre Absicht kund, Schottland nicht im Stiche zu lassen, und Pius V., zu gleicher Zeit die väterlichsten Tröstungen und Ermahnungen an Maria richtend, ließ nicht nach, in sie zu dringen. Lege man nochmals seine Worte auf die Waage des ängstlichsten Gewissens und sehe man dann, ob hier der Haß an die Stelle des Frömmigkeit tritt, ob die weltliche Politik im Stande ist, seinen Blick vom Himmel abzuziehen.

„An unsere in Jesu Christo geliebteste Tochter!

„Der uns am 25. October übergebene Brief Ew. Majestät, in welchem Sie uns bis in's Einzelne von Ihrer Lage und Ihrem Unglücke in Kenntniß setzen, hat uns tief gerührt, und wir haben, wie es nicht anders sein konnte, Ihren Kummer und Schmerz lebhaft mit empfunden. Aber da wir klar erkennen, daß die Vertheidigung der katholischen Religion über Ew. Majestät all dies Unglück gebracht hat, so fühlte unser Schmerz sich nicht wenig erleichtert durch den Gedanken, daß Sie, die unser Erlöser glückselig preist, von uns nicht als unglücklich angesehen noch so genannt werden können. In der That, wie könnten Sie unglücklich sein, die Sie um der Gerechtigkeit willen so viele Verfolgungen erduldet, die Sie, um den Cultus des allmächtigen Gottes in seiner Reinheit zu erhalten, kein Bedenken getragen haben, sich so vielen Anstrengungen zu unterziehen, so vielen Gefahren Trotz zu bieten, die Sie endlich, wegen Ihrer seltenen Anhänglichkeit an den katholischen Glauben aus Ihrem Lande verjagt, sich vor Haft und Kerker nicht scheuten! Alle diese Prüfungen, wie schwer sie auch zu ertragen, wie hart, wie widerstrebend sie auch der menschlichen Natur sein mögen, die Liebe des

allgütigen Gottes, die über Alles süß ist, kann auch sie versüßen. Darum, in Jesu Christo geliebteste Tochter, mögen Sie auch, fern von Ihrem Vaterlande, der Gnade und Ungnade einer Fremden anheimgegeben, durch so viele Verluste bekümmert und von großer Sorge für Ihr eigenes Land erfüllt sein, verzweifeln Sie nicht, weder im Uebermaße Ihres Unglückes, noch bei dem Gedanken an das, was Sie verloren haben. Wir dürfen nicht die Ehre, noch die Macht und die Reichthümer suchen, die wir hier zurücklassen müssen; und wenn wir uns Güter wünschen, so sollen es die sein, die wir auf immer besitzen werden; haben wir Furcht vor Uebeln, so müssen die es sein, welche die Verworfenen ohne Ende erleiden. Und ist übrigens Gott, der den David aus der Hand Saul's und Daniel vom Rachen des Löwen errettete, nicht mächtig genug, auch Sie aus dem Abgrunde zu ziehen und Ihnen Ihre Staaten wieder zu geben?

„Was uns betrifft, so sind wir bereit, Ihnen mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln zu Hülfe zu kommen, wie wir bis jetzt gethan haben. Wir lassen es uns angelegen sein, Ihre Sache in unserm eigenen Namen bei den beiden von Ihnen bezeichneten Monarchen zu betreiben und wir empfehlen ihnen dieselbe inständig, wie es unsere Pflicht ist, ebenso auch das Glück Ihres Landes. Stets bereit, Ihnen alle Beweise unseres väterlichen Wohlwollens zu geben in einer Weise, daß sie Ihrer muthigen Seele und Ihrer unüberwindlichen Liebe zum katholischen Glauben würdig sein möchten, beten wir zu Gott in aller Demuth des Herzens, daß er sich würdigen möge, Ihnen in diesem Kampfe beizustehen und in seiner Barmherzigkeit die Kraft und Ausdauer zu verleihen, welche das Unglück überwinden.

Gegeben zu Rom am 9. Januar 1570.“ *)

*) Bzovius, p. 607.

Wenige Monate nachher richtete er an sie ein zweites Breve folgenden Inhaltes:

„Voll Theilnahme haben wir Ihre Antwort auf unser Schreiben vom 9. Januar gelesen und wohlwollend Ihren Geschäftsträger, der sie uns überbrachte, empfangen; auch haben wir ein aufmerksames Ohr den Schilderungen geliehen, die er uns von Ihrer persönlichen Lage und dem Stande Ihrer Angelegenheiten machte. Aber zwei Dinge im Briefe Ew. Majestät selbst haben uns eine lebhafte Freude im Herrn bereitet. Einmal haben wir mit Vergnügen gesehen, daß Ew. Majestät, wiewohl schwer getroffen von so vielem und großem Unglück, unsere Worte des Trostes in einer Weise beherzigt hat, die uns glauben läßt, daß Ihr Schmerz dadurch nicht allein gelindert, sondern vollständig beruhigt worden ist, und dann, daß Sie so sehr auf die Güte und Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes vertrauen, daß Sie die feste Hoffnung hegen, daß weder die Gefahren noch die Drangsale, die man ihnen androhen, noch die verlockenden Versprechen, die man Ihnen machen könnte, im Stande sein werden, Sie der katholischen Kirche und dem ihr schuldigen Gehorsam zu entfremden. Wir spenden im Herrn gerechtes Lob Ihrer Geduld, mit der Sie sich in den Willen Gottes ergeben, wie auch dem von der Hoffnung angeregten Entschluße, standhaft zu bleiben, und wir ermahnen Ew. Majestät, sich möglichst zu bemühen, diese Hoffnung auf unseren göttlichen Erlöser selbst zu bewahren.

„In der That, wenn Sie inmitten der Sie umgebenden Trübsale auf den Herrn in Hoffnung und Geduld harren und treu und standhaft auf dem Wege seiner Gebote fortwandeln, so ist der Herr mächtig genug, nicht allein Ew. Majestät zu verherrlichen, indem er Sie zur Miterbin seines himmlischen Reiches nach diesem kurzen Leben beruft, sondern

auch, so lange Sie noch in demselben weilen, von so vielem und niederbeugendem Unglücke zu befreien und Ihnen den Besitz Ihres Landes wie ehedem wieder zu verleihen.

„Bis heute haben wir Ew. Majestät alle in unserer Macht stehende Hülfe angedeihen lassen, so werden wir es auch stets in der Folge thun; denn da wir Ihrer seltenen Ergebenheit für unsere Person und den heiligen Stuhl, wie Ihrer Anhänglichkeit an die katholische Religion Alles schuldig zu sein glauben, so werden wir nicht dulden, daß Sie jemals nach einem Beweise väterlichen Wohlwollens von unserer Seite ein ungestilltes Verlangen tragen.

„Das Uebrige was zwischen uns und Ihrem Geschäftsträger verhandelt worden, werden Sie genauer von diesem selbst erfahren.

Gegeben zu Rom, am 13. Juli 1570.“ *)

Zwölftes Capitel.

Pius V. excommunicirt Elisabeth.

> Espectavi, non est qui ascendit; silui, non est qui loquatur, reposita est mihi de reliquo querelae actio.
>
> Thomas Cantuar., ep. CXXVII.

> Ich habe gewartet und Niemand hat sich erhoben; ich habe geschwiegen und Niemand hat geredet; darum ruht auf mir allein die Last des Streites.

Als Pius V. von dem Gange der Yorker Verhandlungen und der Haft Maria Stuart's Kenntniß erhalten, sah er auf der Stelle, daß der Haß Elisabeth's, da er einmal die Maske abge=

*) Bzovius, p. 709.

worfen, keine Grenzen mehr kennen werde, und darum beschloß er, unverzüglich die ihm zu Gebote stehenden geistigen Waffen gegen sie in Anwendung zu bringen, da es nicht von ihm abhing, der unglücklichen, gefangenen Königin eine wirksamere und thätigere materielle Hülfe zu leisten. Er fuhr fort, letzterer jene englischen Rathschläge zu ertheilen, in denen er ihr Ergebung und christliche Sanftmuth empfahl, während er der Verfolgerin mit apostolischer Hoheit und heiliger Entrüstung entgegentrat, und beauftragte den Auditor bei der Rota, Riario, den geistlichen Proceß gegen sie einzuleiten. Zwölf ihrer Religion wegen proscribirte Engländer wurden nach Rom geladen, und ihr Zeugniß diente der Excommunications=Bulle zur Grundlage.*)

Jedoch wollte der Papst noch nicht bis zum Aeußersten gehen, da er sich mit der Hoffnung schmeichelte, England würde das rechts= und gesetzwidrige Verfahren seiner Herrscherin mißbilligen und nicht anerkennen. Eine starke Gährung herrschte im ganzen Lande und die Anzahl der Katholiken war noch eine beträchtliche zu nennen, obwohl viele von diesen dem neuen Cultus sich anbequemten, um strengen Strafen zu entgehen; daß diese Bedrückung der Gewissen große Unzufriedenheit verursachte, liegt auf der Hand. Der englische Adel dachte nicht ohne Schaudern an die Schmach und Schande, die er unter Heinrich VIII. erlitten; unter Maria Tudor war er zum Glauben zurückgekehrt, und jetzt mußte die nämliche Generation mit ansehen, wie eine neue Tyrannei ein drittes Mal die Religion des Staates und den Glauben des Einzelnen änderte. Es war das in der That Grund genug, um den

*) Es waren dies: Godwell, abgesetzter Bischof von St. Asaph; Shelley, Prior von St. Johann; Lennock, ernannter Bischof von Bangor; Morton, Canonicus von York; Henshaw, Rector des Collegiums von Lincoln; Daniel, Dekan von Bereford; Broborough, Halt und Kirton, Doctoren der Theologie und noch drei Andere, deren Namen nicht bis auf uns gekommen sind.

Stolz einer Nation zu empören, und von der Sprache, die Elisabeth ihrem Parlamente gegenüber führte, kann man sich keinen Begriff machen, wenn man ihre Worte nicht buchstäblich wiederholt. „Einen Gegenstand, sagte sie, kann ich hier nicht unerwähnt lassen; es ist dies die Religion, die Grundlage von Allem, auf der Alles ruhen muß, der Boden, in dem Alles Wurzel schlägt, und der wohl bestellt werden muß, wenn nicht der Baum, der darin gepflanzt wird, absterben soll. Ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß es Leute gibt, welche sich die Freiheit nehmen, die kirchlichen Institutionen in einer Weise zu kritisiren, die mir zum Aergerniß gereicht, wie auch der Kirche, die Gott meiner Obhut anvertraut hat, und in die ich, ohne mich gegen meine Pflicht zu vergehen, Häresie oder Irrthum nicht eindringen lassen darf. Man sagt, daß ich umfassende und meistentheils philosophische Studien gemacht habe; ich muß gestehen, daß dies auf Wahrheit beruht und daß es mit Ausnahme der Professoren Wenige gibt, die mehr gelesen haben als ich, und ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß ich nicht einfältig genug bin, um das was ich lese nicht zu verstehen, auch nicht vergeßlich genug, um mich dessen nicht mehr zu erinnern, und gereicht es mir zur Befriedigung, daß unter dieser großen Zahl von Bänden die h. Schrift, in der wir Alles finden was die Vernunft uns lehrt und was wir glauben müssen, nicht diejenige ist, die ich am allerwenigsten studiert habe. Ich sehe nun, daß Viele, indem sie sich eine verwegene Freiheit gegen Gott erlauben, sein göttliches Testament zu spitzfindigen Untersuchungen unterwerfen. Diese Anmaßung ist zu groß, als daß ich sie dulden könnte." *)

Pius V. war von Allem, was in England vorging, genau unterrichtet, obschon es den römischen Gesandten nicht gestattet war, an den Hof Elisabeth's zu kommen. Ein Banquier aus

*) D'Ewes's Journal, p. 328.

Florenz, Namens Rodolfi, vermittelte den thätigen Verkehr, der zwischen England und Italien gepflogen wurde. Seit vielen Jahren schon bewohnte er London, und sein Stand ließ seine häufigen Reisen, seine manchfaltigen Verbindungen und seinen ausgedehnten Briefwechsel als etwas ganz Natürliches erscheinen. Der Herzog von Norfolk, die Grafen von Northumberland und Westemoreland, die geheimen Häupter der katholischen Parthei, vertrauten ihm ihre Pläne an und erhielten durch ihn wieder Nachrichten vom Festlande. Die beiden letzteren, eifrige Katholiken, legten großen Werth darauf, daß der Papst ihre Absichten billige, und dieser richtete folgendes Breve an sie:

„Als wir durch Ihren vom 8. November datirten und von uns unverzüglich am 16. Februar beantworteten Brief sichere und genauere Kenntniß von der unglücklichen Lage dieses einst so blühendes Landes erhielten, wurden wir von einem solchen Schmerze befallen, wie ihn die Entrüstung über die Uebel, welche wir in Ihrer Person mitempfinden, und die väterlichsten Gesinnungen, von denen wir gegen Sie und die übrigen Katholiken Ihres Landes belebt sind, nothwendig hervorrufen mußten. Zwar macht es uns unser oberhirtliches Amt, wonach wir Alle mit gleicher Liebe umfassen sollen, zur Pflicht, uns zu freuen oder zu betrüben über das Wohl oder Wehe aller Christgläubigen, aber doch empfinden wir in der That ein ganz besonderes Gefühl des Wohlwollens und der Liebe zu diesem Lande, indem wir uns erinnern, daß nächst Gott die Bemühungen und der Eifer des h. Gregor, unseres Vorgängers, es waren, die es von der Anbetung des Holzes und Steines zum christlichen Glauben bekehrten und durch würdige Arbeiter zu katholischer Sitte und Lehre heranbildeten. Darum dürfte es uns nicht leicht werden, Worte zu finden, um Ihnen unseren Schmerz und unseren Kummer zu schildern über Ihre persönlichen Leiden und die des Landes,

welche ja auch von Ihnen in Ausdrücken beklagt werden, die ebenso wahr als geeignet sind, Thränen des Mitleidens zu entlocken. Leider war es unserem Pontificate vorbehalten, Zeuge davon zu sein, wie das Gift so vieler verabscheuungswürdiger Häresien der christlichen Gesellschaft ebenso viele tödtliche Krankheiten verursacht. Aber wir erinnern uns der Kraft des Gebetes Dessen, der für den h. Petrus betete, daß sein Glaube nicht wanke, und der seine Kirche, sie in Trübsalen und Bedrängnissen ausbreitend, um so bewunderungswürdiger nach den geheimen Rathschlüssen der Vorsehung lenkt und regiert, je heftiger sie vom Sturme erschüttert und von den Wogen hin- und hergeworfen wird. Wir geben die Hoffnung nicht auf, daß das, was zu andern Zeiten geschah, auch in der unsern mit Hülfe des Herrn wiederkehre, so daß diese Religion, anscheinend zu Boden getreten, auf ein erstes Zeichen des Herrn zu ihrem Zustande ehemaligen Glückes wieder zurückkehre und aus dem neue wachsende Kraft schöpfe, was ihr anscheinend zu wirklichem Schaden und Verderben gereicht hatte. So will nun vielleicht Der, welcher das Alte neu und das Neue alt macht, unser Herr Jesus Christus, sich Ihrer, hervorragend durch Adel der Geburt wie durch Hingabe an den katholischen Glauben, dazu bedienen, um das alte Band inniger Eintracht zwischen der römischen Kirche und diesem Reiche zu erneuern und fester zu knüpfen, und dazu hat er Ihnen den Ihres Eifers so würdigen Gedanken eingegeben, den Versuch zu wagen, sich selbst und Ihr Land zum alten Gehorsam zurückzuführen, nachdem Sie es der schmählichen Sklaverei entrissen, in der es die Leidenschaft eines Weibes gefesselt hält. Wie billig, spenden wir im Herrn diesen frommen Anstrengungen das ihnen gebührende Lob; wir segnen Sie, wie Sie es verlangen, und da Ew. Herrlichkeiten im Schatten unserer Macht und der des heiligen

Stuhles, dessen Autorität Sie sich unterwerfen, eine Zuflucht suchen, so nehmen wir Sie auf mit jener Liebe, die wir Ihnen, wie es sich gebührt, bezeugen müssen; übrigens ermahnen wir Sie im Namen des Herrn, Sie mit allem Eifer, dessen unser Herz fähig ist, bittend, standhaft bei diesem löblichen Entschlusse und so schönen Gesinnungen zu verharren, und seien Sie überzeugt, daß Gott, der Allmächtige, dessen Werke vollkommen und der Ihnen die Anregung gegeben, sich um die katholische Religion in England wohl verdient zu machen, Sie mit seinem Beistande unterstützen wird. Und selbst wenn Sie zur Befreiung des katholischen Glaubens und zur Wiederherstellung des Ansehens des heiligen Stuhles dem Tode sich aussetzen und Ihr Blut vergießen müßten, so bedenken Sie, daß es weit vortheilhafter für Sie ist, auf dem kurzen Wege eines glorreichen Todes zum ewigen Leben emporzusteigen, als in Schande und Schmach zu leben und sich mit Verlust Ihrer Seele zum Diener der Leidenschaft eines Weibes zu machen. Glauben Sie nicht, in Christo geliebteste Söhne, daß das Loos der Bischöfe und der katholischen Großen Eures Landes, die Sie mir anführen, ein unglückliches sei, weil sie, da sie dem katholischen Glauben nicht entsagen wollten, unverdienter Weise in's Gefängniß geworfen oder mit anderen Strafen und Leiden überhäuft worden sind; Niemand kann in der That genugsam und nach Verdienst die Standhaftigkeit solcher Männer loben, von der auch noch unlängst der Erzbischof von Canterbury ein glänzendes Beispiel gegeben hat. Ahmen auch Sie dieselbe Standhaftigkeit nach, stehen Sie muthig und fest, und möge keine Gefahr, keine Drohung Sie Ihrem Unternehmen abwendig machen. Fürwahr, er ist mächtig genug dieser Gott, auf den Sie Ihr unerschütterliches Vertrauen setzen sollen, er, der mitten im Meere die Wagen und das Heer Pharao's nieder-

warf, um die Macht und die Stärke seiner Widersacher zu Boden zu treten, so daß durch Sie dieses Land seine erste Religion und seine ehemalige Würde wieder erhalte. Um Ihnen zu diesem Ergebnisse zu verhelfen, werden wir Sie nicht nur dadurch unterstützen, daß wir bei den von Ihnen bezeichneten Fürsten die gewünschten Schritte für Sie thun, sondern auch dadurch, daß wir Ihnen hiermit eine so große Summe Geldes übersenden, als es unsere persönlichen Hülfsquellen erlauben, wie Ihnen unser geliebter Sohn Robert Rodolfi noch näher auseinandersetzen wird; auch sind wir bereit, Ihnen später eine beträchtlichere Summe zu übersenden, wenn es unsere Mittel besser gestatten, sowie auch schleunig und von ganzen Herzen Sie mit Gottes Hülfe nach besten Kräften in Ihren frommen Bemühungen zu unterstützen."

Gegeben zu Rom, am 20. Februar 1570.*)

Der Aufstand brach zuerst in Durham und Rippon am 16. November 1569 aus; seine Fahne, welche den aus seinen Wunden blutenden Erlöser darstellte, wurde von Noton, einem alten Edelmanne mit weißen Haaren getragen, dem der Eifer für seinen Glauben die Frische und Kraft der Jugend wieder gegeben zu haben schien. Der Gesandte Karl's IX. in London erstattete seinem Herrn Bericht über die Bewegung in folgenden Worten: „Sie sind fünfzehn tausend Mann stark und würden noch stärker sein, wenn sie wollten, aber sie nehmen nur Leute auf, die etwas leisten können. Die beiden Grafen handeln stets in gutem Einverständniß und sind entschlossen, gemeinschaftlich ihr Unternehmen bis zum Tode zu verfolgen; überdies fehlt es ihnen an nichts." Kurz nachher fährt er fort: „Diese Bewegung ist nicht gering,

*) Bzovius, p. 706.

die Veranlassung derselben hauptsächlich herrühre von der Königin von Schottland, dem großen Siege, den Ihnen Gott verliehen und den Umtrieben des Herzogs von Alba, aber ihre Rathgeber sprechen ihr nicht von der Eidesformel, zu der sie seit sechs Wochen die Katholiken gegen ihr Gewissen hat zwingen wollen, und ich glaube, daß dies mehr als alles andere sie so plötzlich dazu gebracht hat, die Waffen zu ergreifen."

Es unterließ in der That keinem Zweifel, daß die Katholiken, indem sie der Stimme ihres Gewissens gehorchten, von den fremden Höfen verlassen und auf ihre eigene Kirche angewiesen waren. Nicht nur boten ihnen Karl IX. und Philipp II. keine Stütze, sondern darauf bedacht, die Befreiung Maria Stuarts, die der Pre's des Sieges sein sollte, zu ihrem eigenen Vortheile auszubeuten, bekämpften sie sich gegenseitig durch ihre Gesandten oder zogen sich je nach den Umständen unthätig zurück, während Englands edelstes Blut in Strömen auf den Schlachtfeldern floß. Lamotte Fénelon erstattet in einer Depesche Bericht über eine geheime Zusammenkunft mit einem Agenten der Aufständischen ab, bei der er ihnen im Namen des Königs einfach „ein Asyl im Falle einer Niederlage" anbot. In einer andern Depesche vom 25. November 1569 sagt er: „Was die Königin von Schottland angeht, so thue ich in Wahrheit Alles was ich kann, um den Umtrieben des Herzogs von Alba ein Ziel zu setzen und das zu unterstützen, was sich zwischen ihr und dem Herzog von Norfolk begibt." Nichts destoweniger bemächtigten sich Northumberland und Westmoreland Hartlepool's um sich in Verbindung mit den Niederlanden zu setzen, von wo sie auf Unterstützung hofften. Ihr energischer Aufruf an die alte religiöse Gesinnung Englands griff nicht im geringsten die politische Autorität der Königin an, und sie beschränkten sich auf die Forderung, daß die Thronfolge unwiederruflich festgesetzt und ihnen Garantien für die Zukunft geboten wurden. Der Graf von Derby war der erste, welcher eine

aufgefangene Proklamation der Katholiken an die Königin schickte, und, nachdem er seine Vasallen aufgeboten, sich mit dem Oberbefehlshaber der königlichen Armee, dem Grafen von Sussex, vereinigte, der den Aufstand unterdrücken sollte.

Allein Sussex konnte die strengen Befehle, die ihm Elisabeth sandte, nicht so rasch ausführen als er sie erhielt. In seinem Heere befanden sich nicht wenig Unzufriedene, die nur den Augenblick abwarteten, wo sie den Aufständischen gegenüberstehen würden, um zu ihnen überzugehen. Länger als einen Monat zögerte man auf beiden Seiten, da jede Parthei die Verstärkungen erwartete, deren man zu einem entscheidenden Schlage bedurfte. Die Hülfe des Herzogs Alba blieb aus, während die durchgängig calvinistischen Grafschaften im südlichen England ein Corps von zwölftausend Mann aushoben, das unter den Befehlen des Grafen Wartwick zu Sussex stieß und diesen in die Lage versetzte, angreifend vorzugehen. Maria Stuart wurde von Tutbury nach Coventry gebracht, und die Katholiken enttäuscht und entmuthigt, legten die Waffen nieder. Northumberland und Westmoreland fanden ein Asyl bei den Maria's Sache treu gebliebenen Schotten auf der Grenze; letzterm gelang es später, die Küste und von da den Continent zu gewinnen; ersterer fiel in die Hände Marray's, der ihn auf dasselbe Schloß Lochleven bringen ließ, das der Königin zu ihrem Gefängnisse gedient hatte. Ihre unglücklichen Gefährten mußten das ganze Gewicht der Rache Elisabeth's fühlen. An den Galgen zählte man eben so viele Opfer als auf den Schlachtfeldern, und nach dem Berichte des Bischofs von Durham konnte in dieser Grafschaft der Sheriff keine Geschworenen mehr finden „da die Zahl der Angeklagten so groß war, daß es keine Unschuldigen mehr gab, um die Schuldigen zu richten.*)" Der

---

*) Sadler II. 35. Hume berechnet die Zahl derer, welche durch Henkershand starben, auf achthundert wenigstens. Der Doctor Storey, ein Greis

Herzog von Norfolk, der keinen offenen Antheil an dem Aufstande genommen, wurde in Haft gehalten, bis seine Sache näher untersucht sei. „Er beantwortete, sagt Lamotte Fénelon, die ihm von den Commissären vorgelegten Fragen mit größter Klugheit, so daß, als diese über seine für ihn günstigen Antworten an Elisabeth berichteten, letztere sich nicht zufrieden zeigte, daß sie ihn freisprechen wollten, und ihnen manche Dinge sagte, die erkennen ließen, wie beleidigt sie darüber war; und als einer von ihnen wagte, daß sie nach den Gesetzen des Landes keine Schuld an ihm fänden, entgegnete sie: „Nun, was die Gesetze über seinen Kopf nicht vermögen, wird meine Macht noch fertig bringen —" worauf sie in solchen Zorn gerieth, daß sie ohnmächtig wurde, und man sie durch starke Essenzen wieder in's Bewußtsein zurückrufen mußte."

Unter solchen Umständen hätte Pius V. weltliche Vorsicht und Klugheit als eine Vernachlässigung seiner apostolischen Pflichten betrachtet; jemehr die Repräsentanten der höchsten irdischen Macht ihre Aufgabe verkannten, um so mehr hielt er, der Vertreter der göttlichen Gewalt, sich an die seinige. Die Streiter des Katholicismus starben von Henkers Hand, die Königin von Schottland wurde aus einem Gefängnisse in das andere geschleppt, Elisabeth erklärte sich als die erbittertste Feindin der Kirche nicht allein in ihrem Lande, sondern auf dem ganzen Continente. Keine Rücksicht, keine menschliche Vorsicht konnte da die Hand mehr zurückhalten,

---

von achtzig Jahren, der unter Eduard und Maria eine wichtige Rolle gespielt hatte, war nach Flandern geflohen. Durch Ueberraschung gelang es, ihn auf ein englisches Schiff und nach London zu bringen, wo er auf der Stelle zum Tode verurtheilt wurde. Als der spanische Gesandte darüber Vorstellungen machte, da Storey hartnäckig behauptete, ein Unterthan des Königs seines Herrn zu sein, erwiderte ihm Elisabeth: der König könne sich den Kopf nehmen, wenn er wolle, aber der Körper bleibe in England. Lamotte Fénelon IV, p. 136.

welche über die Welt ausgestreckt war um zu segnen und zu strafen, und die Excommunikationsbulle wurde am 25. Februar 1570 unterzeichnet. Elisabeth war losgetrennt vom Leibe Jesu Christi und ihre Unterthanen vom Eide des Gehorsams entbunden.

Um vermittelst des lebhaften Handelsverkehrs die Wachsamkeit Elisabeths, die sich auf Alles erstreckte, was die Grenzen ihres Landes überschritt, leichter zu vereiteln, wurde die Bulle in allen Höfen Flandern's angeschlagen und der spanische Gesandte erhielt Abschriften davon in London. Früh morgens am 15. Mai umstand eine Volksmenge das Palais des Bischofs von London, und las die Bulle, welche eben auf dem Thore angeschlagen worden war. Erstaunt und erzürnt, ordneten die Minister die strengsten Nachforschungen an; eine zweite Copie fand sich in dem Zimmer eines Schülers von Lincoln, der auf der Folter gestand, daß er sie von einem gewissen Felton habe. Letzterer, der adelige Besitzer eines großen Vermögens und in hohem Ansehen stehend, dachte auch nicht einen Augenblick daran, die ihm zur Last gelegte That zu läugnen, fügte sogar hinzu, daß er noch viele andere Abschriften treuen Freunden anvertraut habe, und daß man die Verbreitung derselben nicht mehr hindern könne. Er wurde natürlich zum Tode verurtheilt; den Namen Gottes preisend ging er ihm entgegen, und zum Beweise, daß ihn kein treuloses Gefühl gegen Elisabeth beherrsche, zog er, ehe er das Schaffott bestieg, einen kostbaren Ring von seinem Finger und ließ den Grafen Sussex bitten, ihn der Königin anzubieten.

Trotz den energischen Maßregeln, welche Elisabeth und ihre Räthe angewandt hatten, um die Publikation der Bulle zu verhindern, flößte sie der triumphirenden Parthei dennoch lebhafte Besorgnisse ein. Der König von Frankreich hatte die Protestanten bei Jarnac und Moncontour besiegt; Philipp II. hatte in Flandern ein zahlreiches Heer stehen, welches eine Flotte in einigen

Tagen an die schottische Küste bringen konnte „und es gereichte den Katholiken zu nicht geringem Troste zu sehen, in welcher Unruhe die Protestanten lebten, da sie nicht wußten ob der Papst aus eigenem Antriebe die Bulle erlassen, oder auf Ansinnen des französischen Königs oder auf Bitten des Königs von Spanien; denn, meinten sie, wenn ersteres der Fall sei, so habe es nichts zu bedeuten; habe der König von Frankreich allein seine Hand dabei im Spiele, dann sei der Cardinal von Lothringen ihr eigentlicher Urheber, ohne daß darum der König sich zu sehr beeilen werde, etwas zu unternehmen; sei sie aber auf gemeinschaftliches Betreiben des französischen Königs und des Königs von Spanien erlassen worden, so war es ihnen ausgemacht, daß ein Unternehmen gegen die Insel zwischen beiden schon eine beschlossene Sache sei.*)"

Auch in Irland wurde es unruhig; der Graf von Thomond brachte die Provinz Connaught zum Aufstande und obwohl derselbe rasch unterdrückt wurde, fühlte sich doch Elisabeth lange Zeit hindurch nach dieser Seite nicht mehr sicher.**) Dann war auch Murray in Schottland ermordet worden, und sein Verlust ging ihr sehr zu Herzen. „Sich in ihr Zimmer einschließend, klagte sie, daß sie den besten und nützlichsten Freund verloren habe, den sie auf der Welt besessen um ihr zu helfen, in Ruhe und Sicherheit leben zu können. Und ihr Kummer war so groß darüber, daß der Graf von Leicester genöthigt war, ihr zu sagen, es sei

*) Lamotte Fénelon III. p. 254.

**) Der größte Theil der irischen Bevölkerung existirte nicht mehr nach der vollständigen Eroberung der Insel durch Elisabeth. „Das einst reiche, fruchtbare, stark bevölkerte Land ist jetzt unfruchtbar und öde . . . . mit einem Worte, durchwanderte man es von einem Ende bis zum andern, so würde man kaum einem Manne, einem Weibe, einem Kinde begegnen." Hollingshed (ein gleichzeitiger Geschichtsschreiber) p. 400.

unrecht von ihr sich so zu geberden, als ob ihre und des Staates Sicherheit von einem einzigen Manne abgehangen hätten.*)"

Elisabeth befand sich nun nicht mehr in der Lage, ihre Pläne auf der Stelle und ohne weiters auszuführen; darum nahm sie zu ihren gewöhnlichen Kunstgriffen ihre Zuflucht und suchte durch Entzweiung ihrer Gegner Zeit zu gewinnen. Den Vorstellungen der fremden Gesandten wurde ein willigeres Gehör geliehen, zugleich aber auch die Emissäre der Huguenotten nicht weniger wohlwollend empfangen. Catharina von Medici warf ihrem Gesandten unwillig vor, daß er nicht klarer die Pläne Elisabeths durchschaue, worauf ihr Fénelon antwortete: „Demüthigst bitte ich Sie zu erwägen, wie sehr ich gegen mein Gewissen und Ihr Interesse fehlen würde, Ihnen eine Kriegserklärung von Seite der Königin und ihrer Räthe zu melden, während sie Ihnen doch ganz und gar den Frieden erklären; ich würde übrigens sehr verwegen und anmaßend in Ihren Angelegenheiten zu Werke gehen, wollte ich Sie überreden, ihren Worten Vertrauen zu schenken, während sie unter den Waffen stehen, zwei hundert Schiffe auf der See haben und der Cardinal von Châtillon und Andere als Agenten derer von la Rochelle sich hier befinden, sowie noch drei andere Persönlichkeiten als Vertreter des Grafen von der Pfalz, des Herzogs von Zweibrücken und des Prinzen von Oranien, welche, wiewohl ich Friedensversicherungen von ihnen erhalte, und so oft ich kann ihre Pläne durchkreuze, dennoch nicht die Parthie aufgeben. Der König und Sie, Madame, haben nach meiner Meinung von dieser Seite wie auch von ihren andern Verbündeten nur das zu erwarten, daß eine gute und glückliche Leitung Ihrer eigenen Angelegenheiten sie in Freundschaft und gutem Einverständniß mit Ihnen erhalten wird; denn es steht fest, daß sie nur ihren eigenen Vortheil wollen und es scheint sogar, daß sie

*) Lamotte Fénelon.

ihn in den Vorgängen in Ihrem eigenen Lande suchen, da der Zustand des letztern, so lange diese unglückseligen Wirren und Spaltungen dauern, ein solcher ist, daß er keine Sicherheit gegen Beleidigungen und Unrecht von allen Seiten bietet."*)

Elisabeth zeigte sich zuletzt dem Vorschlage, den Herzog von Anjou zu heirathen, nicht abgeneigt; der Erzbischof von Toulouse, Paul de Foix, kam als außerordentlicher Gesandter nach London, englische Bevollmächtigte wurden nach Frankreich geschickt. Maria Stuart, nun mit größerer Rücksicht behandelt, saß damals in Chatsworth gefangen, und Cecil und Mildway machten ihr Hoffnung, daß sie bald ihre Freiheit wieder erlangen werde; unter welchen Bedingungen geht aus einem ihrer Schreiben an den Papst hervor:

Heiligster Vater!

„Anfangs Oktober habe ich das vom 13. Juli datirte Schreiben Ew. Heiligkeit erhalten. Nicht nur habe ich daraus ersehen, daß Sie mir das kostbare Geschenk Ihres apostolischen Segens übersandt haben, der in meinen Augen stets sehr werthvoll war und es immer sein wird, sondern auch, wie offen Sie bekundeten, daß meine Briefe Ihnen zum Troste gereichten und mit welchem Eifer Sie sich würdigten, mir Ihr Wohlwollen zu bezeigen. Auch ich habe mich wunderbar getröstet gefühlt sowohl durch die besondere Theilnahme, deren Ew. Heiligkeit, wiewohl anderwärts von so wichtigen Angelegenheiten so sehr in Anspruch genommen, mich auf's neue versicherte, als auch durch Ihre Güte, mich und meine Sache den mächtigsten Fürsten zu empfehlen, namentlich den Königen von Frankreich und Spanien. Ja, ich sehe in der That, daß es Ihnen obliegt, die Christen zu ermahnen, sich enge zusammen zu schaaren und es sich wohl

*) Lamotte Fénelon I. p. 340 et 371.

einzuprägen, daß sie keine Anstrengungen noch Opfer scheuen dürfen, um die Macht des türkischen Despoten vollständig zu brechen, der mit keinem geringeren Plane umgeht, als uns allen den Krieg zu erklären. Gäbe doch Gott, daß nach einer andern Seite Alles meinem Wunsche entspreche! Denn die Thatsachen würden dann Ew. Heiligkeit klar zeigen, was ich für meinen Theil in dieser Sache thun würde; Sie würden sehen, daß nicht nur ich persönlich, sondern auch alle meine Unterthanen mit vereinigten Kräften die äußersten Anstrengungen machen würden. Aber leider sehe ich mich in diesen Abgrund des Elends versenkt, aus einer Freien bin ich eine Sclavin geworden! Gibt es etwas bemitleidenswertheres als mein jetziger Zustand, als dieser Wechsel des Glückes?

Zu all diesem Elende gesellt sich nun noch der Kummer, zu sehen, daß mein Vaterland in diesem Augenblicke unter Unglück aller Art darniederliegt, daß es den verwüstenden Einfällen der Engländer ausgesetzt ist, wodurch ganze Städte und Dörfer in Flammen aufgingen, eine Menge Schlösser und heiliger Gebäude von Grund aus zerstört wurden. Aber das Schmerzlichste von Allem ist, daß mein Volk auf die grausamste Weise von Feinden hingeschlachtet wird, welche es durch keine oder doch nur durch sehr geringfügige Beleidigungen herausgefordert hat. Aber hätte ich denn nichts über mich selbst zu sagen? Ist es irgend Jemand unbekannt, wie hoch und manchfach die Gefahren sind, denen ich beständig ausgesetzt bin? Ich rufe Gott den Allwissenden zum Zeugen! Er weiß wie viele Leiden gleich erzürnten Wogen bis heute über mich hereingebrochen sind. Und während dieses schrecklichen, stets zunehmenden Ungewitters, haben diejenigen, welche mir ganz besonders ihre Hülfe zusagten, ihr Versprechen bald vergessen, mir auch gar keine Unterstützung angedeihen lassen; und daß sie mir dieselbe in Zukunft gewähren, dazu ist

keine Hoffnung vorhanden, es sei denn etwa, daß solche Naturen bereitwillig Parthei für mich ergreifen, wenn die Umstände derartige Unternehmungen erschweren.

Aber wenn man auch, um Ihnen offen zu sagen, was ich denke, jenseits des Oceans beträchtliche Heeresmassen rüstete, so würden sie doch nicht ohne große Gefahr mitten im Winter die Ueberfahrt nach Schottland bewerkstelligen können, weil in dieser Jahreszeit das Meer außerordentlich stürmisch ist, während auf der andern Seite die Engländer, die durch keinen Fluß von den Schotten getrennt sind, nicht blos im Sommer sondern auch im Winter den Krieg erklären können, sie, welche wegen der geringsten Kleinigkeit auf der Stelle zu den Waffen greifen. Wenn ich darum die Sache meines Vaterlandes und meine eigene Existenz nicht der größten Gefahr aussetzen will, so kann ich nicht umhin, selbst unter den unvortheilhaftesten Bedingungen Frieden mit den Engländern zu schließen, wobei ich jedoch stets, wie man zu sagen pflegt, den Anforderungen des Gewissens und der Ehre Rechnung tragen werde. Die Ehre ist ja zu einer guten Lenkung des Staates nothwendig, und das Gewissen, dem Herzen des Menschen als eine göttliche Macht und Richtschnur eingepflanzt, leitet ihn nach seinem wünschenswerthesten Endziele hin. Und dies mein Gewissen kann nie gestatten, daß ich mich, trotz allen Unglücks, trotz Schmeicheleien und Drohungen von der katholischen Kirche trenne. Aber unter Anderm glaube ich Ew. Heiligkeit einen für mich gewiß sehr schmerzlichen Umstand erwähnen zu müssen; es ist nämlich so weit gekommen, daß meine Feinde verlangen, daß mein einziger Sohn, der Erbe des Thrones auf eine Zeit lang den Engländern als Geißel übergeben werde, wobei mir jedoch volle Freiheit bleiben soll, ihm seinen Erzieher zu bestimmen; auch soll der Zutritt zu ihm mir und Allen offen stehen, die ich zu ihm

zu senden für gut finden werde. Ew. Heiligkeit dürfen aber nun nicht daran zweifeln, daß er, wenn er auch gezwungen ist, inmitten einer verderbten Nation zu leben, darum nicht weniger ein vollkommenes Glied der katholischen und apostolischen Kirche sein wird, stets bereit, ihr seine Hülfe zu leihen.

Um diesen Brief nicht zu sehr in die Länge zu ziehen, bemerke ich nur noch das zum Schlusse, daß ich von Zeit zu Zeit Ew. Heiligkeit über den Stand und das Gelingen aller Angelegenheiten zwischen dieser Gattung von Menschen und mir Bericht erstatten werde, und da es schwer ist, einem Briefe Alles anzuvertrauen, so habe ich den Bischof von Dublin von Allem, was auf mich und meine Lage Bezug hat, in Kenntniß gesetzt, da er mir immer, sowie auch Ew. Heiligkeit und dem apostolischen Stuhle sehr ergeben war. Sie werden ihm unbedingtes Vertrauen schenken dürfen.

Einstweilen bitte und beschwöre ich den Herrn unsern Gott, in seiner unendlichen Gnade die katholische Kirche gegen alle verderblichen Anschläge ihrer Feinde beschützen zu wollen; in ihr halten wir Auge und Herz auf Ew. Heiligkeit wie auf ein glänzendes Licht geheftet und erwarten von Ihnen stets Ihren heiligen Segen im Namen der göttlichen Majestät, und wir wünschen Ew. Heiligkeit ein langes Leben zur Ehre Gottes des Allmächtigen und zum Troste der der frommen Seelen."

Chatsworth in England, den 31. Oktober.*)

Man sieht, daß Marie in alle möglichen Bedingungen, unbeschadet den Rechten der Religion, einwilligte, aber Elisabeth war durchaus entschlossen, sich in keinen Vertrag einzulassen. Die Unterhandlungen mit dem Herzoge von Anjou wurden abgebrochen,

---

*) Bzovius p. 710.

um mit nicht größerer Aufrichtigkeit mit dem Herzoge von Alençon fortgesetzt zu werden, und der Königin Maria gegenüber machte man geltend, daß der Widerstand der Schotten die guten Absichten Elisabeths durchkreuze.

Unterdessen war man unermüdlich thätig, die Ketten der Katholiken recht fest zu schmieden; ganz England war gleichsam ein großes Gefängniß, in welchem sie mit nicht mehr Gerechtigkeit behandelt wurden, als die Königin von Schottland selbst. Eine getreue Schilderung des damaligen Zustandes findet sich in den Briefen der apostolischen Arbeiter, die keinen Augenblick den Kampfplatz verließen. Da in England selbst der Priesterstand sich nicht mehr ergänzen konnte, hatten die Päpste zwei englische Seminarien in Rom und in Douai gegründet, welche letztere Stadt damals unter spanischer Herrschaft stand. Unter Gregor XIII. wurde das Seminar von Douai, wegen der Unruhen und Wirren in den Niederlanden nach Rheims verlegt. Aus diesen beiden Anstalten gingen namentlich unter dem Schutze Pius' V. jedes Jahr die Apostel hervor, welche voll heiligen Muthes in ihr Vaterland zurückkehrten, um die dem Glauben treu Gebliebenen zu trösten, die Wankenden aufrecht zu erhalten und mit ihrem Blute den Acker Gottes zu befruchten. Diese neuen Missionäre statteten fortwährend dem General der Gesellschaft Jesu über ihre Arbeiten Bericht ab, und den Briefen des hervorragendsten unter ihnen, des Pater Cambian, sind die folgenden Seiten entnommen:

„Ich bin in London angekommen, und mein guter Engel hat mich, ohne daß ich es wußte, in das nämliche Haus geführt, in dem Pater Robert gewohnt hatte. Mehrere Edelleute kommen daselbst zu mir und versorgen mich mit Kleidung und allem sonst Nöthigen; ich besuche fast jeden Tag den einen oder andern Theil des Sprengels, die Erndte ist in der That groß; meine Predigt entwerfe ich zu Pferde und zu Hause arbeite ich sie aus; ich unterhalte mich mit

denen, die mich besuchen oder höre Beichte; Morgens nach der Messe, in der immer Mehrere communiciren, predige ich; unsere Priester, die fromme und recht unterrichtete Männer sind, unterstützen mich sehr in der Verwaltung der Sakramente; so kann ich den Bedürfnissen des Volkes Genüge leisten und ist mein Amt nicht zu beschwerlich. Ich glaube nicht, daß ich noch lange den Protestanten entgehen werde bei den vielen Spionen und Aufpassern, die mich umgeben, trotz meiner Verkleidung, die ich, wie auch den Namen oft wechsle. In einem so eben erhaltenen Briefe las ich die Worte: Cambian ist entdeckt und festgenommen; wohin ich nur komme, höre ich davon reden, und ich bin so sehr an die Furcht gewohnt, daß ich jetzt gar nichts mehr fürchte.

Die Vertheilung von Büchern ist mit großer Gefahr verbunden, aber die Priester wissen es geschickt anzufangen. Alles Gedruckte wird nach London geschafft, daselbst unter die Priester in hundert oder fünfzig Exemplaren vertheilt, welche sie dann wieder vertheilen, damit sie in allen Theilen des Landes alle auf einmal erscheinen. Am Tage nachher versäumt die Polizei nicht, bei den Katholiken Haussuchung darnach zu halten, aber in der Nacht vorher werfen junge Edelleute die nämlichen Bücher in die Läden, Privathäuser und Paläste der Protestanten, ja selbst am Hofe und auf öffentlichen Plätzen bringen sie sie unter, damit die Katholiken nicht allein angeklagt werden können, solche Werke bei sich zu verbergen.

Uebrigens würde ich nie enden können, wollte ich Ihnen den Eifer der Katholiken schildern. Kommt ein Priester zu ihnen, so grüßen sie ihn wie einen Fremden und Unbekannten, nachher führen sie ihn in ein abgelegenes Zimmer, das sie zu einer Kapelle eingerichtet haben, dort werfen sie sich demüthig auf die Kniee, um seinen Segen zu empfangen;

sie fragen ihn dann, wie lange er bei ihnen bleiben werde, denn sie möchten, daß er sie nie verlasse. Sagt er ihnen, daß er nicht länger, als bis zum folgenden Morgen verweilen könne, weil ein längerer Aufenthalt gefahrbringend sein würde, so beichten sie noch an dem nämlichen Abende und empfangen am nächsten Morgen nach Anhörung der hl. Messe die hl. Communion; nach der Predigt ertheilt der Priester ihnen nochmal den Segen, darauf geht er weg und gewöhnlich begleiten ihn dann mehrere junge Edelleute.

Alle Katholiken haben wie die ersten Christen geheime Schlupfwinkel, in denen sich die Priester den Nachsuchungen und der Gewaltthätigkeit der Polizei entziehen können; aber mit der Zeit und durch den Verrath einiger falschen Brüder sind sie zuletzt fast alle entdeckt worden. Werden sie Nachts angegriffen, so fliehen die Gläubigen in die Wälder und verbergen sich in Höhlen. Geschieht es zuweilen, daß, während wir bei Tische sind oder nach unserer Gewohnheit von den Angelegenheiten des Glaubens und Heiles reden, ziemlich heftig an die Thür geklopft wird, so daß man glauben kann, es sei die Polizei, dann horcht Jedermann ängstlich hin, wie der Hirsch, der die Stimme des Jägers gehört hat; man befiehlt sich Gott, man ißt nicht mehr, man vernimmt nicht mehr das leiseste Geräusch, bis die Diener kommen und sagen was es gibt; ist nichts zu befürchten, so vermehrt dieser vergebliche Schrecken unsere Freude und Heiterkeit. Von uns kann man in Wahrheit sagen, daß wir unsere Seelen immer in unserer Hand tragen.

Unser Freund Poündus ist in London ergriffen worden; er wird daselbst in Gewahrsam gehalten, weil er zu frei gegen die Prediger gesprochen und sie zu einer Disputation mit den katholischen Priestern herausgefordert hat, was unsere Gegner außerordentlich aufbringt. Er liegt auf dem Boden

in einem Gefängniß, zu dem das Tageslicht keinen Zutritt hat, man hat ihm sogar Ketten angelegt; doch gelang es ihm dieser Tage, mir einen Brief zukommen zu lassen, so heiter und fröhlich, als befinde er sich in der ergötzlichsten Lage. Auf demselben Wege, auf dem ich diesen Brief erhielt, habe ich ihm die hl. Eucharistie gesandt, um die er mich bat. Der Priester, dessen ich mich hiezu bediente, wurde, da er die Anweisung des Poündus, wie er zu ihm in's Gefängniß kommen könne, nicht genau befolgte, entdeckt und ergriffen. Seitdem ist er wie durch ein Wunder entkommen.

Der Bischof von Lincoln, der Abt von Westminster und einige Andere befinden sich, nachdem sie schon in London mehrere Jahre lang in der Gefangenschaft geschmachtet haben, mit Poündus im nämlichen Kerker; wie man sagt, sollen sie nach dem Schlosse Wisbec, einem höchst ungesunden Orte, gebracht und einem brutalen Puritaner zur Bewachung übergeben werden; die Beschwerden der Haft und die schlechte Behandlung von Seite dieses Unmenschen werden bald die noch bleibenden geringen Kräfte der ehrwürdigen Greise aufreiben. Mit Ausnahme der Bibel hat man ihnen jedes Buch genommen, selbst ihre Papiere und eigenen Aufzeichnungen. Unverschämte Prediger überraschen sie zuweilen und überhäufen sie mit Schmähungen; nachher verbreiten sie lächerliche Erzählungen über sie, die sie sogar in ihren Büchern abdrucken lassen, um den großen Ruf dieser heiligmäßigen Personen, in dem sie beim Volke stehen, zu besudeln.

Person hat mir erzählt, daß er sich drei Mal durch einen ganz besondern Beistand des Himmels gerettet habe. Das erste Mal verbarg er sich auf einem Heuspeicher, der neben dem Hause lag, welches die Polizei, um sein Entrinnen unmöglich zu machen, rings umstellt hatte. Ein anderes Mal sollte er sich Abends zu einem Edelmann begeben, um ihn

mit der Kirche wieder auszusöhnen. Obgleich er das Haus kannte und sogar noch drei Tage zuvor in demselben gewesen war, so konnte er es jetzt doch trotz aller Bemühungen und Nachforschungen nicht wieder finden; ganz mißstimmt mußte er darum wieder zurückgehen. Am andern Morgen erfuhr er, daß das Haus von der Polizei besetzt gewesen, die ihm auflauerte und sich sieben anderer Priester bemächtigt hatte, unter denen sich Risthon befindet, der in der nämlichen Absicht dahingekommen war. Die dritte Gefahr, der Person entkam, war die: Am Ufer der Themse besaß er ein Haus, in dem die Priester Nachts sich versammelten und zuweilen ihre geringen Habseligkeiten verbargen. Ein Buchbinder, der früher daselbst in Dienst gewesen war, entdeckte es dem Magistrate; kaum hatte Person es verlassen, als eine große Zahl Bewaffneter hineindrang; sie raubten Kreuze, Medaillen, Rosenkränze und andere Dinge der Art und in der angrenzenden Wohnung ergriffen sie einen Priester, den sie auf eine entsetzliche Weise mißhandelten und quälten; denn sie begnügten sich nicht, ihn wie die andern Priester einfach zu foltern, sondern sie trieben ihm Nadeln unter die Nägel, eine Unmenschlichkeit ohne Beispiel.

Es ist unglaublich, wie erfinderisch die Grausamkeit der Protestanten im Auffinden neuer Qualen für die Gläubigen ist. Man sagt, daß sie im Tower von London täglich sieben verschiedene Martern durchzumachen haben. Der falsche Bischof von Elivere führt dabei den Vorsitz; da es ein Mann von wildem und brutalem Charakter ist, so wendet er auch ausgesuchte Qualen an.

In ganz England, sagt Florimond de Rémond, darf man es nicht wagen, die hl. Messe zu feiern oder die Sakramente zu spenden; der französische Gesandte allein hat das Vorrecht, sie jeden Tag lesen zu lassen, so daß sein

Palast zum irdischen Paradiese für manche Katholiken wurde, welche, um nicht entdeckt zu werden, im Geheimen dahin kommen, um diese heilige Frucht zu essen, welche der Welt das Leben gibt. Ein Neffe des Gesandten Herrn Lamotte Fénelon hat uns als Augenzeuge berichtet, daß Priester, um unbemerkt in das Haus des Gesandten zu gelangen, sich als Gensdarmen mit Helm und Säbel verkleideten, und wenn sie das Asyl, das die Kapelle ihnen bot, erreicht hatten, die priesterlichen Gewänder anlegten und mit außerordentlicher Andacht das hl. Meßopfer feierten."

Die Katholiken setzten ihre Hoffnung noch auf den Herzog von Norfolk, dessen Gefängniß sich für einen Augenblick wie auch das der Maria Stuart erweitert hatte. Elisabeth würde sich für hinreichend gerächt gehalten haben, wenn es ihr gelungen wäre, eine Verbindung zwischen beiden Gefangenen in Zukunft unmöglich zu machen. Cecil versprach Norfolk eine vollständige Amnestie für das Geschehene wenn er, ehe er in Freiheit gesetzt werde, Catharina Obez, die Wittwe eines ehemaligen englischen Gesandten und Schwester des Ministers, des Urhebers dieser Intrigue, heirathen würde.*) Allein Norfolk wollte auf seine hochstrebenden Pläne nicht verzichten; der reformirten Religion angehörend, zählte er auf die Nachsicht der Räthe Elisabeths und seine zahlreichen Freunde im Hause der Lords, deren Widerstand noch keineswegs gebrochen war, die namentlich sich unzufrieden zeigten mit der immer steigenden Anmaßung der reformirten Bischöfe und Geistlichkeit. Hierauf seine geheime Hoffnung bauend, hatte er es weder auf die Macht noch auf das Leben Elisabeths abgesehen, sondern erstrebte nur die Herrschaft über das schöne Schottland im Namen Maria's. Aber es ist bekannt, wie gerade solche Absichten die Rache und die Leidenschaften Elisabeths entflammten. Darum

*) Lamotte Fénelon II. p. 304.

war auch der Untergang Norfolk's beschlossen, als die Königin durch den Verrath Highford's, Secretär des Herzogs, die Gewißheit erlangt hatte, daß er allen Drohungen wie auch verlockenden Versprechungen, die angewendet wurden, widerstehe. Von dem was man ihm zur Last legte, erhielt er nicht eher Kenntniß, als bis ihm von den Richtern der Anklageact vorgelesen wurde. Man verweigerte ihm sogar den Beistand eines Anwaltes und er wurde aufgefordert, sich auf der Stelle über die unzähligen Umstände, die sich auf Orte, Daten, Besprechungen und Briefwechsel während der letzten Jahre bezogen, zu verantworten. Seine Beredsamkeit und die Klarheit seiner Antworten konnten das Todesurtheil nicht verhindern; am 11. Februar 1572 ausgesprochen, wurde es kurz darauf vollzogen. Bald nachher traf das Beil des Henkers auch das gekrönte Haupt Maria Stuarts.

Dreizehntes Capitel.

Pius V. entreißt den Erzbischof von Toledo der spanischen Inquisition und ermahnt Philipp II. zur Milde gegen den Infanten Don Carlos.

> Qui praeest, in sollicitudine; qui miseretur, in hilaritate.
>
> Röm. XII 8.
>
> Ist Jemand Vorsteher, der sei es mit Sorgfalt; wer Barmherzigkeit übt, der thue es mit Fröhlichkeit.

Daß Philipp II. in dieser Geschichte eine hervorragende Rolle spielt, wird man schon bemerkt haben. Er unterließ nichts, um seine Staaten von der Häresie rein zu erhalten und es gelang ihm. Doch war sein Eifer nicht frei von Eigennutz, und gewährte

er dem heiligen Stuhle manche Tröstungen, so bereitete er ihm daneben auch manche Unruhe.

Gerade aus seiner Katholicität leitete der spanische Hof Ansprüche her, die sich nicht immer mit dem Geiste der Einheit vereinigen ließen. Seine eigene Macht und Herrlichkeit mit jener des Katholicismus für gleichbedeutend haltend, brachte Philipp mehr als ein Mal das Wohl der Religion da in Gefahr, wo sie ganz aus dem Spiele hätte bleiben sollen, und zog andererseits seiner Neigung und seinem Andenken manchen Haß zu. Doch war seine Frömmigkeit eine aufrichtige, und wenn sie zu oft das Mürrische und Absolute seines Characters zeigte, so erhob sie sich zuweilen auch zu erhabener Selbstverläugnung und Demuth. Als er die Kunde von dem Untergange jener Flotte erhielt, auf der seine glänzendsten Hoffnungen beruhten, die er selbst die unbesiegliche Armada genannt und deren Ausrüstung die Hülfsquellen seines Landes erschöpft hatte, machte er das Zeichen des Kreuzes und und sprach mit ruhiger Stimme: „Ich hatte sie gegen Menschen und nicht gegen die Elemente gesandt.“ — Gebieterisch für seine Person die Beweise der äußern Ehrfurcht verlangend und so begierig nach dem geringsten Zeichen der Unterwürfigkeit, küßte er die Hand des Priesters, der ihm die hl. Messe gelesen hatte, und im Kampfe mit den Protestanten genügte ihm nicht der Sieg der Waffen; weder Mühe noch Kosten wurden gespart, um die mit Füßen getretenen Reliquien zu sammeln und sie als Schätze des Glaubens nach Spanien zu bringen.

Noch mehr als sein Vater die Einsamkeit liebend, fand er weder in der Jagd noch in ritterlichem Waffenspiel eine Zerstreuung, seine Thätigkeit und Energie entfalteten sich nur in den Arbeiten des Cabinets; alle äußern und innern Angelegenheiten, jede Bittschrift, alles mußte ihm da schriftlich vorgelegt werden, und auf diese Weise regierte er und zeigte er sich unermüdlich. Alle Räder der ungeheuern Staatsmaschine wurden nur durch seinen

Willen in Bewegung gesetzt, und seine Hand mäßigte oder beschleunigte dieselbe. Viele Gegenstände erledigte er allein, ohne Zuziehung eines Ministers, namentlich die diplomatischen Correspondenzen und die religiösen Fragen. Nur das wurde dem betreffenden Ministerium überwiesen was er mitzutheilen für gut befand; was ihm geheim zu halten beliebte, wurde in ewiger Vergessenheit begraben. Seinen Ministern anscheinend eine große Freiheit in der ihnen zugewiesenen Sphäre gewährend, nur selten an ihren Berathungen Theil nehmend, schien es zuweilen als überlasse er ihnen die Leitung des Staatsschiffes; aber seine Zurückhaltung war nur ein weiterer Kunstgriff, um desto besser ihre Meinung zu erfahren und dann mit umfassender Kenntniß der Sache selbst zu entscheiden. Es fand nicht eine Ministersitzung statt, ohne daß ihr ein Vertrauter des Königs beiwohnte, der ihm getreuen Bericht über alles Vorgegangene und Besprochene, über die Meinungen und Ansichten sämmtlicher Minister abstattete, und dann entschied er nach eigenem Gutdünken.

Wiewohl isolirt von allen seinen Zeitgenossen dastehend war er so gleichwohl der Monarch, der am besten seine Zeit kannte und auf sie den entschiedensten Einfluß ausübte; nur sehr wenige Ereignisse des Jahrhunderts blieben von demselben unberührt. Aber man muß auch gestehen, daß eine solche Politik trotz ihrer Erfolge nicht nur in Anbetracht der Großmuth, sondern auch rücksichtlich des Erfolges selbst ernste Nachtheile in ihrem Gefolge hatte. Ein kalter Gleichmuth begünstigt zwar das berechnende Nachdenken, aber er benimmt auch der Seele die leichte und freie Bewegung, deren die moralische Thätigkeit nicht minder wie die körperliche bedarf. Indem man Alles auf Ziffern reducirt und alle übrigen Menschen rücksichtslos bei Seite setzt, wird der Geist unerbittlich wie das Gesetz der Zahlen. Aus Unkenntniß der unzähligen Eigenthümlichkeiten der Menschheit wird das Urtheil ein unrichtiges und die Gerechtigkeit, die erhabenste

Tugend eines Königs, kommt aus Mangel an Milde in Gefahr oder geräth auf Abwege.

Selbst die Spanien und Italien gemeinsame und in diesen beiden Ländern sorgsam in Kraft erhaltene Institution der Inquisition, nahm unter Philipp II. einen Charakter an, wie er sich nie in den römischen Annalen findet. Anfangs ein rein geistliches Gericht ging die spanische Inquisition bald in die Hände der weltlichen Gewalt über und die Diener derselben wurden zuweilen zu königlichen Beamten. Als Ferdinand dies schreckliche Tribunal zwang, einen Laien unter die Zahl seiner Mitglieder aufzunehmen, sprach er zum Cardinal Ximenes: „Wissen Sie nicht, daß, wenn dieses Collegium eine richterliche Gewalt besitzt, es dieselbe von mir hat?" So wurde auch das Confiscationsrecht zum Vortheile der Regierung ausgebeutet, und als Pius V. von Philipp II. Rechenschaft darüber verlangte, welchen Gebrauch er von der Inquisition mache, fand es sich, daß ein Erzbischof schon seit sieben Jahren in den Kerkern des heiligen Officiums schmachtete. Es war dies Don Bartholomäus von Carranza. Zu Miranda von vornehmen Eltern geboren, später von Karl V. zu den schwierigsten Missionen in Flandern, England und auf dem Concil von Trient verwendet, war er von Philipp II. zum Erzbischof von Toledo ernannt worden. Nach seiner in Brüssel mit großer Pracht am 27. Februar 1558 stattgehabten Consecration suchte der König ihn in seiner Nähe zu behalten, indem er ihm eine Stelle in seinem Rathe anbot; allein der Erzbischof bat ihn inständigst, ihm zu erlauben, sich zu seiner Heerde begeben zu dürfen. Als er auf der Reise dahin erfuhr, daß Karl V. dem Tode nahe sei, eilte er zu seinem ehemaligen Herrn und langte noch gerade rechtzeitig an, um demselben in seinem letzten Kampfe beizustehen. Nach Erfüllung dieser Pflicht machte er sich ohne Verzug wieder auf den Weg nach Toledo, wo er mit den Beweisen der tiefsten Ehrfurcht, wie überall, empfangen wurde.

Allgemein war darum das Erstaunen, als man erfuhr, daß der so sehr verehrte Prälat als der Häresie verdächtig angeklagt und sein von ihm verfaßter Katechismus vor das Forum der Inquisition gezogen worden sei. Fast einstimmig beschuldigte man Don Fernando Valdez, Erzbischof von Sevilla und Großinquisitor, einer niedrigen Eifersucht gegen seinen Amtsbruder. Betrachtet man jedoch unparteiisch den Zustand, in dem sich die Geister in Spanien befanden, so darf man wohl annehmen, daß Valdez seiner Ueberzeugung gehorchte. Die Ausbreitung des Protestantismus im Norden brachte eine Reaction im Süden hervor; eine zügellose Freiheit auf der einen hatte auf der andern Seite eine zu große Beschränkung in der den religiösen Ansichten und Meinungen früher zugestandenen Ungebundenheit herbeigeführt. Die spanische Inquisition vor Allem entfaltete eine außergewöhnliche Wachsamkeit, um den Klerus vor den Neuerungs-Versuchen zu bewahren. Die manchfachen Beziehungen Carranza's mit Deutschland und England konnten ihn darum leicht in Verdacht bringen; einzelne Stellen in seinen Schriften erregen noch Zweifel bei den Theologen, und Vorsicht der Sprache verband sich bei ihm nicht immer mit der Unschuld des Herzens.

Verfahren wir also gegen seine Verfolger mit derselben Nachsicht, indem wir nicht den Grund von Allem in seiner böswilligen Gesinnung suchen, sondern auch ein gutes Theil auf Rechnung seines Eifers setzen.

Uebrigens handelte der Groß-Inquisitor auch nach einem ihm von Rom vom 7. Januar 1559 zugegangenen Breve, in welchem Pius IV. erklärte, „daß er von den Fortschritten der Häresie in Spanien unterrichtet, Gründe zum Verdachte gegen einzelne Prälaten habe; daß er demgemäß den Groß-Inquisitor ermächtige, zwei Jahre lang von jenem Tage an die Untersuchung und den

1) Balmes, Catholicismus und Protestantismus.

Proceß gegen die Bischöfe, Erzbischöfe und Primaten des Reiches einzuleiten und im Falle einer muthmaßlichen Entweichung sie in sicherem Gewahrsam zu halten, mit der Verpflichtung, dem Papste darüber auf der Stelle Rechenschaft abzulegen und in kürzester Frist die Schuldigen mit den versiegelten Proceßacten nach Rom zu senden." Bereits am 22. August desselben Jahres wurde dieses Breve auf den Erzbischof von Toledo angewandt, indem man ihn auf einer Visitationsreise in Torre-Laguna verhaftete.

Beeilte sich die Inquisition gegen Bartholomäus von Carranza den ersten Theil des Breves zu vollstrecken, so beachtete sie aber nicht die zweite Clausel, welche den Angeklagten nach Rom zu schaffen befahl. Pius IV. hatte später gestattet, daß der Prozeß in Spanien geführt werde, aber auch er behielt dem heiligen Stuhle die letzte Entscheidung innerhalb einer bestimmten Frist vor. Philipp II. zog noch aus diesem Zugeständniß seinen Vortheil und umging die Erfüllung der letzten Bedingung. Das Inquisitionstribunal trat sogar offen in Madrid dem Nuntius Pius' IV. entgegen und stellte dem Könige vor, daß ein solch außerordentliches, in seinem eigenen Lande gesprochenes Urtheil nicht verfehlen würde, eine heilsame Furcht einzuflößen, daß der König von Spanien es wohl verdiene, daß der heilige Stuhl sich zu seinen Gunsten seiner ordentlichen Gerichtsbarkeit begebe, daß die Anklagepunkte sich auf Thatsachen erstreckten, die älter seien als die Erhebung Carranza's auf den bischöflichen Stuhl, kurz, daß man aus all den angeführten Gründen den Papst bitten solle, römische Bevollmächtigte zu schicken, welche in Gemeinschaft mit dem Inquisitionstribunal die schwebende Angelegenheit entscheiden und zu Ende bringen sollten.

Diese Beschlüsse wurden vom Cabinet in Madrid angenommen und es hielt so hartnäckig an denselben fest, daß Pius IV. endlich nachgab und in einem am 13. Juli 1565 gehaltenen Con-

sistorium die Richter ernannte, welche sich nach Spanien begeben sollten. Der Cardinal Buon Compagno (später Papst Gregor XIII.) reiste in der Eigenschaft eines Legaten dahin ab; es begleitete ihn der Erzbischof von Rosano (später Papst Urban VII.), der General der Franziscaner (später Sixtus V.) und Aldobrandini, Auditor der Rota. Die Wahl solcher Gesandten bekundete hinlänglich die Wichtigkeit ihrer Mission. Aber kaum hatten sie den spanischen Boden betreten, als der Tod Pius IV. sie nach Rom zurückrief, und so blieb der Erzbischof in einer Gefangenschaft, in der er schon seit dem Jahre 1559 schmachtete.

Doch unterrichtete Buon Compagno so bald als möglich den neuen Papst von seiner Lage und theilte ihm seine Ansichten über den Stand der Dinge in Madrid mit; die Diöcese Toledo trauerte um ihren Erzbischof und verlangte ihn sehnlichst zurück; der heilige Franziscus Borgia legte Fürsprache für ihn ein, und Pius V. erließ nun zwei Entscheidungen, die unerschütterlich blieben: die erste zog die Person des Erzbischofs und seinen ganzen Proceß vor ein eigenes Gericht nach Rom, durch die zweite wurde Fernando von Valdez genöthigt, das Amt des Großinquisitors an Don Diego Espinoza abzutreten, damit die frühen Actenstücke einer neuen Durchsicht unterworfen und die ersten Zeugen vernommen werden könnten, frei von allen Befürchtungen oder Rücksichten, die nicht im Interesse der Wahrheit lagen.

Philipp II. und die spanische Inquisition waren nicht geneigt, diesen gemessenen Befehlen nachzukommen. Allein Pius V. sandte da den Bischof von Ascoli, Petrus Camaiono, in der Eigenschaft eines Nuntius nach Spanien mit dem Auftrage und der ausdrücklichen Vollmacht, die Inquisitoren von jeder Amtsausübung zu suspendiren, wenn sie hartnäckig bei ihrem rechtswidrigen Verfahren beharrten. Gleichzeitig überbrachte Camaiono ein direkt an den König gerichtetes Breve, in welchem der Papst über das Verhalten der spanischen Regierung Klage führte und

entschieden die Rechte des heiligen Stuhles zurückverlangte. Philipp war eine Zeit lang noch unschlüssig; aber da er bereits wußte, daß der Character des Papstes keine Unterhandlungen mit den Gesetzen der Gerechtigkeit zuließ, wollte er nicht das Beispiel offener Auflehnung gegen das Wort des gemeinsamen Vaters aller Gläubigen geben, und antwortete, „daß man sich einem Papste unterwerfen müsse, der bei Allem was er thue, nur Gott im Auge habe". Der Erzbischof von Toledo wurde am 5. Dezember 1566, kaum 5 Monate nachdem Pius V. den päpstlichen Stuhl bestiegen, von der Inquisition seiner Haft entlassen, und trat mit dem Nuntius und unter seinem Schutze die Reise nach Rom an; nach nochmaliger genauer Prüfung und Durchsicht des ganzen Processes sprach ihn daselbst der Papst von jeder Schuld frei.

Manche andere Uebelstände in Spanien waren dem wachsamen Auge Pius' V. nicht entgangen und muthig trat er denselben entgegen. Besonders schmerzlich war es ihm, daß die drei Ritterorden einen so schlechten Gebrauch von den Privilegien machten, die ihnen vom heiligen Stuhle bewilligt worden. Er wandte Alles an, um ihnen die traurigen Folgen einer thörichten Verschwendung und ihrer Eingriffe in die kirchliche Gerichtsbarkeit begreiflich zu machen, womit er zugleich die Drohung verband, ihnen alle Vorrechte zu entziehen, deren sie sich künftig nicht nach der ursprünglichen Absicht der Päpste oder der Stifter bedienen würden. Auch traf sein strenger Tadel die Bruderschaften vom h. Sacramente, weil sie so leicht gegen eine bestimmte Summe die Dispens vom Fasten- und dem Abstinenzgebote ertheilten, und da er gewahrte, daß seine Ermahnungen nicht viel halfen, entzog er ihnen in einer besonderen Bulle alle Vollmachten dieser Art.

Wir haben schon Beweise seiner barmherzigen Liebe gegen die Gefangenen gehabt; selbst die Verbrecher auf dem Schaffot hatten thätigen Antheil daran. Am 25. Januar 1568 schrieb er an den Nuntius in Madrid: „Es ist uns mitgetheilt worden,

daß in Spanien das weltliche Gericht den zum Tode Verurtheilten das Sacrament der Eucharistie verweigert, selbst wenn sie einem Priester ordentlich gebeichtet haben. Wir sind der Meinung, daß man ihnen dieselbe nicht vorenthalten soll. Es ist in der That der christlichen Fürsorge und Liebe entsprechender, daß man sie sich durch die h. Communion stärken läßt, damit sie um so muthiger auf diesem schrecklichen Gange den Versuchungen zur Verzweiflung widerstehen können, und daß man, während der Leib das Leben verlieren soll, so viel als möglich das Leben der Seele zu retten suche. Von dem Wunsche beseelt, dieser widerlichen Unsitte ein Ende zu machen, tragen wir Ihnen also auf, mit unserem in Jesu Christi geliebten Sohne, dem katholischen Könige über diese Angelegenheit zu sprechen und ihm unser Verlangen zur Kenntniß zu bringen. Sie werden ihn ermahnen, er möge darauf Acht haben, daß es künftig in ganz Spanien und den anderen Provinzen seines Reiches eben so gehalten werde."

Aber eine Spanien eigene Unsitte betrübte noch ganz besonders das Herz des Papstes; es waren dies die Amphitheater, würdig den Zeiten des Heidenthums, wo das Blut der Menschen und Christen sich mit denen der wilden Thiere vermischt. Allerdings hat unsere Natur Freude an der Gefahr, und ist dieselbe nicht in der Wirklichkeit vorhanden, so sucht sie sich in der Einbildung eine solche zu schaffen; diese natürliche Unerschrockenheit ist die Mutter der Helden und Martyrer, wenn sie an ihrer Quelle gereinigt und geläutert wird; sich selbst überlassen, sinkt sie bis zum Thierischen hinab und die gesittetsten Nationen der alten Welt entehrten sich immer durch das Barbarische ihrer öffentlichen Spiele. Es bedurfte der Dazwischenkunft des Evangeliums, um die Welt von den Gladiatoren zu befreien, aber die heißblütigen Spanier hielten hartnäckig und lange an solchen grausamen Vergnügungen fest und leisteten nur insoferne Verzicht darauf, daß sie an Stelle der menschenmörderischen Ergötzungen die Stier-

kämpfe setzten. Der Monarch liebte ebenso leidenschaftlich dieses Schauspiel wie die roheste Klasse des Volkes. Die Beamten der Inquisition stritten oft mit den obersten Behörden der ersten Städte um die ersten Plätze, und der Aberglaube, der zuweilen so nahe an Gottlosigkeit grenzt, beging solche profane Feste zur Ehre Gottes oder der Heiligen, und umkleidete sie gewöhnlich mit dem nämlichen Glanze wie Feste der Kirche.

Pius V. ließ sich nicht irre machen durch das hohe Alter oder das Volksthümliche dieser Sitte. Viele seiner Vorgänger hätten schon gerne energische Maßregeln dagegen ergriffen, allein sie hatten dieselben immer wieder verschoben aus Schonung für eine Gewohnheit, die so tiefe Wurzeln in der ganzen Nation geschlagen. Er jedoch zögerte nicht länger und erließ eine Bulle des Inhaltes, daß Jene, welche sich an solchen Kämpfen betheiligten, sich der augenscheinlichen Gefahr aussetzen, das Leben des Leibes und der Seele freiwillig zu verlieren; demgemäß wurde excommunicirt jeder Fürst, Magistrat oder Geistlicher, welcher der christlichen Liebe zuwider bei diesen Spielen erscheinen würde. Konnten diese nun auch nicht gänzlich abgeschafft werden, da die Spanier zu sehr an ihnen hingen, so hatte die Bulle doch das Gute zur Folge, daß sie Vieles von ihrem blutigen Character verloren.

Pius V. sollte es noch obliegen, in einer traurigen Familienangelegenheit des spanischen Königshauses den Vermittler zu spielen. Philipp hatte noch als Infant von Spanien Maria von Portugal geheirathet, welche nach der Geburt eines Sohnes starb. Im Jahre 1554 heirathete er Maria von England, deren früher Tod ihn zum zweiten Male zum Wittwer machte; diese Ehe war ohne Kinder geblieben. Zur Befestigung des Friedens von Chateau Cambrésis schloß er sodann eine dritte eheliche Verbindung mit Elisabeth von Frankreich, der Tochter Heinrich's II. Daß diese eine Abneigung gegen den König wegen seines Alters gefaßt, ist nicht wahrscheinlich, da derselbe erst drei und dreißig Jahre zählte,

und daß zwischen ihr und dem Infanten Don Carlos, dem einzigen Sohne Philipps aus seiner ersten Ehe, eine unerlaubte Neigung bestanden, ist unmöglich, weil derselbe kaum in sein fünfzehntes Jahr getreten war. Alles was darüber von verschiedenen Geschichtsschreibern berichtet wird, ist darum einfach als romanhafte Ausschmückung in das Gebiet der Erfindung zu verweisen. Der wahrhafte Sachverhalt ist im Wesentlichen folgender: Don Carlos fiel am 9. Mai 1562, damals siebenzehn Jahre alt, in seinem Palaste so unglücklich eine Treppe herab, daß man ihn ohne Bewußtsein aufhob; am Kopfe und Rückgrat zeigten sich ernste Verletzungen, die eine lange gefährliche Krankheit zur Folge hatten, während welcher Philipp seinen Sohn mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt pflegte. Eine Schädel-Operation rettete dem Knaben zwar das Leben, aber sein Verstand blieb sichtbar geschwächt und sein ohnehin schon launenhafter Character wurde so reizbar und empfindlich, daß eine diplomatische Depesche jener Zeit mit nackten Worten meldete, „er besitze nicht mehr den vollen Gebrauch seiner geistigen Fähigkeiten und leide an Anfällen von Wahnsinn". Seine Wuth kehrte sich ohne Unterschied gegen die gemeinsten Leute wie gegen die hervorragendsten Persönlichkeiten des Hofes. So stieß er eines Tages mit seinem Dolche gegen den Herzog von Alba, der gerade zum Statthalter der Niederlande ernannt worden war, und ein anders Mal wollte er einen Handwerker erstechen, der ihm eine unbequeme Fußbekleidung geliefert hatte. Zuletzt brachte ihn der Wahnsinn so weit, daß er den entsetzlichen Entschluß faßte, seinen Vater zu ermorden. Mit einem französischen Ingenieur Louis de Foix, der die Bauten am Escurial leitete, schloß er enge Bekanntschaft und beauftragte ihn, ihm ein Buch herzustellen, das schwer genug sei, um mit einem einzigen Schlage einen Menschen zu Boden zu schmettern. Louis de Foix setzte ihm eines aus Steintafeln zusammen, die mit stählernen und goldenen Platten bedeckt waren, benachrichtigte aber

auf der Stelle den König davon, sobald er es dem Prinzen übergeben hatte. Auch entdeckte er Philipp, daß sein Sohn in seinem Zimmer sich mit den größten Vorsichtsmaßregeln umgebe, um weder bei Tag noch bei Nacht überrascht werden zu können. Vermittelst eines Flaschenzuges war er im Stande, von seinem Bette aus die Thür seines Zimmers ohne die Hülfe eines Bedienten zu öffnen oder verschlossen zu halten, außerdem begab er sich nie zur Ruhe, ohne unter das Kopfkissen einen bloßen Degen und Feuerwaffen zu legen. Solche Enthüllungen, die einen frühern Verdacht nur bestärkten, erfüllten Philipp mit tiefem Kummer; doch suchte er ihn noch geheim zu halten, als ihm neue und die niederschmetterndsten Mittheilungen von allen Seiten gemacht wurden. Die königliche Familie wollte das Weihnachtsfest des Jahres 1567 würdig durch den Empfang der h. Communion begehen; Don Carlos beklagte sich laut, daß sein Beichtvater ihm die Absolution verweigert habe, weil er nicht auf überlegte Rachepläne verzichten wolle. Damit nicht zufrieden ließ er mehrere Ordensleute kommen, um sie über diesen sonderbaren Gewissensfall zu Rathe zu ziehen; zuletzt begab er sich zu dem Prior des Dominikanerklosters in Atocha, Johann de Tobar, und stellte an ihn das Verlangen, daß man ihm, wenn es nicht erlaubt sei, am folgenden Tage die h. Communion zu empfangen, wenigstens vor dem Volke eine nicht consecrirte Hostie reiche, um ein öffentliches Aergerniß zu vermeiden, ein Verlangen, welches der Prior natürlich abschlug. Zu gleicher Zeit nahm er beträchtliche Geldsummen auf und traf eifrig Anstalten zu einer Reise. Als ihm dann Alles hinlänglich vorbereitet schien, eröffnete er sich Don Juan von Oesterreich über das geheime Ziel des Unternehmens, bei dem er ihn zum Verbündeten wollte. Es bezweckte dies aber nichts weniger, als den Aufständischen in den Niederlanden hülfreiche Hand zu leisten und im Verein mit ihnen eine selbstständige Regierung zu gründen. Don Juan verdankte Alles der brüderlichen

Liebe Philipp's II. Karl V. hatte ihm während seiner Regierung nicht die geringste Stellung gesichert, und nach seinem Tode nicht einmal das Geheimniß seiner Geburt hinterlassen. Diese Vernachlässigung war ohne Zweifel weniger einer Vergeßlichkeit zuzuschreiben als einer überlegten und vorsichtigen Politik, denn mehr als ein Mal hatte der Kaiser seinem Sohne Philipp den Rath gegeben, seinen natürlichen Bruder nur für die Kirche und ihre Würden allein erziehen zu lassen. Aber dieser Rath wurde vom Könige nicht befolgt und er selbst entdeckte Don Juan das Verhältniß, in welchem sie zu einander standen. Stets behandelte er ihn als seinen Bruder, und da er schon frühe ein entschieden militärisches Talent an ihm wahrgenommen, machte er ihn zum Oberbefehlshaber über seine Truppen, bezeugte ihm überhaupt ein solches Vertrauen, daß Don Juan von Dankbarkeit und der unbedingtesten Ergebenheit für ihn durchdrungen war.

Um Don Carlos auf andere Gesinnungen zu bringen, bot er darum allen Einfluß auf, den ihm ihre innigen Beziehungen sicherten; aber als seine Vorstellungen nichts fruchteten, benachrichtigte er selbst Philipp II. Dieser, dem die frühern Schritte seines Sohnes nicht unbekannt waren, sicher überdies, rechtzeitig einschreiten zu können, ließ den Dingen noch eine Zeit lang ihren Lauf, bis Carlos am 17. Januar 1568 an den Generalpostdirektor Ramond de Taxis die Weisung ergehen ließ, für die nächste Nacht acht Pferde in Bereitschaft zu halten.

Taxis, dem wie dem ganzen Hofe das Benehmen des Prinzen schon lange Verdacht einflößte, ließ sämmtliche Postpferde von Madrid wegbringen und begab sich in aller Eile nach dem Escurial. Da zögerte der König nicht länger, und in der folgenden Nacht wurde Don Carlos von dem Grafen de Lerma und Don Ruy Gomez in seinem Bette verhaftet, seine Waffen und Papiere ihm weggenommen. Philipp erschien darauf selbst in dem Zimmer seines Sohnes; als dieser seinen Vater eintreten sah, rief er

aus: „Ich bin verloren!“ und beschwor die Anwesenden, ihn auf der Stelle zu tödten. „Ich bin nicht gekommen, sprach Philipp, um Dich zu verderben, sondern Dich als Vater zu züchtigen und zu Deiner Pflicht zurückzubringen.“ Nach einem ernsten Verweis nahm er ihm dann seine bisherige Dienerschaft und ersetzte sie durch eine Wache.

Der König sah ein, daß ein solches Ereigniß nicht verborgen bleiben könne und darum sandte er auf der Stelle an alle Stände des Reiches die öffentliche Anzeige des Geschehenen, sowie der Maßregeln, die er für zweckmäßig und nothwendig gehalten hatte. Auch Pius V. setzte er davon in Kenntniß in folgendem Schreiben:

„Heiligster Vater! Nicht nur eine mir mit allen christlichen Fürsten gemeinsame Pflicht, sondern vor Allem die kindliche Unterwerfung, die ich Ihnen als gehorsamer Sohn mein ganzes Leben lang bezeigen werde, und die tiefe Ehrfurcht gegen den heiligen Stuhl lassen es mir geboten erscheinen, Ihnen als meinem Vater Rechenschaft abzulegen über meinen Wandel und das was mir Besonderes begegnet. Um dieser Pflicht mich zu entledigen, bringe ich zur Kenntniß Ew. Heiligkeit, daß ich meinen Sohn Carlos habe verhaften lassen. Sie werden über die dringende Nothwendigkeit, die mich zu diesem Schritte zwingt, urtheilen können, wenn ich Ihnen bemerke, daß ich mir dazu die äußerste Gewalt anthun mußte. Ich bin Vater, und ein Vater, der nicht gleichgültig gegen die Ehre seines Sohnes ist. Meine Regierung ist Ew. Heiligkeit und ganz Europa hinlänglich bekannt, um überzeugt sein zu können, daß ich diesen Entschluß nur nach reiflicher Ueberlegung gefaßt habe und erst dann, als ich mich durch das schlechte Betragen meines Sohnes dazu gezwungen sah, dessen böser Character alle Bemühungen, ihm eine gute und sorgfältige Erziehung zu geben, vereitelt hat. Ich habe alle möglichen Mittel an-

gewandt, um ihn von seinen lasterhaften Neigungen zu heilen und seine Ausschweifungen zu zügeln. Ich habe den Weg der Güte und Sanftmuth versucht, und, da ich mit Schmerz gesehen, wie Ew. Heiligkeit sich wohl vorstellen kann, daß alle Mittel nichts gefruchtet haben, so sehe ich mich genöthigt, mich seiner Person zu versichern, um zu versuchen, ob der Weg der Strenge ihn zu seiner Pflicht wieder zurückbringen könne. Es gereicht mir zum Troste, Ew. Heiligkeit davon Mittheilung zu machen, und ich hoffe, daß mein Verhalten Ihnen zeigen wird, daß ich bei diesem Schritte nichts anders im Auge habe als die Ehre Gottes, das Wohl meines Landes und die Ruhe meines Volkes; wo es sich um diese Dinge handelt, muß die natürliche Liebe zu meinem einzigen Sohne in den Hintergrund treten. Ich werde Sorge tragen, Ew. Heiligkeit von dem Erfolge in Kenntniß zu setzen; bis dahin bitte ich Sie, mich stets für Ihren gehorsamsten Sohn zu halten und zu Gott für mich um Erleuchtung und die Gnade zu flehen, in Allem seinen heiligen Willen zu erfüllen. Ich bete zu Gott, heiligster Vater, er möge Sie noch lange erhalten zum allgemeinen Wohle seiner ganzen Kirche."

Madrid, den 20. Januar 1568.*)

Don Carlos überließ sich unterdessen, anstatt sich zu bemühen, seinen Vater zu versöhnen, einer wahnsinnigen Verzweiflung. Unter dem Vorwande der strengen Jahreszeit zündete er ein gewaltiges Feuer an und stürzte sich in die Flammen; seine Kleider waren schon verbrannt, als seine Wächter noch rechtzeitig herbeieilten und ihn mit Mühe und Noth dem Tode entrissen. Da ihm dieser Versuch mißlungen war, wiederholte er ihn auf eine andere Art. Zwei Tage hindurch wies er jede Nahrung zurück und am dritten trank er eine solche Menge Wasser, daß abermals

*) Feuillet.

sein Leben in Gefahr war. Ein anderes Mal nahm er, nachdem er wiederum lange ohne jegliche Nahrung geblieben, eine so reichliche Mahlzeit zu sich, daß man glaubte, er werde ersticken. Eine solche unregelmäßige Lebensweise hatte eine ernste Krankheit zur Folge und seine gewöhnlichen Aerzte verließen ihn nicht mehr. Während derselben hatte der König einer besonderen Commission die Untersuchung der Papiere seines Sohnes und das Verhör der Zeugen übertragen; sie bestand aus dem Cardinal Espinoza, dem Fürsten Eboli und Don Diego Mugnatonez. Es handelte sich um Hochverrath, aber als das Urtheil gesprochen werden sollte, hielten die Richter inne. Daß Don Carlos schuldig war, konnte nicht geleugnet werden, und das Gesetz lautete auf Todesstrafe. Espinoza begab sich zum Könige und bat ihn, den Proceß unbeendet zu lassen und den Prinzen in steter Gefangenschaft zu halten. Allein Philipp antwortete, daß sein Gewissen eine solche Beeinträchtigung der Gerechtigkeit nicht gutheißen könne; er sei Gott für das Wohl der seinem Scepter unterworfenen Völker Rechenschaft schuldig, und er würde sich gegen seine heiligste Pflicht vergehen, wenn er nach seinem Tode über Spanien all das Unglück schweben lasse, welche die Existenz eines Fürsten leicht zur Folge haben könne, der alles gesunden Urtheils baar sei und sich von so verkehrten Neigungen fortreißen lasse. Indem er übrigens erwog, daß die Gesundheit seines Sohnes wenig Aussicht auf ein langes Leben gewähre, und man deshalb den Ausgang seiner Krankheit abwarten könne, befahl er, Carlos auf das Gefahrvolle seines Zustandes aufmerksam zu machen und ihm zu bedeuten, daß er an sein Seelenheil denken möge.

Ein Urtheil wurde also weder gesprochen noch geschrieben, und Don Carlos, der sein Uebel selbst für unheilbar hielt, ließ seinen gewöhnlichen Beichtvater Diego de Chaves kommen; am 21. Juli beauftragte er denselben, in seinem Namen den König um Verzeihung zu bitten. Philipp ließ ihm antworten, daß ihm

dieselbe vollkommen gewährt sei und er hoffe, daß seine Reue ihn auch bei Gott werde Barmherzigkeit finden lassen. Am nämlichen Tage noch ertheilte man ihm die letzte Oelung, worauf er seinem Secretär Martin de Gaztela seine Testament dictirte. Am 22. trat der Todeskampf ein; doch war er noch immer im Stande, die Ermahnungen und den Zuspruch Chaves' und seines ersten Beichtvaters, Suarez von Toledo, zu verstehen. Da ließ Philipp fragen, ob er nicht persönlich kommen könne, um seinem Sohne seinen Segen zu ertheilen. Die beiden Mönche befürchteten, daß der Anblick des Königs den Kranken, der ganz und gar mit seinen frommen Uebungen beschäftigt war, in zu große Unruhe versetzen könne, und dieser Grund bestimmte denselben wegzubleiben. Als er jedoch in der Nacht vom 23. auf den 24. Juli erfuhr, daß der letzte Augenblick des Prinzen herannahe, begab er sich in das Sterbezimmer; unter Thränen betrachtete er lange den Sterbenden und legte, ohne von diesem bemerkt zu werden, segnend seine Hand auf sein Haupt. Voll tiefer Bewegung zog er sich darauf zurück und Don Carlos verschied gegen vier Uhr Morgens, am 24. Juli 1568.*)

*) Vergl. hierüber außer den bedeutensten spanischen Geschichtsschreibern de Thou, welcher persönlich den Ingenieur Louis de Foix kannte. — Hanke, ein neuerer protestantischer Schriftsteller, (Geschichte der spanischen Monarchie, p. 139) schließt seinen Bericht hierüber mit folgenden Worten: „Es mag die Bemerkung genügen, daß Philipp das Unglück hatte, sich in einer Lage zu befinden, daß er von seinem Sohne entweder Alles zu befürchten hatte, oder daß er ihn ohne Gnade mußte hinrichten lassen." Llorente endlich, der in seiner Verkleinerung Philipp's II. bis zur Leidenschaft sich fortreißen läßt, Verfasser der Geschichte der spanischen Inquisition, sagt in Betreff Don Carlos': „Ich bin fest überzeugt, daß der Tod dieses Ungeheuers ein Glück für Spanien war."

Der Tod Alexis, des Sohnes Peters des Großen, wurde vom 18. Jahrhunderte weit philosophischer beurtheilt. So sagt Voltaire in seiner Geschichte Peter's des Großen, nachdem er der vortheilhaften Schilderung erwähnt, die ein Minister von dem Prinzen entworfen: „Die Nachwelt wird

Den Tod des Prinzen geheim zu halten, versuchte man nicht einen Augenblick. Mit allen seinem Range gebührenden Ehren wurde er bestattet, und die Stadt Madrid beging am 14. August öffentlich seine Todtenfeier.

Pius V. hatte Philipp II. auf sein Schreiben geantwortet, und wie wohl sein Brief uns nicht erhalten ist, darf man doch behaupten, daß er mit Wärme Milde und Gnade anempfahl. „Die bloße Nachricht von der Verhaftung des Prinzen, sagt der Geschichtsschreiber Pius' V., verursachte dem Papste nicht weniger Kummer als Erstaunen am ganzen römischen Hofe. Er nahm Theil an der Betrübniß des Vaters und beklagte das Unglück des Sohnes; er bat den König, noch keinen Entschluß zu fassen und erst den Weg der Güte und Sanftmuth zu versuchen, um den Prinzen zu seiner Pflicht zurückzuführen; er machte ihn auf die gefährlichen Folgen aufmerksam, die ein so außerordent-

---

richten zwischen einem Fremden, der nur obenhin den Character Alexis' beurtheilen kann, und einem Vater, der es für seine Pflicht hielt, die natürlichen Gefühle dem Wohle seines Reiches zum Opfer zu bringen .... Aus Allem was ich angeführt habe, scheint hervorzugehen, daß Peter mehr König als Vater war, und daß er seinen eigenen Sohn den Interessen des Gründers eines Staates und des Gesetzgebers zum Opfers brachte .... Beim Anblicke dieser Katastrophe schaudert ein gefühlvolles Herz zusammen, die Strenge aber billigt sie." Worin das Unrecht Alexis' bestand, wird von Voltaire in folgenden Worten berichtet: „Es war der Mißbrauch der Religion, es waren Priester und Mönche." Alexis wollte das Patriarchat den Neuerungen Peters des Großen gegenüber aufrechterhalten. Darum wird Peter vertheidigt und der Mord seines Sohnes gebilligt. Auf Don Carlos ruht der Verdacht, sich mit den niederländischen Empörern verbündet zu haben, welche die Oberhoheit Philipps und die katholische Religion bekämpften. Es ruht sogar der Verdacht auf ihm, daß er eine Verschwörung gegen das Leben seines Vaters angezettelt habe. Darum wird Philipp dem Fluche und der Verwünschung der Nachwelt preisgegeben. Das heißt die Fackel der Wahrheit durch die Finsternisse der Unehrlichkeit und des Aberglaubens tragen.

licher Schritt nach sich ziehen könne, den Makel, welche diese Verhaftung bei allen Nationen der Erde auf seine Ehre werfen werde, das Erstaunen seiner Unterthanen, welche, da sie die eigentliche Lage der Dinge nicht kännten und nur nach dem urtheilten, was sie mit eigenen Augen sähen, sein Verfahren tadeln, ihn der Grausamkeit beschuldigen und als einen Vater ohne Liebe für sein eigenes Fleisch und Blut ansehen würden, da er die Ehre seines einzigen Sohnes zu Grunde richte, als einen König ohne Eifer für das Wohl seines Staates, da er durch diese Haft den Erben seiner Krone, der eines Tages über sie herrschen solle, bürgerlich tödte.*)

Vierzehntes Kapitel.

Pius V. setzt Philipp II. von den Absichten der Moriscos in Kenntniß und wacht über die Verbreitung des Christenthums in der neuen Welt.

> Mysterium Christi quod aliis generationibus non est agnitum nunc revelatum est: gentes esse cohaeredes et concorporales, comparticipes promissionis Dei in Christo Jesu.
>
> Eph. III, 4. 5.

> Das Geheimniß Christi, welches den andern Geschlechtern nicht kund geworden, ist nun offenbar: daß die Heiden Miterben seien und Mitgenossen der Verheißung Gottes in Jesu Christo.

Nicht nur hatte Spanien seinen Antheil an dem Verhängniß, welches über den königlichen Häuptern lastete, auch in seinem

*) Feuillet, p. 225.

eigenen Innern trug es noch mehr als einen Keim des Verderbens. Der Fall Granada's im Jahre 1492 sollte den Islam auf der Halbinsel vernichten und die Juden, welche die Taufe nicht annehmen wollten, für vogelfrei erklären. Aber auf dem Wege des Gesetzes erzwungene Bekehrungen boten nur eine geringe Zuverlässigkeit und die Vermischung der verschiedenen Racen, weit entfernt, sich nach und nach zu bewerkstelligen, wurde von Tag zu Tag mehr als eine Chimäre erkannt.

Die Abkömmlinge der Juden, welche wegen scheinbarer Unterwerfung auf spanischem Boden geblieben waren, kehrten im Geheimen zum Judenthume zurück. Doch glaubte Pius V., daß ihre geringe Anzahl den Weg der Güte gestatte und erleichterte darum im Verein mit Philipp II. die gegen sie erlassenen drückenden Gesetze. Ein Breve vom 7. September 1568 versprach jedem, der wieder zum Judenthume zurückgekehrt war, wenn er aus eigenem Antriebe sein Verbrechen gestehe, die Absolution und Wiederaufnahme in die Kirche, ohne daß er sich einer andern als der kirchlichen Buße zu unterziehen habe.

Den Moriscos war Anfangs die Beibehaltung ihrer Gesetze, Richter, Gebräuche und ihrer Sprache gestattet worden, und der Bekehrungseifer der Katholiken beschränkte sich auf die Mittel der Ueberzeugung, aber man sah nach und nach ein, wie wenig wirksam diese waren. Unterjocht aber nicht unterworfen, erspähten sie die Gelegenheit wieder, die Offensive zu ergreifen, und eine Empörung brach im Jahre 1500 in den Alpujarras aus. Der Aufstand war bedenklich genug, um den König Ferdinand zu bestimmen, Castilien zu verlassen, und in eigener Person am Feldzuge gegen sie Theil zu nehmen. Sie wurden in das Gebirge zurückgeworfen, und da ihnen jede Verbindung mit bebauten Gegenden abgeschnitten war, brachte der Hunger sie bald zur Unterwerfung. Ein großer Theil schwor seine Religion ab oder doch zum Scheine und kehrte in das Unterthanen-Verhältniß zu

Ferdinand zurück; andere erkauften sich ihre Freiheit gegen ein Lösegeld, und spanische Schiffe brachten sie an die Küste Afrika's, namentlich nach der Stadt Oran.

Dies hatte zwei Uebelstände zur Folge, gegen welche Karl V. ziemlich nutzlos eine Menge Vorsichtsmaßregeln ergriff. Einerseits hegten die nach Afrika Verbannten die bittersten Gesinnungen gegen die spanische Nation, deren Feinden sie durch ihre Kenntniß des Landes manchen nützlichen Dienst leisteten; so zeigten sie z. B. mehr als ein Mal Seeräubern bei ihren Landungen an der spanischen Küste den Weg. Andererseits blieben ihre Stammesgenossen in Spanien insgeheim dem Koran treu, erzogen ihre Kinder in dem nämlichen Glauben und suchten die Christen dem ihrigen abwendig zu machen.

Pius V. konnte bei seiner allseitigen Wachsamkeit seinen Blick nicht auf den Zustand der spanischen Kirche richten, ohne die Gefahr zu bemerken, der sie in dieser Hinsicht ausgesetzt war.

Dieses Zusammenwohnen des Evangeliums und des Korans unter dem nämlichen Dache hatte zu jener Zeit für Viele eine Gleichgültigkeit zur Folge, die Anfangs der Masse der Bevölkerung zum Aergerniß gereichte, später aber ihren Weg in alle Klassen und Stände fand; die von den arabischen Stämmen bewohnten Provinzen waren leicht an der Lauheit der Christen zu erkennen, und Andalusien namentlich lieferte hiervon ein auffallendes Beispiel.

Unter dem gleichsam geheiligten Schutze, denen ihnen ihre Schwäche und das Unglück gewährte, erwarben sich die Moriscos leicht das Wohlwollen ihrer Herren, da ja auch ihre anscheinende Ergebung in die Fügungen des unabänderlichen Geschickes denselben keinen Anlaß zu irgend welchen Befürchtungen gab. Das Sinnliche in ihrer Gesetzgebung, das Ueppige in ihren Sitten war eine gefährliche Lockspeise für eine leicht erregbare, leidenschaftliche Nation, und der Reiz des Geheimnißvollen, der sich mit dem Geschicke dieses Volkes verband, trug nicht wenig dazu bei, das Ver-

führerische des Ganzen noch zu erhöhen. Sein Vaterland beschränkte sich nun auf den häuslichen Heerd, und gestattete man Jemand Zutritt zu diesem letzten Asyle, so trafen die leisen Klänge einer wehmüthigen Poesie, beredte Klagen über ihre jetzige Niedrigkeit und Armuth sein Ohr. Der Spanier, der dem Morisco unter den Ruinen verlassener Paläste, unter ihren noch die Spuren reicher Verzierung tragenden Hallen begegnete oder an den nun versiegten, ehedem so prachtvollen Fontänen im Schloßhofe, fühlte sein Herz sich erweichen, und diese unwillkührliche Rührung, dieses edle Mitgefühl erzeugte nicht selten strafwürdige Leidenschaften und geheimen Abfall vom Glauben. Außerdem boten die Besiegten dem Staate keine Bürgschaft für ihre Treue. Durch die Furcht in Schranken gehalten, bereicherten sie sich durch Handeltreiben, ohne daß sie dies aber jemals merken ließen; nie erwarben sie sich liegende Güter, zogen dagegen die Geldgeschäfte vor wie die Juden, an deren Stelle sie getreten waren.

Eine genaue, im Jahre 1563 vorgenommene Zählung der Moriscos ergab, daß im Königreiche Valencia neuntausend Familien lebten, deren durchschnittliche Kopfzahl sich auf fünf belief. Dies und das Murren der Inquisition hatte bereits die Regierung Philipps II. beunruhigt; als ihm nun noch in dieser Hinsicht vom Papste verschiedene Mittheilungen gemacht wurden, entschloß sich der König zu neuen Vorsichtsmaßregeln. Die außerordentliche Wachsamkeit, mit der Pius V. alle Bewegungen der Mohammedaner verfolgte, brachte ihn bald auf die Spur geheimer Verbindungen, welche sie fortwährend mit den Barbaren Afrika's unterhielten und die sich sogar bis nach Constantinopel erstreckten. Darum setzte er eilends Philipp II. davon in Kenntniß, und dieser konnte sich bald selbst überzeugen, daß die Mittheilungen des Papstes nur zu sehr auf Wahrheit beruhten. Demgemäß erschien unverzüglich ein Gesetz, das folgende Bestimmungen enthielt: 1) Innerhalb dreier Jahre haben sämmtliche Moriscos

die castilianische Sprache zu erlernen. Alle nach dieser Frist in arabischer Sprache geschriebenen Verträge sind nichtig. 2) Die Moriscos haben sich wie die Christen zu kleiden und die Frauen dürfen nur ohne Schleier ausgehen. 3) Bei ihren Hochzeiten und sonstigen festlichen Gelegenheiten müssen sie sich aller bei ihren Vorfahren üblich gewesenen Gebräuche und Belustigungen enthalten, sowie auch der nationalen Tänze und Gesänge. 4) Sie werden die arabischen Familien- und Vornamen ablegen, um dafür christliche anzunehmen. Die Bäder müssen in allen Häusern abgeschafft werden. 5) Sie dürfen keine Negersclaven mehr halten; letztere werden das Königreich verlassen.

Bestürzung ergriff die Moriscos, als dieses Gesetz erschien, und sie nahmen, da ihnen dies schon mehrere Mal geglückt war, auch jetzt wieder ihre Zuflucht zu Bitten und Vorstellungen. Franz Muley, einer der geachtetsten Greise dieser unglücklichen Stämme, wurde an den Präsidenten von Granada abgesandt und seine vor diesem gehaltene Rede selbst, eine treue Schilderung der zwischen beiden Völkern herrschenden Beziehungen, wird ohne Zweifel die Befürchtungen der Kirche rechtfertigen.

„Von weitem betrachtet, sprach er, erscheint es leicht, die Bestimmungen dieses neuen Gesetzes zu erfüllen, aber groß sind die sich entgegenstellenden Schwierigkeiten und ich werde sie Ew. Herrlichkeit aufzählen, damit sie sich eines armen Volkes erbarme und es bei Sr. Majestät in Schutz nehme. Das Kleid unserer Frauen ist kein maurisches Gewand, sondern ein der Provinz eigenthümliches. Die Türken kleiden sich nicht wie die Mauren und unter letzteren kleiden sich die Bewohner von Fez anders wie die von Tunis oder Marokko. Hätten die Söhne Mohammed's ein besonderes, ihnen eigenthümliches Kleid, so würde es überall dasselbe sein; aber das Kleid kennzeichnet nicht den Glauben. Unter den Christen herrscht eine große Verschiedenheit und Manchfaltigkeit der Trachten; so sind die, welche aus Egypten oder

Syrien kommen, wie die Türken gekleidet, nichts destoweniger sind sie Christen. Die, welche wir angenommen haben, ist anständig und kostet wenig. Es gibt Frauen, die sich für einen Ducaten kleiden; Brautgewänder vererben sich auf drei und vier Generationen. Was für einen Nutzen kann es also gewähren, daß man uns unserer Kleider beraubt? Heißt das nicht, die Goldarbeiter, Kaufleute und alle Handwerker zu Grunde richten, die sich ihren Unterhalt nur durch Anfertigung der Kleider, Fußbekleidung und Schmucksachen für die Moriscos erwerben? Wie soll das arme Weib, das sich kein langes Gewand, keinen prächtigen Mantel, keine Schuhe kaufen kann, das sich heute mit einem Hemde von gefärbter grober Leinwand und einem weißen Tuche begnügt, es anfangen, um sich zu kleiden? Warum sollen denn unsere Hochzeiten, unsere Festlichkeiten und Tänze, unsere Vergnügungen uns hindern, Christen zu sein, und wie kann man sie maurische Gebräuche nennen? Der Erzbischof sah es gerne, daß unsere Tänzer das allerheiligste Sacrament am Frohnleichnamstage und andern Feierlichkeiten begleiteten, wo ja alle Dörfer herbeiströmten und sich um die Ehre stritten, wer am besten und schönsten tanze. Feierte er auf seinen Rundreisen in den Alpujarras die h. Messe, so war es der Chor der Tänzer, welche dabei sang, und wandte er sich nach Beendigung derselben zum Volke, so sagte er anstatt «Dominus vobiscum» in arabischer Sprache Ybaraficoun, und so antworteten auch in derselben Sprache die Sänger."

„Verlangt man, daß die Frauen unverschleiert ausgehen, so heißt das nichts anders, als den Männern Gelegenheit zur Sünde geben, da die Schönheit sie leicht zur Leidenschaft hinreißt, und zu verhindern, daß die Häßlichen einen Gatten finden. Unsere Frauen verhüllen sich, damit man sie nicht kenne; es ist dies eine wohlanständige Sitte, wodurch viele Unordnungen vermieden werden. Darum verboten auch die katholischen Könige den Christen unter

strenger Strafe, maurischen Weibern auf der Straße den Schleier aufzuheben. Unsere alten Namen tragen wir zu dem Zwecke, damit die Leute sich unter einander kennen und die Familien sich nicht zersplittern und verlieren. Warum sollen die alten Erinnerungen sich verwischen? Faßt man die Sache näher in's Auge, so dienen sie im Gegentheil dazu, den Ruhm der Könige, welche dieses Reich erbaut haben, zu erhöhen. Das war auch ihre Absicht, sowie die des Kaisers. Darum sucht man noch den Alhambra zu erhalten als ein ehrendes Siegesdenkmal für die Eroberer. Und ist es mit mehr Nachtheil verbunden, daß wir Neger in unserm Dienst haben? Sind denn diese Menschen nicht zu Sclaven geboren?

„Was nun die arabische Sprache angeht, so bietet dieser Punkt die größte Schwierigkeit. Wie kann man Menschen ihre Muttersprache nehmen, in der sie geboren und aufgewachsen sind? Die Egypter, Syrer, die Bewohner von Malta und andere christliche Völkerstämme reden, lesen und schreiben in arabischer Sprache, und doch sind sie Christen wie Ihr. Auch wir wünschen, daß man die castilianische Sprache erlerne, aber es ist den Leuten nicht möglich. Wie viele gibt es in den Flecken und Dörfern, die nicht einmal ihre arabische Sprache können und dieselbe unter sich so verschieden sprechen, daß man schon beim ersten Worte erkennt, aus welchem Lande sie kommen. Wir sind an kleinen Orten geboren, wo nicht spanisch gesprochen wird, wo es Keiner versteht, mit Ausnahme des Pfarrers und Küsters. Und selbst der Pfarrer spricht immer arabisch. Möge darum Ew. Herrlichkeit die nicht verlassen, welche schwach und ohne Schuld sind; möge sie doch Seine Majestät eines Bessern belehren, damit sie uns vor so großen Uebeln bewahre*)."

Da solche Vorstellungen bei Philipp II. nichts fruchteten,

*) Louis Viardot, Histoire des Maures d'Espagne.

entschlossen sich die Morisco's noch ein Mal, zu den Waffen zu greifen, und der Aufstand wurde mit der größten Vorsicht, an die sie schon lange gewöhnt waren, vorbereitet. Vor ihrer Erhebung erwählten sie in aller Stille zu ihrem Könige einen jungen Abkömmling von der Familie der Omajjaden, von den Spaniern Fernando Valdor, von seinen Stammesgenossen Aben Humeya genannt. Nach Thou war er von grausamem, wildem Character und besaß als Anführer keine andere Eigenschaft, als eine große, verwegene Kühnheit. Vier Fahnen wurden nach den vier Weltgegenden hin vor ihm am Boden ausgebreitet; mit zur Erde gewandtem Gesicht legte er sich der Länge nach auf dieselben nieder und verrichtete ein stilles Gebet; darauf erhob er sich und schwur einen feierlichen Eid, das Gesetz Mohammed's bis zum Tode zu vertheidigen. Am Weihnachtstage 1568 bemächtigte er sich der Stadt Cadina im Herzen des Alpujarras, zwischen Granada und dem Ocean, und machte sie zum Mittelpunkt des Aufstandes. Die Moriscos hatten es auf nichts weniger als die vollständige Vernichtung ihrer Feinde abgesehen und gedachten, sich mit einem Schlage für eine achtzigjährige Unterdrückung zu rächen. Diese Eröffnung der Feindseligkeiten war darum eher ein Gemetzel als eine Schlacht zu nennen, und der in der dunklen Dezembernacht ausgebrochene Brand trug noch das Seinige zur Vernichtung der Christen bei. Granada, welches der Marquis de Mondejar mit wenigen Truppen besetzt hatte, verdankte nur dem plötzlichen Schmelzen des Schnee's und dem dadurch verursachten hohen Wasserstande seine Rettung.

Der gleichzeitige Aufstand der Niederlande hatte Spanien von seinen besten Soldaten entblößt, und so wurde der Marquis de Mondejar, dem Philipp den Statthalter von Murcia, Marquis de Velez, zu Hülfe gesandt hatte, lange im Schach gehalten. Sie hatten zwar die festen Plätze inne, allein ihre Gegner setzten sich im Gebirge fest; hier erhielten sie durch ihre Vertrauten in der

Ebene sichere und schnelle Kenntniß von allen Bewegungen der Spanier, so daß sie sich entweder der Verfolgung derselben leicht entzogen, oder unvermuthet über sie herfielen, sobald das Terrain der Art war, daß es einen Hinterhalt erfolgreich erscheinen ließ. Auch standen sie in Verbindung mit den Küsten des mittelländischen Meeres. Trotz des zwischen Tunis und Algier gerade ausgebrochenen Krieges erhielten sie mehrmals Verstärkungen von Afrika, und wäre es zwischen beiden Seeräuberstaaten zum Frieden gekommen, so hätte die ganze spanische Küste in der größten Gefahr geschwebt. Das befürchtete Philipp und deshalb berief er die Cortes nach Cordova, im Jahre 1569, um von ihnen Geld und Truppen zu verlangen. Don Juan von Austria, der zum Oberfeldherrn ernannt worden, erhielt Befehl, den Krieg mit äußerster Anstrengung zu führen, um ihn sobald als möglich zu Ende zu bringen, und „Don Juan, sagt ein alter spanischer Geschichtsschreiber, dem die Erinnerungen an die Siege seines Vaters es zur Pflicht gemacht hatte, eine gute Rechenschaft von sich selbst abzulegen", vollzog die Befehle Philipp's.

Die Moriscos waren mittlerweile Herrn über einen hinlänglich großen Landstrich geworden, um sich schon den Ausschweifungen des Sieges zu überlassen und sich um die Erstlinge desselben zu streiten. Aber Humeya erregte bald Eifersucht, Habsucht und Tyrannei wurden ihm zum Vorwurfe gemacht, und er fand seinen Tod durch Erdrosselung von der Hand seiner Waffenbrüder. Das Haupt der Verschwornen, Aben Abo, wurde tumultuarisch an seiner Stelle zum Könige ausgerufen. Don Juan verstand es geschickt, diese Unordnungen zu benutzen; er trieb die Moriscos vor sich her bis zum Fuße der Alpujarras, und nachdem er den Aufstand in seine ursprünglichen Grenzen zurückgedrängt hatte, bot er ihnen unter billigen Bedingungen die Verzeihung des Königs an. Friedensunterhandlungen wurden auch wirklich angeknüpft, und zu Anfang des Jahres 1570 überbrachte ein Abgesandter

Aben Abo's Don Juan die Fahne und den Säbel seines Herrn, die er ihm zum Zeichen seiner Unterwerfung zu Füßen legte. Aber kaum war dies geschehen als eine beträchtliche algerische Streitmasse, die in Spanien landete, Aben Abo seine allzu rasche Unterwerfung bereuen ließ. Er tödtete seinen Abgesandten bei dessen Rückkehr, indem er behauptete, er habe zum Abschluß des Vertrages keine Vollmacht gehabt, und nahm den Kampf von neuem wieder auf. Die empörten Spanier drangen nun mitten in das Gebirge hinein, verfolgten die zerstreuten Banden bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel und bemächtigten sich nach und nach aller Höhen, auf denen sie Verschanzungen anlegten. Bald auf's äußerste gebracht ergaben sich die Gefährten Aben Abo's einer nach dem andern auf Gnade und Ungnade, und er selbst wurde, da er sich den Spaniern nicht ausliefern wollte, von seinen eigenen Soldaten ermordet, die seinen Kopf an den Herzog von Arcos sandten*).

„Die wachsame Sorgfalt des Hohenpriesters im alten Bunde erstreckte sich nur auf die zwölf Stämme des Volkes Gottes, deren Namen er auf seiner Brust trug; allein die des heiligen Pius' V., sagt sein Geschichtschreiber, umfaßte alle in der ganzen Welt zerstreuten und durch das Blut Jesu Christi erkauften Seelen."

---

*) Eine vollständige Entwaffnung erschien nicht mehr als eine genügende Vorsichtsmaßregel gegen diese gefährlichen Unterthanen und so zwang man sie massenweise zur Auswanderung in die Provinz Estremadura, woselbst sie unausgesetzt und auf das schärfste überwacht wurden. Doch verzichteten sie nie auf ihre Hoffnungen, an denen sie hartnäckig festhielten, und als Philipp II. sich mit den Katholiken Frankreichs gegen Heinrich IV. verband, knüpften die Moriscos durch den Herzog de la Force Verbindungen mit den Huguenotten an. Endlich verbannte sie der Herzog von Lerma, der Alles vermögende Minister Philipps, für immer aus dem Königreiche, und ließ ihnen nur drei Tage Zeit, um die zu ihrer Einschiffung nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

Darum konnte der Papst nicht vergessen, daß ein neuer Welttheil der Herrschaft des spanischen Königs unterworfen war und daß Amerika nach der Kirche verlangte wie jedes Land, das nach der Civilisation und Freiheit strebt. Wir müssen bis zu den ersten Wirkungen des Christenthums zurückgehen, wenn wir die Aufhebung der Sclaverei Schritt für Schritt verfolgen wollen. Die weisesten heidnischen Philosophen hatten keine Vorstellung von einer Gesellschaft ohne Sclaverei. Mit der Taufe erhielten die Republiken sowohl wie die Monarchieen den ersten Begriff von Menschenwürde, und bei jedem weitern Schritte, den die geoffenbarte Gesetzgebung macht, sieht man in den Sitten und den staatlichen Einrichtungen die Achtung des Menschen vor dem Menschen allmählig mehr und mehr zu Tage treten und erstarken. Das göttliche Mitleiden, welches das Opfer eines Gottes als Lösegeld für die Menschheit verlangte, durchdrang auch das irdische Gesetz soweit eine Nachahmung desselben unserer beschränkten Aufopferungsfähigkeit möglich ist, und die kühnsten Ideen des Alterthums wurden mit einem Schlage von der gewöhnlichsten Praxis des Evangeliums übertroffen und über den Haufen geworfen. Indem das göttliche Gesetz alle Menschen gleich vor Gott erklärte, vernichtete es zuerst die entwürdigenden Theorieen, mit denen sich alle Einrichtungen des Alterthums befleckt hatten. Die erste Kirche erleichterte sodann das Loos der Sclaven, und bereits im Jahre 305 legt ein Canon des Concils von Elvira den Herrn, welche ihre Sclaven mißhandeln, eine Buße auf. Zu Ende des fünften Jahrhunderts entgeht der Sclave, wenn er auch der gröbsten Verbrechen schuldig, der Todesstrafe, wenn er sich in eine Kirche flüchtet; doch schließt dies Asylrecht keine vollständige Freisprechung und Straflosigkeit in sich. Die Kirche eröffnet also eine Freistätte dem Menschen, welchen das Gesetz der bürgerlichen Gesellschaft noch geknechtet hält, sie nimmt ihn auf in ihre Klöster, sie läßt ihn zum geistlichen Stande, selbst zu den höchsten Stufen

der christlichen Hierarchie zu, zerbricht den letzten Ring seiner alten Kette und ihr Kuß der Liebe verwischt auch das letzte Zeichen der Schande und Erniedrigung von seiner Stirne.

Das war die Geschichte der alten Welt und sie sollte sich in der neuen wiederholen.

Zu dieser Zeit, wo die Sucht nach Entdeckung die katholischen Nationen um die Wette nach unbekannten Ländern hinzog, hatte man einstimmig die Nothwendigkeit eines obersten Schiedsrichters anerkannt, und eine Theilung im Voraus schien das sicherste Mittel zu sein, die zu entdeckenden Länder vor den Gewaltthätigkeiten des ersten Entdeckers oder den maßlosen Ansprüchen späterer Ankömmlinge zu sichern. Spanien und Portugal verlangten vom heiligen Stuhle die Belehnung, und Alexander VI. zog zwischen beiden Mächten eine Grenzlinie, die, von einem Pole bis zum andern gezogen, das von ihr westlich Liegende den Spaniern, den Osten den Portugiesen zuertheilte. Die vom 3. Mai 1493 datirte Bulle enthielt, daß Ferdinand als Grund seines Begehrens ein brennendes Verlangen angebe, den christlichen Glauben auszubreiten, und daß dies den heiligen Stuhl bewogen habe, seine Zustimmung zu ertheilen. Demgemäß begleitete der Benedictiner P. Bueil aus Valladolid in der Eigenschaft eines apostolischen Vicars nebst noch zwölf andern Mönchen desselben Ordens die Expedition. Es ist bekannt, wie die weisen Vorsichtsmaßregeln leider nichts fruchteten, wie die ersten Schritte des Christenthums in der neuen Welt gehemmt wurden durch die Nachlässigkeit der spanischen Regierung, durch die Habsucht und Grausamkeit der Abentheuerer, die sich ohne Unterbrechung folgten. Columbus starb im Jahre 1506 mit gebrochenem Herzen, entkräftet durch Strapatzen und Krankheiten, die Frucht seiner Anstrengungen, außer sich über den elenden Zustand, in welchem er seine Eroberungen zurückließ. Pizzara wurde in Peru von seinen eigenen Officieren im Jahre 1541 ermordet. Fernando Cortez

unterwarf Mexiko und starb in Spanien in derselben kläglichen Lage wie Columbus. Die Kirche, welche bei diesen ungeheuern Unternehmungen nicht allein betheiligt war, konnte allein auch nicht alle die Leidenschaften unterdrücken, welche sich in jenen von jedem Mittelpunkte einer Regierung so entfernten Gegenden ungestraft befriedigen durften; aber sie half wenigstens so weit es in ihrer Macht stand. Las Cases, ein Missionär aus dem Dominicanerorden und ehemaliger Gefährte des Columbus, ist der glorreiche Heerführer der Kirche in diesem ersten Theile des Kampfes. Der Cardinal Ximenes verstand und unterstützte den eifrigen Apostel, dem man den populären Namen „der Freund der Wilden" gegeben hatte. Paul III. ernannte ihn zum Bischof von Chiapa und erließ im Jahre 1537 eine Bulle, welche die Indianer als vernünftige Wesen erklärte, die Anspruch hätten auf alle Rechte und Freiheiten des Christenthums*). Karl V. hörte gerne auf seinen Rath, und seinen Bemühungen sind zum großen Theil die Erlasse vom Jahre 1545 mit zu verdanken, von wo die eigentliche Gründung der spanischen Colonien datirt. Auch Philipp II. verkannte nicht den Ernst seiner Pflichten in dieser Hinsicht, und Las Cases, reich an Tagen und Verdiensten, starb im Alter von zwei und neunzig Jahren, im Juli 1566, nachdem er noch auf dem heiligen Stuhle einen Papst gesehen, der ihm an Eifer für die Sache des Evangeliums gleichkam.

Beim Regierungsantritte Pius V. waren schon weite Strecken in der neuen Welt von den Benedictinern, den Franziskanern und Jesuiten urbar gemacht worden. In den spanischen Colonien zählte man bereits eilf Bisthümer, und Mexico war im Jahre 1547 mit Zustimmung des Erzbischofs von Sevilla, bis dahin Metropolit des östlichen Indiens, zum Erzbisthum errichtet worden. Diese Diöcese allein erstreckte sich hundert und sechszig Meilen

*) Robertson IV, p. 50, Histoire d'Amérique.

weit von Süden nach Norden und an sechszig Meilen von Osten nach Westen. Allein die entstehenden Kirchen wurden noch fortwährend in Ausübung ihrer rechtmäßigsten Befugnisse gestört und beunruhigt und die Sendung eines apostolischen Nuntius erschien dem heiligen Vater unter solchen Umständen nicht als ein genügendes Heilmittel.

Zahllos waren die Schwierigkeiten, mit denen der Papst zu kämpfen hatte. Die Grausamkeit der Europäer und das schlechte Beispiel ihrer Sitten schadeten der Ausbreitung des Evangeliums mehr als die Unwissenheit oder der Widerstand der Indianer. Gerne und willig liehen diese den Predigten der Missionäre Gehör; aber so bald sie mit ihren Besiegern in Berührung kamen, wandten sie sich ab und sagten, daß eine solche Religion, zu der sich solche Menschen bekennten, nicht vom Himmel kommen könne. Da mußte man ihnen erklären, wie diese Christen zwar den wahren Glauben besäßen, aber die Werke desselben nicht übten. Die Belehrungen der Bischöfe richteten sich bald an die Verfolger, bald an die Unterdrückten, und häufig waren es letztere, welche sich für das Wort Gottes am empfänglichsten zeigten. Der Papst selbst richtete Schreiben an Philipp II. und Don Sebastian von Portugal, wie an ihre Vicekönige, um ihnen eindringlich ihre Pflichten vorzuhalten, die ihnen aus ihren Entdeckungen und Eroberungen erwuchsen. So schrieb er an den König von Spanien:

„An unsern in Jesu Christo geliebtesten Sohn!

„Da wir Kraft des uns, wiewohl unverdienter Weise, übertragenen Hirtenamtes, nicht nur denen unsere Sorgfalt schulden, welche bereits den heiligen Glauben angenommen haben, sondern auch denjenigen, welche zu ihm bekehrt werden können, wie die Völker Indiens, die unlängst dem Königreiche Spanien einverleibt worden sind, so gereicht es uns zur großen Freude, daß ein wahrhaft katholischer Fürst den

Wünschen unserer Vorgänger, glorreichen Andenkens, welche Ihren Vorfahren jenen zu unterwerfenden Erdtheil zugesprochen haben, bereitwillig entgegenkommt. Es ist Ihnen bekannt, daß diese Völker Ihnen anvertraut wurden unter der Bedingung, daß sie dafür Sorge trugen, in jenen Gegenden das Evangelium verkünden und den katholischen Glauben verbreiten zu lassen. Wiewohl nun Ew. Majestät hierin bereits einen solchen Eifer und eine solche Thätigkeit an den Tag gelegt hat, daß Sie eher Lob als Ermahnungen erwarten dürften, so dachten wir doch (nachdem wir sorgfältige Erkundigungen über die neuerwählten, sehr fähigen Statthalter eingezogen) es geziemte unserm Amte, Ew. Majestät zu veranlassen, diese Gelegenheit zu benutzen, um ihnen die ihrer Gewalt unterworfenen Völker auf das angelegentlichste anzuempfehlen, und ihnen namentlich einzuschärfen, für die Ausbreitung des Glaubens und das Heil der Seelen Sorge zu tragen. Zu dem Zwecke wurde von Anfang an dieser Erdtheil den Vorfahren Ew. Majestät zugestanden, damit Dank einer lobenswerthen Verwaltung der Statthalter, Dank auch den guten Beispielen der Verkündiger der christlichen Lehre das Joch des Herrn als süß und leicht anerkannt und angenommen werde. Mögen Jene, welche sie als zarte Pflanzen im Weinberge des Herrn hegen und pflegen, die Liebe zur christlichen Religion in ihnen entzünden und vermehren sollen, nicht als ihre Unterdrücker zu ihnen kommen; mögen sie mit einem Worte Alles vermeiden, was sie abstoßen und dieser Religion zu irgend welchem Schaden gereichen kann. Mögen die Indianer, welche noch nicht den Glauben Jesu angenommen haben, dazu mit Liebe und heiliger Geschicklichkeit gebracht werden. Möge auch Ew. Majestät sich davon überzeugt halten, daß durch die Ausbreitung der Religion auch ihre Herrschaft in jenen Ländern

sich ausbreiten wird und daß solche den Völkern und dem Glauben geleistete Dienste nicht nur in diesem Leben, sondern auch im jenseitigen belohnt werden."

Gegeben zu Rom, den 17. August 1568.

Dieses Breve war von einem Schreiben an den Cardinal Spinosa, Minister Philipp's II., begleitet, in welchem er mehr auf das Einzelne einging und nochmals wiederholte: „Suchen Sie es der Weisheit Seiner Majestät wohl begreiflich zu machen, daß diese Völker von zu drückenden Lasten befreit und so behandelt werden müssen, daß sie sich täglich freuen, ihre Götzen verlassen zu haben, um das milde Gesetz Jesu Christi anzunehmen. Wachen Sie auch mit ängstlicher Sorgfalt darüber, daß die Sitten und das Leben der ausgewanderten Christen jenen Gegenden zur Erbauung gereicht. So werden die Einen im Glauben befestigt und die Andern sanft und unmerklich zur Erkenntniß und Annahme der Wahrheit gebracht werden."

Ebenso erhielt auch der Vicekönig von Peru, Franz Tolet, zu wiederholten Malen Schreiben voll guter Rathschläge und Belehrungen vom heiligen Stuhle.

Fühlten nun die Missionäre selbst, daß ihnen unter den Anstrengungen und Mühseligkeiten ihres schwierigen Berufes der Muth zu entsinken drohte, und wandten sie sich dann klagend an den Papst, so verdoppelte er seine liebevollen Bemühungen, um sie wieder aufzurichten und ihre Kräfte zu stärken und zu verjüngen. So kam aus dem Innern von Hindostan ein Schreiben des Erzbischofs von Goa an Pius V., in welchem er ihm vertrauensvoll seine Noth klagte, und letzterer antwortete ihm darauf am 7. Oktober 1567 folgendermaßen:

„Was Ihre so rührende Bitte an uns betrifft, Ihnen die erzbischöfliche Last doch abzunehmen, indem Sie uns Ihre Leiden und Bekümmernisse schildern, so glauben wir nicht,

daß Ihr Wunsch erfüllt werden kann. Wohl beklagen wir Sie mit brüderlicher Liebe, wenn wir Sie in diesem Alter mit so vielen Mühseligkeiten beladen und so vielen Gefahren ausgesetzt erblicken, aber bedenken Sie mein Bruder, daß wir nur durch Trübsale zum himmlischen Vaterlande gelangen. Wir dürfen den Posten nicht verlassen, den uns der Herr angewiesen hat. Glauben Sie denn nicht, daß auch wir unter so vielen schweren Verpflichtungen, unter so vielen Sorgen und Bekümmernissen, mit denen wir unabläßig überhäuft sind, zuweilen sehr die Bürde des Lebens empfinden und daß dann unser früherer Stand uns verlockend erscheint? Doch haben wir den Entschluß gefaßt, das Joch, welches uns der Herr hat auferlegen wollen, nicht nur nicht abzuschütteln, sondern es auch muthig zu tragen, bis daß es ihm gefällt, uns von den Banden des Körpers zu befreien. Geben auch Sie darum solche Gedanken auf und fahren Sie fort, in diesem Amte, zu dem Sie gegen ihren Willen berufen worden, ihre Treue gegen den Herrn an den Tag zu legen."

Nicht zufrieden, die Repräsentanten der Christenheit, wer sie auch sein mochten, an ihre Pflicht zu erinnern, bemühte sich Pius V. auch in der ganzen katholischen Welt die erhabenste Begeisterung für die Sache des Glaubens wach zu rufen oder sie noch mehr zu entflammen. Eine innige Harmonie herrschte zwischen dem Haupte der Kirche und ihren Gliedern gerade zu dieser Zeit, wo sie am meisten geschmäht und gelästert wurden, und wir können es uns nicht versagen, ein schönes Beispiel davon anzuführen.

„Der P. Azevedo, sagt dessen Lebensschreiber Beauvais, sehnte sich voller Ungeduld nach dem Augenblicke seiner Abreise (nach Brasilien), aber der P. General der Jesuiten wollte ihn vorher noch dem Papste vorstellen, um für ihn und die Missionen den apostolischen Segen zu verlangen. Der heilige Pius V. saß damals auf dem Stuhle Petri; er hatte schon von dem Rufe des

P. Azevedo gehört; seine Verdienste und sein Name waren berühmt in Rom und er wurde vom heiligen Vater mit Beweisen besonderer Hochschätzung empfangen; als er ihm aber seine Absicht zu erkennen gab, nach Brasilien zurückzukehren und eine bedeutende Anzahl evangelischer Arbeiter dahin mitzunehmen, um der jungen Christenheit eine neue Unterstützung zu bringen, erhob der Papst die Augen zum Himmel und pries Gott, daß er in seiner Barmherzigkeit solche Männer zur Verherrlichung seiner Kirche erweckt habe. Von den lebhaftesten Gefühlen der Freude und Bewunderung durchdrungen, ertheilte er Azevedo seinen Segen für ihn und alle diejenigen, die ihn zu begleiten wünschten. Der Pater hatte dem h. Franziscus Borgia seine Absicht zu erkennen gegeben, die h. Jungfrau als die Beschützerin seines Unternehmens zu erwählen und durch eine ganz besondere Hingabe an sie seine Mission ihrer Obhut anzuvertrauen. Zu dem Zwecke wünsche er eine Copie ihres der Legende nach vom h. Lucas gemalten und in der Kirche von Maria Maggiore verehrten Bildes mitzunehmen. Es war nicht leicht, diese Gunst zu erlangen und nie war sie Jemanden zu Theil geworden. Doch kaum hatte der Papst durch Franz Borgia den frommen Wunsch des Paters Azevedo erfahren, als er ihm auf der Stelle die Erlaubniß ertheilte, von diesem verehrungswürdigen Bilde nicht nur eine Copie zu nehmen, sondern so viele als er wolle. Das geschah denn auch, und eine derselben wurde für eines der Häuser des Ordens in Rom zurückbehalten; es ist jene, welche sich noch heute im Noviziate vom h. Andreas befindet. Nachdem er noch manche andere Beweise des Wohlwollens vom heiligen Vater erhalten, verließ nun Azevedo, ausgestattet mit allen möglichen Vollmachten, Rom im Jahre 1569."

Unterwegs eine große Zahl von Gefährten sich beigesellend reiste Azevedo durch Spanien, um sich in Portugal einzuschiffen. „Es war ein höchst erbaulicher Anblick, fährt sein Lebensbeschreiber fort, diese herrliche Schaar zu Fuße daher kommen zu sehen, mit

dem Pilgerstabe in der Hand, jeden Tag eine weite Strecke zurücklegend, um so bald als möglich zum Orte ihrer Einschiffung zu gelangen, nur von Almosen lebend und vertrauensvoll die größten Strapatzen ertragend. Bei ihrer Ankunft in Lissabon fanden sie ein anderes Häuflein von Missionären, die ihnen vorangeeilt waren und sie hier erwarteten; im Ganzen waren es ihrer jetzt neun und sechszig."

Da die Abreise nicht auf der Stelle stattfinden konnte, zogen sie sich in ein Haus ihrer Gesellschaft jenseits des Tajo zurück. „Den ganzen Morgen, erzählt unser Berichterstatter weiter, verbrachten sie unter frommen Uebungen: Gebet, die h. Messe, gegenseitige Ermunterungen, geistliche Lesung und Gewissenserforschung wechselten mit einander ab. Nach der Mahlzeit beschäftigten sie sich zu ihrer Erholung mit Handarbeiten, weniger in der Absicht, dadurch die Gefühle der Verachtung der Welt und ihrer selbst in sich lebendig zu erhalten, als sich Fertigkeiten anzuzeigen, wodurch sie sich dem Nächsten nützlich machen konnten. Bald gingen sie in den Wald, um den nöthigen Holzbedarf zu sammeln, den sie dann auf ihren Schultern nach Hause trugen, bald gingen sie im Dorfe von Thür zu Thür Brod und andere Lebensmittel betteln, wie die christliche Liebe der Bewohner sie ihnen bieten konnte. Wiewohl der Pater Azevedo sich eine Ehre und eine Pflicht daraus machte, bei solchen mühevollen oder demüthigenden Verrichtungen immer an ihrer Spitze zu sein, so unterließ er es dabei doch nicht, täglich eine bestimmte Zeit auf gemeinsame Belehrungen zu verwenden. Seine Ermahnungen hatten dabei immer die Liebe zum Leiden und die Uebung der einen oder der anderen Tugend zum Gegenstande. Alle hörten ihm mit jener Ehrfurcht zu, welche ihnen die Achtung vor seiner Tugend einflößte, und sie fühlten sich durch diese Ansprachen stets zu neuer Liebe gegen Gott entflammt und auf's neue von dem Wunsche beseelt, für die Verherrlichung seines Namens zu sterben, so daß der kluge Führer

ihrem Eifer in körperlichen Bußübungen manchmal Grenzen ziehen mußte, an deren Stelle er die Abtödtung des Willens und des innern Menschen empfahl. Keiner hatte ein Bett; die nothwendige Ruhe fanden sie auf einigen Reisigbündeln, die sie im Walde gesucht hatten."

Das einfache Kreuz, an dessen Fuße sie sich zu versammeln pflegten, wurde nach ihrem Martyrium ein Gegenstand inniger Verehrung, die Stücke desselben unter verschiedene Häuser des Ordens und die königliche Kapelle von Lissabon vertheilt. Da wo es gestanden, errichtete man ein anderes von Marmor, das noch heute „Kreuz der Martyrer" heißt. Natürlich sollte man denken, dieser glorreiche Name sei ihnen zu Theil geworden, weil sie bei den Wilden für Christus den Tod erlitten, allein leider waren es Christenhände, die ihr edles Blut vergossen.

Unter dem Schutze eines nach Brasilien segelnden Geschwaders von sechs Schiffen, welches Vasconcellos befehligte, schiffte sich Azevedo auf einem Kauffahrteischiff, dem „St. Jagos", ein und erreichte glücklich die erste Ruhestation. Da Vasconcellos sich zu einem längeren Aufenthalt auf der Insel Madeira genöthigt sah, trennte sich der Kapitän des Kauffahrers von dem Geschwader, um Waaren nach Palma zu bringen. In denselben Gewässern kreuzte um diese Zeit Jacob Sourie mit fünf Corsarenschiffen. „Er war Franzose, gebürtig aus Dieppe, sagt der Lebensbeschreiber Azevedo's, ein hartnäckiger Anhänger der Lehre Calvin's und von der Königin von Navarra zum Vice-Admiral ernannt worden." De Thou und Lamotte-Fénelon geben ihm den Namen Sores. Bald allein, bald mit Winter, dem Admiral Elisabeth's, vereinigt, hatte er den Auftrag, über die portugiesischen und spanischen Geschwader in den amerikanischen Gewässern herzufallen, wenn sie ihm an Zahl und Stärke nicht gewachsen seien. So begnügte sich der Protestantismus nicht, die Kraft Europa's zu schwächen und die großen Bewegungen,

welche die früheren Jahrhunderte verherrlicht hatten, zu lähmen, er widersetzte sich auch auf's entschiedenste den Katholiken in ihren Bestrebungen und Bemühungen, die neue Welt geistig umzugestalten und ihr die Segnungen des Christenthums und der Civilisation zu bringen. Der katholische Missionär hatte in den Wildnissen von den Indianern und wilden Thieren weniger zu befürchten, als von diesen erbitterten und unversöhnlichen Kämpfern der neuen evangelischen Lehre.

P. Azevedo war mehrfach gewarnt worden, auf seiner Hut zu sein, allein er achtete nicht darauf. Als der Kapitän des St. Jago die Flagge von Navarra erkannte, beschloß er, obgleich er über nur etwa fünfzig ziemlich schlecht bewaffnete Soldaten verfügen konnte, den Feind tapfer zu empfangen. Azevedo heftete eines jener Bilder der allerseligsten Jungfrau, die er vom Papste erhalten, an den Hauptmast und theilte seine Missionäre in zwei Abtheilungen; die einen sollten Hymnen singen, die andern für die Verwundeten Sorge tragen, er selbst begab sich sodann an eine Stelle, wo er von allen gesehen werden konnte, um die Kämpfenden zu ermuthigen und, wie er hoffte, als der erste zu fallen.

Sourie, auf seinem stärksten Schiffe heransegelnd, dachte nur geringen Widerstand zu finden. Aber die Bemannung des St. Jago war durch das Beispiel der Missionäre in ein solches Feuer gerathen, daß sie den ersten Angriff zurückschlugen und der Corsar sich genöthigt sah, die Ankunft der übrigen Schiffe abzuwarten, um sich seiner Beute zu bemächtigen. „Muth, meine Brüder, rief Azevedo aus, in dem Augenblicke, wo die Calvinisten sich an Bord des gekaperten Schiffes stürzten, laßt uns unser Leben für Jesu Christi dahingeben, der ja zuerst für uns gestorben ist.“ Und ein Zeichen gebend, die Waffen niederzulegen, ging er ruhig der mordgierigen Rotte entgegen.

„Die Corsaren, fährt der Lebensbeschreiber fort, erkannten ihn als denjenigen, den sie während des Kampfes den katholischen

Glauben mit lauter Stimme verherrlichen und Jeden glücklich preisen gehört hatten, der für ihn sterben würde. Da sie außerdem noch bemerkten, daß er das Haupt der übrigen Missionäre sei, war es sogleich beschlossene Sache, daß er als das erste Opfer fallen müsse, und ein gewaltiger Säbelhieb streckte ihn zu Boden. Wie wohl tödtlich getroffen, hatte er doch noch so viel Kraft, um auszurufen: „Ich rufe die Engel und Menschen zu Zeugen, daß ich in der heiligen Kirche sterbe und daß ich von Herzen gerne für ihre Lehre mein Leben dahingebe.“ Dann einen Blick inniger Liebe auf seine vom tiefsten Schmerze ergriffenen Gefährten werfend, sprach er zu ihnen mit sterbender Stimme: „Freut Euch mit mir, meine theuren Kinder, über mein glückliches Loos und hoffet ein ähnliches für Euch; über ein Kleines werdet Ihr mir folgen. Heute noch, so Gott will, werden wir uns alle im Himmel wieder sehen.“ Als die Barbaren seinen Händen das Bild der allerseligsten Jungfrau entreißen wollten, hielt er es so fest, daß sie, erschrocken über diese Art von Wunder, davon abstehen mußten, und müde der wiederholten unnützen Versuche, ihm seinen kostbaren Schatz zu nehmen, stürzten sie ihn noch lebend zusammen mit dem Bildniß in's Meer.“

Die Gefährten Azevedo's starben unter den manchfaltigsten und grausamsten Martern. Es befand sich unter denselben ein junger Piemontese von vornehmer Abkunft, Simon de Costa, den die Calvinisten Anfangs am Leben zu lassen gedachten, um ein hohes Lösegeld für ihn zu bekommen; da er aber inständig bat, ihn doch auch des Martyriums theilhaft zu machen, wurden sie ärgerlich und tödteten ihn wie die übrigen. Durch eine besondere Fügung der Vorsehung entging Johann Sanches, wiewohl Jesuit und Priester, der auf dem Schiffe das Amt eines Koches versah, dem allgemeinen Gemetzel. Sein Zeugniß, sowie das einiger zur Bemannung des Schiffes gehörenden Portugiesen diente später zur authentischen Feststellung dieser traurigen Vorgänge.

Der h. Franziscus Borgia fürchtete, dem Ruhme der Martyrer Eintrag zu thun, wenn er die für die übrigen Verstorbenen der Gesellschaft Jesu üblichen Gebete abhalten lasse; wenigstens wollte er hierin nichts thun, ohne den Papst um Rath gefragt zu haben. Pius V. erhob bei der Nachricht von diesem glorreichen Tode die Augen mit dem Ausdrucke innigster Dankbarkeit zum Himmel und pries den Herrn, daß er in den Tagen seines Pontificates die Palmen wieder sprossen lasse, welche die ersten Jahrhunderte der Kirche geziert hatten. Sich dann zu Franziscus Borgia wendend rief er aus: „Anstatt für sie zu beten wollen wir uns ihrem Schutze und ihrer Fürsprache empfehlen, es sind wahrhafte Martyrer!"

Fünfzehntes Kapitel.

Pius V. ermahnt Philipp II. vergebens, sich persönlich nach Flandern zu begeben. — Seine Bemühungen, die Bekehrung der Irrgläubigen zu erleichtern, und Verurtheilung der Irrthümer des Bajus.

> Multum mortalibus Divinitas largita est, quibus fidem contulit et scientiam non negavit: huic fidei ideo scientiam copulamus.
>
> Gott hat den Sterblichen ein kostbares Geschenk gegeben, indem er ihnen den Glauben verlieh und die Wissenschaft nicht versagte; verbinden wir darum mit dem Glauben die Wissenschaft.

Die spanische Macht, die sich im Süden in ihrer ganzen Größe und Freiheit entfaltete, bot im Norden eine leicht verwund=

bare Seite dar. Das protestantische Holland, Preußen, Hannover und die Schweiz umschloßen ringsum die Niederlande und konnten es nicht unterlassen, den Versuch zu wagen, sie der Herrschaft Philipp's II. zu entreißen. Dadurch würde von dem Bollwerke, das bis dahin noch keine Bresche zeigte, der erste Stein losgelöst worden sein, und Philipp konnte darauf zählen, daß der Feind in Bälde daselbst erscheinen werde, eine Vermuthung, die sich in der That sehr rasch bestätigte.

Paul IV. hatte neue und zahlreiche Bisthümer in Flandern errichtet, worüber sich die Einwohner aus verschiedenen Gründen beschwerten. Bei dieser neuen Circumscription wurde der Cardinal Granvella zum Erzbischofe von Mecheln mit der Eigenschaft eines Primas ernannt. Die Erzbischöfe von Rheims, Trier und Cöln sahen sich dadurch verschiedener Privilegien beraubt und die Diöcesen Münster und Lüttich wurden beträchtlich verkleinert. All' dies rief nach den verschiedensten Seiten große Unzufriedenheit hervor. Die Geistlichkeit klagte über verletzte Rechte, das Volk fürchtete die Einführung der spanischen Inquisition, den zum Protestantismus Hinneigenden wollte eine strengere Ueberwachung und eine ausgedehntere geistliche Gewalt nicht gefallen, der Adel war eifersüchtig auf den Cardinal Granvella, der sich aus niedrigem Stande zu den höchsten Aemtern in Staat und Kirche, selbst bis zum ersten Minister der regierenden Erzherzogin Margaretha von Parma emporgeschwungen hatte.

Die Entfernung Granvella's im Jahre 1564 und die Erklärung, daß die Inquisition in Flandern nicht eingeführt werden solle, bezeichnen das erste Mißlingen der Politik Philipp's und die ersten Versuche der protestantischen Parthei. Letztere gab in einer an Margaretha von Parma gerichteten Beschwerdeschrift sogar unumwunden die Absicht zu erkennen, nöthigenfalls mit bewaffneter Hand sich die Gewährung ihrer Forderungen zu erkämpfen, und verlangte die Aufnahme des Prinzen von Oranien,

der Grafen Egmont und Hoorn in den Rath der Statthalterin. Nichts konnte geeigneter sein als ein solcher Schritt, die Treue dieser Edelleute, welche so öffentlich als Partheiführer aufgestellt wurden, verdächtig erscheinen zu lassen. Auch fand es der Prinz von Oranien gerathen, sich hierauf unverweilt nach Deutschland zu begeben, wo er Truppen warb und Alles zu einem baldigen Feldzuge vorbereitete. Den Grafen Egmont hatte er zu bewegen gesucht, ihm ebenfalls dahin zu folgen, allein dieser, weniger erfahren und entschlossen, oder auch weniger schuldig, zog sich unter dem Vorwande, seine Privatangelegenheiten in Ordnung zu bringen, nach Breda zurück und bestimmte auch den Grafen Hoorn zum Bleiben.

Eher als die Partheihäupter es wohl wünschten, brach im August 1565 in den Provinzen Brabant, Holland, Seeland, Geldern, Friesland ein furchtbare Bilderstürmerei los. In wenigen Tagen waren allein in Flandern und Brabant über 400 Kirchen geplündert und verwüstet, vor Allem aber hatte die Kathedrale von Antwerpen viel gelitten; eben so wenig wurden die Klöster verschont.

Als Pius V. von diesen Vorgängen Kunde erhielt, erkannte er auf der Stelle den Character, die Ursache und den Zweck derselben, und ertheilte seinem Nuntius am spanischen Hofe die Weisung, den König auf das Ernste der Lage aufmerksam zu machen. Vor Allem sollte er darauf dringen, daß derselbe die schleunigsten Maßregeln ergreife und sich persönlich nach den Niederlanden begebe, um durch seine Gegenwart das Feuer, welches noch nicht zum vollen Ausbruche gekommen war, um so leichter und sicherer zu ersticken. Aber Philipp II. hatte oft seinen Vater Karl V. getadelt, daß er zu leicht überall sich persönlich hinbegebe und dadurch seiner Würde Eintrag thue, ja zuweilen sein Leben in Gefahr bringe. Es geschah bei ihm nun aus Grundsatz sowohl wie aus natürlicher Neigung, daß er seinen Aufenthalt nicht

veränderte, und die Bitten des Nuntius vermochten solchen zum Gesetze erhobenen Gewohnheiten gegenüber nichts. Sich einen bessern Erfolg von einem directen Versuche versprechend, schrieb Pius V. an ihn persönlich, um ihn auf die Folgen einer solchen Nachlässigkeit aufmerksam zu machen und ihm seinen Schmerz darüber zu erkennen zu geben:

„Ew. Majestät, sagt er am Schlusse seines Schreibens, hat es noch in der Gewalt, diese Provinz zu retten, geht sie aber säumig und lässig zu Werke, so wird bei dem gegenwärtigen Stande der Angelegenheiten jedes Heilmittel zu spät sein. Kommen Sie wenigstens nach Mailand; dort werden sie mit mehr Muße die Reise nach Flandern besprechen können und bis diese beschlossene Sache ist, wird schon das Gerücht von Ihrer Ankunft allein die Aufständischen in ihren Plänen stören und die Treugebliebenen auf's neue ermuthigen. Gebe Gott, daß Ew. Majestät doch so klar wie wir das Verderben erkännten, welches hereinzubrechen droht, wenn Sie nicht rechtzeitig Gegenmaßregeln ergreifen."

Der Papst scheute sich selbst nicht, eine drohende Sprache zu reden und ließ Philipp kund thun, daß eine Bulle, welche seit den Zeiten der Kreuzzüge den Königen vermittelst Dispens gestattete, einen bedeutenden Theil von den kirchlichen Zehnten zu erheben, in Spanien nicht publicirt werden dürfe, bis er sich wirklich nach den Niederlanden begebe, um dort die Religion zu vertheidigen. Zugleich wurde der Erzbischof von Sorrento, Julius Panesio, ein Prälat von hervorragender Frömmigkeit und großer Erfahrung, als außerordentlicher Nuntius nach Flandern gesandt, um sich über den Zustand des Landes genau zu unterrichten.

Philipp blieb trotz der wiederholten Bitten und Ermahnungen des heiligen Vaters in Madrid; nach den Niederlanden schickte er den Herzog von Alba mit zehntausend Mann der besten Truppen aus Italien. Da diesem hier der Militärbefehl übertragen worden

und er ohne Vorwissen der Statthalterin Margaretha von Parma die Grafen Egmont und Hoorn, einen Bürgermeister und noch Andere von der protestantischen Parthei verhaften ließ, fühlte sich diese darüber so verletzt, daß sie um ihre Entlassung bat, welche sie auch ohne weiteres erhielt; sie verließ Brüssel zu Anfang des Jahres 1568.

Die oberste Gewalt gehörte von nun an ausschließlich Alba an; sein strenger Character, die Verletzung mancher dem Volke gewährleisteter Freiheiten machten ihn demselben auf's höchste verhaßt, so daß selbst viele Gutgesinnten auswanderten. Der Kampf zwischen den Partheien entfernte sich immer mehr von seinem eigentlichen Ausgangspunkte und artete zuletzt in einen erbitterten Kampf zwischen der vlämischen Nationalität und der spanischen Unterdrückung aus.

Pius V. konnte da nicht müßig zusehen, wo die Katholiken gegen die Protestanten unter den Waffen standen. Während er in Italien, um erstern zu Hülfe zu kommen, Freiwillige warb, sandte er der belgischen Kirche die nothwendigen Dispensen, um alle Förmlichkeiten abzukürzen, welche die Wiederaufnahme reuiger Häretiker in die Mutterkirche verzögern konnten, indem er selbst den einfachen Priestern die Vollmacht zur Absolution von dem Verbrechen der Häresie ertheilte. Ein Brief des Herzogs Alba an den heiligen Vater, vom Jahre 1569 datirt, dankt ihm für seine väterliche Sorgfalt in folgenden Worten:

„Die Zahl derer, welche die Gnade Ew. Heiligkeit benutzen, ist so groß, daß es nach einer mir von den Bischöfen und Gouverneuren zugesandten Zuschrift fast unmöglich ist, sie zu zählen. Jedermann, heiligster Vater, bewundert den liebenden Eifer Ew. Heiligkeit, mit welchem Sie für das Wohl der Völker und ihre geistigen Bedürfnisse sorgen, mit welchem Sie dieselben in Ihren Gebeten Gott anempfehlen. Die neuen Bischöfe entledigen sich ihrer Obliegenheiten auf

eine so erbauliche Weise, daß man wohl erkennt, daß sie von Ihrem apostolischen Geiste belebt sind und pünktlich die Vorschriften Ew. Heiligkeit befolgen.“

Indessen entzogen die sich allmählich kriegerischer gestaltenden Ereignisse in Belgien nach und nach immer mehr dem Einflusse des heiligen Stuhles, da die Empörung sich direct gegen die spanische Herrschaft richtete und so einen ausschließlich politischen Character annahm. Darum tritt auch die Thätigkeit Pius' V. nach dieser Seite hin ganz zurück.

Es ist dies ein Umstand, der bei der Beurtheilung der Ereignisse des sechszehnten Jahrhunderts überhaupt zu wenig beachtet wird. In der Regel bezeichnet man als Religionskrieg jede Feindseligkeit zwischen Irrgläubigen und Katholiken und macht die Religion für das vergossene Blut verantwortlich, während sie oft beiden Theilen als Schlagwort diente, um die Massen leicht in Bewegung zu setzen. Es soll damit nicht gesagt sein, daß es im sechszehnten Jahrhunderte keinen Religionskrieg gab. Aber zu oft findet man ihn da, wo er nicht vorhanden ist, und unterdessen unterläßt man es, ihn dort zu verfolgen, wo er in Wahrheit stattfand. Allerdings war das sechszehnte Jahrhundert ein Jahrhundert der Religionskriege, aber den wirklichen Religionskrieg führt die Kirche nur auf dem Gebiete des Glaubens und des Geistes. Er brach aus zwischen Luther und Leo X., wurde fortgesetzt zwischen den verschiedenen Secten des Lutherthums und den Vätern des Concils, dauert noch heute fort, ja droht schlimmer zu werden, und sein Ende könnte nur derjenige voraussehen, welcher den jüngsten Tag der Menschheit kennen würde. Ein solcher Krieg hatte in Flandern neben dem von Alba geführten statt und in ihm können wir die persönliche, erhabene und milde Thätigkeit Pius V. betrachten.

Die Niederlande zählten viele Universitäten und die zu Löwen war vor allen berühmt. Sie besaß nicht weniger als vierzig

Studienhäuser, die nach und nach von frommen und mildthätigen Menschen gegründet worden und in welchen die Studirenden ohne Unterschied des Ranges und der Nation unentgeltlich aufgenommen wurden. Michael Bajus, geboren im Jahre 1513 zu Melin, hatte hier seine Ausbildung erhalten und wurde im Jahre 1551 Professor der Exegese. Von jeher hatte die Universität Löwen in innigem Verkehr mit dem heiligen Stuhle gestanden und war berühmt wegen ihres Eifers, mit dem sie die protestantischen Doctrinen bekämpfte; auch Bajus studirte mit großem Fleiße die häretischen Werke, ließ sich aber allmählig von dem Reiz der Neuheit zu sehr bestechen und gewinnen. Diese ersten Symptome entgingen nicht dem erfahrenen Auge des Universitätskanzlers Ruard Tapper; allein seine Warnungen wurden nicht beachtet. Die Freundschaft, welche Bajus mit dem nicht weniger freisinnigen Johann Hessels oder Johann von Löwen schloß, konnte ihn nur in seinen irrigen Ansichten bestärken, und die Frucht ihrer gemeinschaftlichen Arbeiten war ein neuer Lehrplan, den sie zu veröffentlichen und mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu verbreiten beschlossen. Die Gelegenheit, mit ihren Neuerungen öffentlich hervorzutreten, bot sich ihnen bald.

Petrus Soto, ein berühmter Dominicaner und Professor der Theologie zu Dillingen, war durch die Lehre Luther's, daß der Mensch keinen freien Willen habe, stutzig geworden. Das Concil von Trient hatte bereits diesen Gegenstand behandelt und zu Gunsten der menschlichen Freiheit entschieden, aber Soto fühlte sich noch nicht vollkommen überzeugt. In der Betrachtung und Erforschung des Dogma's grau geworden, gewohnt, den Irrlehrern Schritt für Schritt das Terrain streitig zu machen, war er nicht der Mann, der in einer solchen Frage im Dunkeln und Ungewissen bleiben mochte; noch weniger fühlte er sich geneigt, eine neue Fackel der Zwietracht unter seinen Brüdern anzufachen. In einer Zeit lebend, wo die angebliche Verbesserung von Mißbräuchen bis

zur Aufhebung und Vernichtung der heiligsten Gesetze und ehrwürdigsten Gewohnheiten getrieben worden, wo bei sehr Vielen die Reform der Religion damit endete, daß sie gar keine mehr besaßen, benahm er sich sehr vorsichtig und wollte seine Bedenken einigen erfahrenen und gewandten Theologen vorlegen. Der Kanzler Tapper schien ihm vor Allen derjenige zu sein, dem er sich am ehesten anvertrauen könne, und an ihn richtete er die Anfrage, ob das Concil von Trient sich durch folgende in der sechsten Sitzung aufgestellten Canones nicht in Widerspruch befinde mit der Lehre des h. Augustinus, der Kirchenväter, sowie mehrerer Päpste des fünften Jahrhunderts:

Canon IV.

Wenn Jemand sagt, der freie, von Gott bewegte und erweckte Wille des Menschen wirke dadurch, daß er dem ihn erweckenden und rufenden Gott seine Zustimmung gibt, nichts mit, wodurch er sich zur Erlangung der Gnade der Rechtfertigung befähigt und vorbereitet, und er könne, selbst wenn er wolle, seine Zustimmung nicht versagen, sondern er handle wie etwas Lebloses gar nicht und verhalte sich völlig passiv, so sei er im Banne.

Canon V.

Wenn Jemand sagt, der freie Wille des Menschen sei nach der Sünde des Adam verloren und ausgelöscht, oder er sei ein bloßes Namending, oder vielmehr ein Name, dem nichts Wirkliches entspricht, oder endlich eine vom Satan in die Kirche eingeführte Erfindung, so sei er im Banne.

Canon XXXII.

Wenn Jemand sagt, die guten Werke des gerechtfertigten Menschen seien in dem Grade Gaben Gottes, daß sie nicht auch gute Verdienste des Gerechtfertigten selbst seien, oder daß dieser Gerechtfertigte durch die guten Werke, welche von ihm durch die Gnade Gottes und das Verdienst Jesu Christi, dessen lebendiges

Glied er ist, gewirkt werden, nicht wahrhaft eine Vermehrung der Gnade, das ewige Leben und, insofern er in der Gnade stirbt, die Erlangung des ewigen Lebens sowie auch eine Vermehrung der Seligkeit verdiene, so sei er im Banne.

Canon XXXIII.

Wenn Jemand sagt, durch diese katholische, von der heiligen Synode in gegenwärtigem Decrete ausgesprochene Lehre von der Rechtfertigung geschehe in irgend einer Weise der Ehre Gottes oder den Verdiensten unseres Herrn Jesu Christi Eintrag, und es werde dadurch nicht vielmehr die Wahrheit unseres Glaubens, sowie die Ehre Gottes und Jesu Christi in's Licht gesetzt und verherrlicht, so sei er im Banne.

Die Behauptung, welche Soto rücksichtlich der Rechtfertigung dem Concil gegenüber aufstellte, läßt sich in den beiden folgenden Hauptsätzen zusammenfassen:

1) Seit Jesus Christus ist die Gnade nicht allen Menschen verliehen; sie wird zuweilen Gläubigen verweigert und selbst Gerechten ohne Schuld von ihrer Seite.
2) Es liegt nicht in der Macht des freien Willens, die Gnade, wenn sie verliehen wird, zurückzuweisen, und ohne dieselbe kann der Mensch nichts Gutes thun, noch die Sünde meiden.

So lehrte auch Luther. Seine grundfalsche Ansicht über die Beschaffenheit des ursprünglichen Menschen hatte ihn schließlich dahin geführt, daß er die menschliche Natur vollständig zum Opfer brachte, indem er der Gnade eine solche Wirksamkeit beilegte, daß die moralische dadurch aufgehoben wurde. Er wollte lieber die Menschheit gebunden dem Joche des Fatalismus überliefern, als dem Statthalter Jesu Christi das Recht zu lehren, zu binden und zu lösen zugestehen.

Ein katholischer Lehrer konnte nun nicht lange auf diesem

Abhange stehen bleiben. Er mußte entweder bis zum heiligen Stuhle zurückgehen und die Entscheidung des Concils annehmen oder bis zu den Abgründen des Sectengeistes hinabsteigen. Das zeigte der Kanzler von Löwen dem Dominicaner Soto, und bemerkte ihm, daß es, um die Nothwendigkeit der Gnade mit dem freien Willen zu vereinigen, hinreichend sei, die beiden von der Kirche und den Vätern aufgestellten Hauptpunkte anzunehmen:

1) Die zur Bekehrung oder zum christlichen Lebenswandel nothwendige Gnade wird Allen verliehen, Keinem verweigert.
2) Nach ihrer Verleihung kann Jeder dieselbe durch die bloße Wirkung seines freien Willens ergreifen oder zurückweisen.

Bajus, der in diese Controverse eingeweiht war, eignete sich mit großem Eifer die Meinungen Soto's an und gründete in Uebereinstimmung mit seinem Freunde Johann von Löwen auf sie ein System über die Prädestination und Rechtfertigung. Den Dominicaner übertreffend lehrten beide, daß die Gnade in jedem Falle wirksam sei, daß sie Gerechten, welche fallen, verweigert sei, wiewohl ohne sie der Fall unvermeidlich ist, daß sie den Gläubigen, welche sündigen, nicht gegeben sei, daß die Entziehung der Gnade nicht hindert, daß der Mensch für seine Sünden verantwortlich sei, weil er mit Willen wiewohl mit Nothwendigkeit sündigt. Außerdem stellten sie die Behauptung auf, daß ohne die wirkliche, zuvorkommende Gnade der Mensch in sich nur die Kraft zu sündigen besitze, daß alle seine Handlungen Sünden seien, daß die Ungläubigen in all' ihren Werken sündigen, daß die erste Gnade dem Menschen selbst wider seinen Willen verliehen werde.

Während dessen hatte Karl V. Tapper auf das Concil nach Trient gesandt, und der Professor der Exegese starb am 5. Januar 1552. Seine Stelle wurde Bajus übertragen. Es war dies einer der wichtigsten Lehrstühle der Universität zu dieser Zeit, von dem ihn das vorsichtige Mißtrauen des jetzt abwesenden Kanzlers stets fern gehalten hatte. Einmal im Besitze desselben begann

nun Bajus den Kampf. Doch behauptete er, daß er seinen Zuhörern keine neuen Lehren vortrage, sondern nur eine neue Methode biete. Er habe bemerkt, sagte er, daß die Vertheidiger des Glaubens gegen Luther sich zu weit von der Lehre des h. Augustin entfernten und nach dem Pelagianismus hinneigten. Die Furcht vor dieser Klippe bestimme ihn, die Meinung der neuern Theologen zu verlassen und geraden Weges zu den Kirchenvätern und der heiligen Schrift zurückzugehen. Schon wegen dieses Schrittes hätte man ihn zu den erklärten Anhängern Luthers und Calvins zählen können, aber er ließ es sich zu gleicher Zeit angelegen sein, beide Häresiarchen heftig in allen Lehrpunkten anzugreifen, in denen er nicht mit ihnen übereinstimmte.

Bei seiner Rückkehr nach Löwen war Tapper nicht wenig von der Verwirrung überrascht, welche während seiner Abwesenheit in den Schulen Eingang gefunden: nichtsdestoweniger wollte er keine Strenge gegen die jungen Professoren anwenden, bis er die Mittel der überzeugenden Beredtsamkeit erschöpft habe. Regelmäßig wohnte er allen öffentlichen Disputationen bei, die zu jener Zeit die Universitäten so in Aufregung versetzten, und suchte mit Geduld und Sanftmuth das Ansehen des Concils seinen neuen Angreifern gegenüber aufrecht zu erhalten. Die häufigen Promotionen boten vielfach Gelegenheit zu solchen Kämpfen, und ein Licentiat in Löwen, der fünf Jahre lang ein Schüler Bajus' gewesen war, hat uns eine treue Schilderung davon in einem Briefe an den Bischof von Middelburg, Johann Stryen, entworfen.

„Oft, sagt er, war ich bei solchen Disputationen zugegen, in denen diese Fragen lebhaft erörtert wurden; sie sind mir noch frisch im Gedächtnisse und ich erinnere mich der Beweise und der Stellen aus dem h. Augustinus, die Bajus anführte, um seine neuen Meinungen zu begründen und die früher in den Schulen angenommenen umzustoßen. Nichts war weniger logisch und beweisend, und Ruard Tapper widerlegte sie mit der nämlichen

Leichtigkeit, mit der er Spinngewebe zerrissen haben würde. Seine Antworten erhielten den Beifall der Versammlung und die Zustimmung der Doctoren. Da er im h. Augustinus sehr belesen war, entnahm er seine Beweise dem Texte seiner Worte selbst und entwickelte den Gedanken des großen Lehrers so gründlich, klar und richtig, daß das Falsche der neuen Doctrinen offen zu Tage trat und die Zuhörer mit Achtung vor den Alten erfüllte.

„Bajus und seine Anhänger konnten trotz der unüberwindlichen Hartnäckigkeit, mit der sie ihre Neuerungen aufrecht zu erhalten suchten, nichts dagegen erwidern. Auf's äußerste gebracht, schüttelte er statt jeder Antwort den Kopf und sprach murrend, daß er weder die Gründe noch die Beweise Tapper's verstehe, worauf ihm der Kanzler lächelnd erwiderte: „Das thut mir leid, und ich bete zu Gott, daß er Sie erleuchten möge." Da Bajus diese Bemerkung, er habe ihn nicht verstanden, in mehreren Sitzungen, so oft er geschlagen worden, wiederholte, wurde Tapper endlich ungeduldig und entgegnete mit einiger Heftigkeit: „Studiren Sie recht, lesen Sie fleißig die Theologen und namentlich den h. Thomas und Sie werden mich unschwer verstehen."

„Ich erinnere mich, daß in einer unter dem Vorsitze Tapper's gehaltenen Versammlung, in der ich absichtlich die alte Lehre über die Gnade und den freien Willen, um sie zu vertheidigen, zur Sprache gebracht hatte, Bajus von Zeit zu Zeit wiederholte, daß wir den Pelagianismus verträten und Tapper sich begnügte, ihm zu erwidern, er möge seine Behauptung beweisen. Der eifrige Vertheidiger der orthodoxen Meinungen fürchtete, wie ich glaube, die Wunde zu verschlimmern, wenn er das Messer anwende, und und das Uebel unheilbar zu machen, wenn es zum Ausbruche käme; das bestimmte ihn zur Sanftmuth."

„Uebrigens hatte er das Falsche der Meinungen Bajus' so gründlich und klar nachgewiesen, daß er sich schmeichelte, sie würden nie an der Universität Wurzel schlagen."

In der That hatten Hessels und Bajus in den öffentlichen Sitzungen, in denen sie entschieden widerlegt worden, nur geringen Erfolg, aber wirksamer arbeiteten sie unter der Hand im Innern ihrer Hörsäle und in ihrem Privatverkehre mit den Schülern, wodurch die Neuerung weithin verbreitet wurde und manche schlimme Folgen hatte.

Tapper konnte somit vor der Gefahr, welche der Jugend aus ihren engen Beziehungen zu den beiden Professoren erwuchs, die Augen nicht länger schließen. Er übergab letztere der Gerichtsbarkeit des Doctor Vigilius, Präsident des geheimen Rathes in Brüssel, und Granvella's, damals Premierminister Margaretha's von Parma, da die Löwener Doctoren als Geistliche unter Granvella und als Posessoren unter der königlichen Regierung standen. Granvella lud sie vor sich und hielt ihnen in Gegenwart Vigilius' das Aergerniß vor, das sie verursacht hatten; sodann verbot er ihnen, in Zukunft von dem Lehrplane der Universität abzugehen und schickte sie, nachdem sie das Versprechen gegeben, ihrer Pflicht von nun an treu zu bleiben, nach Löwen zurück.

Ruhe und Ordnung kehrten in der That in die Schule zurück und wurden auch aufrecht erhalten so lange Tapper lebte; aber nach seinem noch in demselben Jahre 1559 erfolgten Tode traten alle Neuerungsversuche abermals hervor. An seine Stelle wurde Drincius, Doctor der Rechte, der sich mehr um seine eigene Fachwissenschaft als um das Dogma kümmerte, zum Kanzler der Universität berufen. Er ließ sich durch die anscheinende Unterwerfung der beiden zurechtgewiesenen Professoren so vollständig täuschen, daß Johann von Löwen zum Rector ernannt wurde. Der Bajanismus begann wieder offen die Feindseligkeiten und zwei Klöster, das der Minoriten von Ath im Hennegau und jenes von Nyvel in Brabant nahmen Theil an dem Streite. Da die mahnende und bittende Stimme der Obern beider Häuser ungehört verhallte, wandten sie sich, um ein Heilmittel zu finden,

an die Sorbonne nach Paris; weil sie bemerkt hatten, daß die Hartnäckigkeit der Bajanisten sich hauptsächlich auf die Tüchtigkeit und das scheinbare Wissen ihrer Führer stützte, dachten sie, daß nichts geeigneter sei, um den Schülern ihren Irrthum zu benehmen, als die Entscheidung einer so allgemein geschätzten und geachteten Facultät wie die Sorbonne von Paris es war. Diese verwarf nun im Juni 1560 von den achtzehn ihr zur Begutachtung vorgelegten Sätze des Bajus fünfzehn als häretisch, die drei übrigen als falsch, und schickte sodann nach dem Hennegau und Brabant zwei Abschriften ihrer Entscheidung, die rasch im ganzen Umfange der Niederlande bekannt wurde. Die Anhänger des Bajanismus wurden bei dem Urtheile einer so angesehenen und hervorragenden Körperschaft wankend in ihrer Ansicht, Bajus selbst schien sichtlich darüber beunruhigt; bald jedoch entschloß er sich zu einer Erwiderung, wobei er aber nicht den geraden Weg verfolgte. In einem Schreiben an einen seiner Freunde beklagte er sich über die Strenge, mit der man ihn beurtheilt habe, vertheidigte gegen die Sorbonne den Sinn einiger seiner Sätze, wich geschickt der Discussion über andere aus und deutelte an einzelnen Worten herum, mit dem Vorgeben, daß die Censur sich auf schlecht verstandene Ausdrücke beziehe. Dann schwankte er zwischen dem Wiederruf und dem Geständniß seiner Irrthümer hin und her, indem er genug sagte, um seine unsicher gewordenen Schüler wieder an sich zu ziehen, aber nicht genug, um es zu vermeiden, daß er in Brüssel und Mecheln der offenen Empörung bezüchtigt wurde. Dies Schreiben belebte wieder den Muth seiner Anhänger, und ihrerseits bemühten sie sich auch, ihre Meinungen zu vertheidigen und zu rechtfertigen, indem sie dieselben auf das Ansehen der Kirchenväter zu stützen suchten.

Durch große Vorsicht und Kühnheit gelang es Bajus und Hessels nach und nach, den verlorenen Boden wieder zu gewinnen und bald wuchs sogar ihr Anhang. Granvella, der jeden ihrer

Schritte unablässig beobachtete, glaubte ihrem Stolze zu schmeicheln, indem er ihnen ehrenvolle Stellungen in seinem Rathe und selbst beträchtliche Gehälter anbot, welche sie auch ohne zu zögern annahmen. Nachdem er sie so seiner wohlwollenden Gesinnung versichert hatte, da er nur mit äußerster Schonung verfahren wollte, zeigte er ihnen ein Breve Pius' IV., das ihn ermächtigte, die geistliche Gewalt in Anwendung zu bringen, um alle Lehrstreitigkeiten in den Niederlanden zu unterdrücken. Die beiden Professoren unterwarfen sich auch daraufhin, unter der Bedingung jedoch, daß man ihren Gegnern, unter denen sie die Franziscaner verstanden, ebenfalls Schweigen gebiete, da diese sich besonders eifrig in der Bekämpfung ihrer Lehre gezeigt hatten. Bajus und Hessels hegten eine persönliche Feinschaft gegen sie, von der die Universitäten nicht ganz frei waren; jedoch verweigerte ihnen Granvella in dieser Hinsicht keine statthafte Genugthuung. Er ließ den General der Franziscaner zu sich kommen, der sich denn auch zum Frieden verstand, und beiderseits erklärte man sich bereit, den alten Streit in Vergessenheit zu begraben.

Zwei Jahre lang hielt das Ansehen des Cardinals die Ruhe aufrecht; beiderseits beobachtete man sich wie zwei sich gegenüberstehende Heere, denen der Angriff untersagt worden. Aber Bajus war nur darauf bedacht, den Waffenstillstand gehörig zu benutzen und stellte sich, als glaube er, das Verbot seine Sätze zu vertheidigen beziehe sich nur auf das mündliche Wort, begreife aber nicht auch seine Schriften in sich. Er verfaßte vier Abhandlungen über den freien Willen, die Gerechtigkeit, die Rechtfertigung und das Opfer und veröffentlichte sie. Granvella sah da ein, welche Uebelstände der von ihm zu Stande gebrachte Friede in seinem Gefolge hatte: die rechtgläubigen Gelehrten, gebunden durch ihr Wort und gehorsam dem Breve Pius' IV. ließen alle Sätze des Bajus und seiner Anhänger ohne Erwiderung. Viele sahen dies gezwungene Schweigen als ein Zeichen

der Zustimmung an, und die Schriften des Bajus verbreiteten sich in Masse, ohne daß sie offene Gegner fanden. Das war Granvella's Werk; er hatte sich das in Rom und Madrid zur Ehre gerechnet, er hatte sich geschmeichelt, das Uebel geheilt zu haben, indem er die Klage darüber zum Schweigen brachte, und leicht war es ihm gelungen, auch in der Ferne zu täuschen; zurück zu gehen, seinen Irrthum einzugestehen widerstrebte dem Staatsmanne. Außerdem fehlte es ihm nicht an Gründen, bei seinem zögernden, abwartenden Verfahren zu beharren; als Bischof von Mecheln konnte er seine volle Jurisdiction gegen die beiden Partheihäupter in Anwendung bringen, allein der Bajanismus erstreckte sich bereits über die Grenzen seiner Diözese und das so beschränkte Heilmittel konnte das Uebel nicht mehr von Grund aus heben. Als Premierminister konnte er über die weltliche Macht verfügen, aber das hieße, die einfach Irregeleiteten mit Häretikern auf gleiche Linie stellen, die sich im Zustande offener Auflehnung befanden. Durch zu große Strenge oder Uebereilung konnte man sie zu Handlungen bringen, denen ihr Inneres doch die Zustimmung versagte, und unklug neue Spaltungen hervorrufen in einem Lande, welches schon von so vielen Uebeln heimgesucht, von französischen, englischen und deutschen Huguenotten voll, das schon zur Hälfte gegen die Gewalt des Königs im Aufstande war. Er gab darum noch nicht die Hoffnung auf, auf dem Wege der Sanftmuth die beiden Neuerer zur Umkehr zu bewegen. Da ihm von Madrid der Auftrag geworden, zu den letzten Sitzungen des Trienter Concils drei Bischöfe und drei von der Universität bezeichnete Doctoren zu schicken, erschien ihm dies als eine günstige Gelegenheit, die beiden Professoren von dem Schauplatze ihres traurigen Einflusses zu entfernen. Auch zweifelte er nicht, daß schon der Aufenthalt an einem Orte, wo man so zu sagen die Rechtgläubigkeit mit der Luft einathmete, hinreichen würde, um die beiden noch jungen, vor Allem auf ihr

eigenes Verdienst eingebildeten Männer von ihren verkehrten Ansichten zu heilen.

Bajus und Hessels begleiteten also die Bischöfe von Namur, Arras und Ypern nach Trient. Aber auch diesmal sah sich der Cardinal in seinen Erwartungen betrogen. Das Sacrament der Priesterweihe und der Ehe, die Lehre vom Fegfeuer und dem Ablasse waren die einzigen Gegenstände, die in ihrer Gegenwart zur Sprache kamen; zu den von ihnen angefochtenen Lehrpunkten standen sie in keiner Beziehung, und die beiden Professoren kehrten in derselben innern Verfassung zurück, in der sie Löwen verlassen hatten.

Während ihrer Abwesenheit war die Regierung in andere Hände übergegangen. Granvella befand sich in Rom, wo eben Pius V. zum Papste gewählt worden; in Belgien herrschte die höchste Aufregung.

Bajus beobachtete keine Zurückhaltung mehr; ohne sich offen mit den Häretikern zu vereinigen, richtete sich seine Vorsicht oder seine Kühnheit doch nach dem Gelingen oder Mißlingen ihrer Unternehmungen. Philipp II. sah das Unzulängliche und selbst Gefährliche ein, was mit einer längern Fortdauer des ungleichen von Pius IV. gebotenen Friedens verbunden war: darum erbat er von Pius V. ein Breve, welches die Grenze zwischen der Wahrheit und der Irrlehre scharf und genau bestimmen solle, und Granvella erhielt den Auftrag, diese Angelegenheit beim heiligen Stuhle in die Hände zu nehmen. Pius V. kam wiederholten Bitten zuvor, indem er eine gründliche Untersuchung der Bajanistischen Schriften anordnete.

Die Anhänger des Bajus erhoben Klage darüber, daß weder er noch Hessels hiervon in Kenntniß gesetzt oder vor ihre Richter gerufen worden seien. Man antwortete ihnen, indem man sich auf die Weisheit der Kirchengesetze berief. Der in Rom begonnene und in der Stille fortgeführte Proceß thun dem Rechte der Ange-

klagten keinen Eintrag, da einfach keine Angeklagten vorhanden seien, er werde nicht gegen Personen, sondern das betreffende Buch geführt, welches die irrige Lehre enthielt. Die Bücher würden geschrieben, um fern von ihren Verfassern gelesen zu werden; das durch sie entstandene Gute oder Böse sei unabhängig von ihrer Gegenwart. Würden sie der Untersuchung beiwohnen, so könnten sie nur ihre Absichten rechtfertigen, aber gegen sie liege keine Klage vor; ihre Person gelte als unbescholten und von einer körperlichen Strafe sei keine Rede. Handle es sich um die Feststellung des Wortsinnes, so sei der Schriftsteller nicht wohl im Stande, seine eigene Arbeit zu beurtheilen. Vorurtheilsfreie und competente Richter böten da die beste Garantie. Uebrigens handle es sich, sobald ein Werk der Oeffentlichkeit übergeben sei, nicht mehr um den innern Sinn, den der Verfasser seinen Worten beilegt, sondern um die Tragweite der von ihm gebrauchten Ausdrücke und die Bedeutung, welche die Leser in ihnen finden. Die in solchen Dingen in Rom erlassenen Urtheile seien also nicht gegen den Verfasser, sondern gegen sein Buch gerichtet, dessen Lectüre unter canonischer Strafe verboten wird.

Damit jedoch die mit der Untersuchung beauftragte Commission Bajus nicht verdächtig erscheinen könne, setzte sie der Papst aus Gelehrten zusammen, die verschiedenen Nationen angehörten, und wohnte persönlich, wie er in der Bulle erklärt, mehrern ihrer Sitzungen bei. Die Entscheidung erfolgte am 1. October 1567 und die betreffende Constitution beginnt mit folgenden Worten:

> „Unter allen Trübsalen, welche in diesen traurigen Zeiten über uns hereinbrachen, hat uns keine so sehr getroffen, als die Wahrnehmung, daß die christliche Religion, nachdem sie schon seit langer Zeit in so verschiedener Weise erschüttert worden, noch täglich durch neue Meinungen getrübt und entstellt wird, daß das Volk Jesu Christi, entzweit durch Einflüsterungen des alten Feindes, gleichgültig zu allen

möglichen Irrthümern verleitet wird. Was uns betrifft, so bieten wir unsere ganze Kraft auf, um diese Meinungen im Keime zu ersticken. Denn es erfüllt uns mit dem lebhaftesten Schmerze die Wahrnehmung, daß mehrere Männer, übrigens von anerkannter Rechtschaffenheit und Befähigung, mündlich und schriftlich verschiedene sehr gefährliche und sehr anstößige Meinungen verbreiten und sie zum Gegenstande ihrer Disputationen in den Schulen machen. Diese Sätze sind folgende u. s. w."

Die Bulle schloß mit der Verwerfung der Sätze Bajus. Mit möglichster Schonung sollte sie zur Ausführung gelangen, wie wir aus einem hierauf bezüglichen Schreiben Granvella's, dem dieser Auftrag geworden, an den Generalvicar von Mecheln, Maximilian Morillon, später Bischof von Tournay, ersehen.

Herr Probst!

„.... Seine Heiligkeit der Papst erinnert sich noch sehr wohl dessen was geschah, als sein Vorgänger mir diese Angelegenheit übertrug, denn er war damals Großinquisitor. Ich habe ihn auf die guten Eigenschaften des Doctor Bajus aufmerksam gemacht, sowie darauf, daß er viel Gutes in der Kirche Gottes wirken kann, indem ich ihn bat, daß er mit Rücksicht hierauf, sowie die Tugend und den Eifer des besagten Doctors diese Angelegenheit in einer Weise behandeln möge, daß Bajus so wenig Unannehmlichkeiten als möglich daraus erwüchsen. Seine Heiligkeit willfahrte mir mit wahrhaft christlicher Milde und Liebe; er hatte Mitleiden mit Bajus, indem er voraussetzte, daß er sich hierin von den Umständen zu weit habe fortreißen lassen, wie es ja oft geschehen ist, daß man, um eine einmal entschlüpfte Meinung aufrecht zu erhalten, wenn man den Weg der Welt einschlägt, nothwendig dazu gelangt, andere zuzugeben und zu vertreten, die noch ungereimter und der Religion entfremdeter sind

„Seine Heiligkeit gestattete nun, daß man für Bajus Alles thue, was für ihn, ohne der Würde und dem Ansehen der Wahrheit und des Glaubens zu nahe zu treten, geschehen kann, vorausgesetzt, daß er sich den Anforderungen der Vernunft und dem Urtheile Sr. Heiligkeit unterwirft. Demgemäß hat man auch das erste Blatt entfernt, damit man nicht den Verfasser des Buches kenne, noch den Ort, wo es gedruckt worden, und die Schrift wurde durchgelesen von Gelehrten, die verschiedenen Nationen angehören; sie haben einstimmig mehrere Sätze in einer Weise beurtheilt, in welcher derselben in der beigefügten Bulle Erwähnung geschieht, einige als irrig, andere als verdächtig, noch andere als anstößig. . . . .“

Im Folgenden gab er dem Generalvicar die Mittel und die Wege an, die seines Erachtens am besten seien, um Bajus zur Unterwerfung unter die Entscheidung des Papstes zu bestimmen. Morillon befolgte die Rathschläge Granvella's bis in's Einzelne. Er beschied Bajus nach Brüssel, um ihn vor Anwendung anderer Maßregeln in einer persönlichen Unterredung zum Gehorsam zu bringen. Nähere Nachrichten über diese Zusammenkunft fehlen uns, eben so wenig ist bekannt, welchen Eindruck auf Bajus die niederschmetternde Mittheilung machte, daß seine Sätze in Rom verworfen seien; doch scheint es, daß ihn Morillon gefügig fand oder über seinen Widerstand den Sieg davon trug. Man kam dahin überein, daß am 29. desselben Monats (Dezember 1567) vor dem Decan und den Professoren der Theologie die Bulle verlesen werden solle, daß Alle gemeinschaftlich und im besondern der Entscheidung des Papstes beipflichten sollten, und daß man zuletzt über die geeigneten Mittel berathe, wodurch die verurtheilten Lehrsätze an der Universität unterdrückt werden könnten. Von Bajus wurde weiter nichts verlangt, als was man von ihm als Professor gefordert haben würde, wenn die

Bulle irgend ein anderes Mitglied derselben Versammlung betroffen hätte.

Allein von allen Leidenschaften ist der Stolz eines Partheiführers am schwersten zu unterjochen; immer findet er wieder neue Nahrung. Bajus hatte nachgegeben, er hatte sich ohne Stütze in Rom, Madrid und Brüssel gesehen und wurde aus Furcht vor so vielen sich gegen ihn entscheidenden Autoritäten zum Heuchler, denn sein Herz war von den bittersten Gefühlen des Schmerzes und Unwillens verzehrt. Morillon hatte so viel Rücksicht bei Vollziehung der zwischen ihm und Bajus festgesetzten Clauseln bewiesen, daß letzterer Gründe fand, den von seinen Collegen unterzeichneten Actenstücken seine Unterschrift zu verweigern. Später beklagte er sich, daß er sich zu willfährig gegen den Papst gezeigt habe, und nach dem Einfalle des Prinzen von Oranien in Flandern und der Niederlage des Grafen von Aremberg bei Gröningen verfaßte er eine Vertheidigungsschrift seiner Lehre gegen die Bulle Pius' V. Als sodann der Herzog von Alba gegen Ende des Feldzuges die Oberhand wieder erlangt hatte, wagte Bajus es nicht, dieselbe weiter zu verbreiten, und begnügte sich, sie durch Vermittlung des Cardinals Simonette, mit dem er in Trient in freundschaftliche Beziehungen getreten war, direct an den heiligen Stuhl zu richten.

In dem Begleitschreiben an den h. Vater vom 8. Januar 1569 beschwerte er sich über die Verläumdungen, welche in der Censur seiner Schriften enthalten seien und bemerkte dann ferner: „So haben wir es für zweckmäßig erachtet, diese Sätze Ew. Heiligkeit zu übersenden und Ihnen die Gründe unserer Befürchtungen offen darzulegen, indem wir Alles Ihrem Urtheil unterwerfen; damit Sie, nach reiflicher Erwägung derselben entscheiden, ob wir die Censur dieser Sätze als gerecht und genugsam überlegt ansehen sollen, oder vielmehr als erschlichen durch das Drängen und die Kunstgriffe Derer, welche die Gutgesinnten verfolgen."

Der Cardinal Simonette war schon todt, ehe das Vertheidigungsschreiben Bajus' nach Rom gelangte; doch wurde es dem h. Vater unterbreitet, der auch auf der Stelle von ihm Kenntniß nahm. Ohne auf den in ihm herrschenden, wenig ehrfurchtsvollen Ton zu achten, und Mitleid tragend mit den Schwächen eines hartnäckigen Stolzes, sah er in ihm nur auf den letzten Rest von Unterwürfigkeit gegen die Autorität des apostalischen Stuhles und gestattete ganz von selbst durch einen Zug besonderer Nachsicht, was fast ohne Beispiel am römischen Hofe war, die abermalige Durchsicht eines Urtheils, das nach reiflicher Prüfung und mit Beobachtung aller gewöhnlicher Formalitäten erlassen worden war.

Die Schriften und Sätze des Bajus' wurden demgemäß einer neuen Prüfung unterworfen und mit den später von ihm verfaßten rechtfertigenden Erläuterungen verglichen, aber das Ergebniß der zweiten Entscheidung war für Bajus nicht günstiger, und der h. Vater würdigte sich, ihn durch ein persönliches Handschreiben davon ihn Kenntniß zu setzen.

Unserm geliebten Sohne Gruß und apostolischen Segen.

„Wie wohl das apostolische Decret, welches unlängst gegen das vor unsern Richterstuhl gebrachte Buch und die darin enthaltenen Sätze erging, nicht ohne reifliche Ueberlegung erlassen wurde, noch auch ohne denselben die ganze Aufmerksamkeit zu widmen, welche die Wichtigkeit des Gegenstandes und die Stellung der betreffenden Personen, die sich übrigens um den heiligen Stuhl wohl verdient gemacht haben, erfordert, so haben wir nichts destoweniger, um Ihnen jeden Grund zu neuen Beschwerden zu benehmen und Ihrem Verlangen zu entsprechen, angeordnet, daß die Bücher, Sätze und Schriften, die Sie neuerdings an uns gerichtet haben, abermals mit großer Aufmerksamkeit und Genauigkeit unter-

sucht und geprüft würden; und nach reiflicher Ueberlegung haben wir entschieden, daß, wenn wir ein Decret noch nicht erlassen hätten, es geschehen müsse, wie es denn in der That jetzt auch auf's neue geschieht. So legen wir denn Ihnen und allen Vertheidigern der angezogenen Sätze ein stetes Stillschweigen auf, mit dem Verbote, dieselben noch ferner zur Sprache zu bringen oder zu vertreten. Und wir ermahnen Sie im Herrn als unsern und des heiligen Stuhles ergebene Söhne dem ohne Rückhalt zu gehorchen, was das Recht und die h. Kirche, Ihre Mutter und die aller Gläubigen, Ihnen vorschreibt und Alles zu befolgen, was Ihnen unser geliebter Sohn Maximilian, Probst an der Kirche von Aire und Generalvicar unseres ehrwürdigen Bruders, des Erzbischofs von Mecheln, auftragen wird. Dadurch werden Sie gegen uns und den heiligen Stuhl eine Ihrer Ehrerbietung würdige und uns sehr wohlgefällige Unterwürfigkeit an den Tag legen."

Bajus unterwarf sich aber noch nicht und es bedurfte des Einschreitens eines National-Concils, bestehend aus den Bischöfen der siebenzehn vereinigten Provinzen, um die Bulle in Löwen zu publiciren und ihr Anerkennung zu verschaffen.

Die Universität wollte es mit Bajus nicht bis zum Aeußersten halten und sich der Vertheidigung von Neuerungen, die wiederholt und feierlich verworfen worden waren, nicht ganz und gar zum Opfer bringen. Seine Sätze wurden darum von dem öffentlichen Lehrplane in denselben Ausdrücken, deren sich die Bulle bediente, verbannt, seine Schriften verboten und den Händen seiner Schüler entzogen.

Pius V. konnte sich ganz dem Glauben hingeben, die Kirche von dieser Gefahr befreit zu haben, und starb auch in diesem Glauben. Die dennoch später erfolgte Unterwerfung des Bajus galt allgemein als eine so aufrichtige, daß er im Jahre 1575 der

Universität als Vicekanzler wieder vorstand und zum Decan der Collegiatkirche vom h. Petrus ernannt wurde. Allein diese angesehene Stellung rief in ihm die nie ganz schlummernde Versuchung zu dogmatischen Neuerungen wieder wach. Die Lehrthätigkeit der Jesuiten, welche sich seit vierzig Jahren in Löwen niedergelassen hatten, behagte ihm nicht; er griff Lessius, einen Schüler Suarez's, an, der in Hinsicht auf Wissenschaft und Beredsamkeit ihm ein gefährlicher Nebenbuhler wurde. Bald sah sich die ganze Gesellschaft Beleidigungen und Verdächtigungen aller Art ausgesetzt und seine letzten Jahre füllte Bajus nur mit diesen neuen Streitigkeiten aus, sowie er sich auch zu gleicher Zeit den Protestanten immer mehr näherte, bis er im Jahre 1589 starb. Sein Freund Hessels hatte schon vor ihm das Zeitliche gesegnet.

Sechszehntes Kapitel.

Pius V. sendet zum zweiten Male den Cardinal Commendone als päpstlichen Legaten an den Kaiser Maximilian.

Numquid colligunt de spinis uvas aut de tribulis ficus?
Matth. VII, 16.

Sammelt man denn Trauben von den Dornen oder Feigen von den Disteln?

Die Politik des heiligen Stuhles hatte durch die Bemühungen des Cardinal Commendone auf dem Reichstage zu Augsburg gesiegt, und Pius V. trug das Verlangen, diesem glücklichen und geschickten Unterhändler persönlich seinen Dank abzustatten. Auf

ausdrücklichen Befehl des Papstes nach Rom zurückgerufen, wollte derselbe in der Nacht daselbst anlangen, um dem schmeichelhaften Empfange, der ihm zugedacht war, auszuweichen; allein Pius V. ließ ihm sagen, daß die Gerechtigkeit es verlange, daß man auf's glänzenste den empfange, welcher der katholischen Welt so ausgezeichnete Dienste geleistet habe. Eine Deputation von Cardinälen ging ihm also bis vor die Stadt entgegen und geleitete ihn nach dem Vatican, woselbst Pius V. ihn auf seinem Throne sitzend erwartete, ihn innig umarmte und vor dem ganzen versammelten Hofe mit Beweisen seiner Achtung und Zufriedenheit überhäufte.

Nach kurzem Aufenthalte in Rom bat Commendone um die Erlaubniß, sich zur Wiederherstellung seiner geschwächten Gesundheit nach seiner Vaterstadt Verona begeben zu dürfen; gerne wurde ihm diese gewährt, allein die Ruhe, die er daselbst genoß, war nur von kurzer Dauer.

Der Character Maximilian's bot keine dauernde Sicherheit; kaum war er von Augsburg nach Wien zurückgekehrt, als er wieder unter den Einfluß eines lutherischen Gelehrten gerieth. Zwar wollte er nicht zu offen den der Kirche gegenüber eingegangenen Verpflichtungen zuwiderhandeln, aber er suchte nach einem Auskunftsmittel, um endlich den Vorwürfen der beiden Partheien zu entgehen, und als solches erschien ihm folgendes geeignet. Er versprach den Lutheranern, ihrem Drängen nachzugeben und ihre gesetzliche Existenz in den östreichischen Erbstaaten anzuerkennen gegen die ungeheuern Summen, womit sie immer jede neue Concession zu bezahlen sich erboten; sodann schrieb er nach Rom, daß er, da die Religion durch die Menge der einzelnen Secten geschwächt und selbst bis zur Unkennlichkeit entstellt sei, diesem Unwesen ein Ende machen wolle; er wolle in seinen Staaten lieber eine Irrlehre dulden und die andern mit Gewalt unterdrücken, als sie alle auf einmal bekämpfen, um sich ihnen nachher allen zusammen unterliegen zu sehen.

Nicht sobald hatte Pius V. dieses Schreiben gelesen, als er auf der Stelle durch einen reitenden Boten Commendone beauftragen ließ, unverzüglich nach Wien zu eilen. Es konnte nicht fehlen, daß dies auch hier bekannt wurde, und Commendone hatte erst zehn Meilen zurückgelegt, als ein Eilbote aus Deutschland anlangte und dem Cardinal Depeschen vom Kaiser überbrachte, in welchen er denselben inständig bat, seine Reise nicht eher fortzusetzen, bis der Papst davon unterrichtet sei, daß die Sendung eines Legaten bei der augenblicklichen Lage der Dinge keineswegs zweckmäßig sei. Die Ansichten der einzelnen Mitglieder der Gesandtschaft waren getheilt. Die Einen waren dafür, daß man dem Kaiser nachgeben, die Andern, daß man dem ausdrücklichen Befehle des Papstes gehorchen solle. Der Cardinal, der sich wohl bewußt war, wie viel von seinem Entschlusse unter Umständen abhängen konnte, ging reiflich mit sich zu Rathe und erklärte schließlich, daß er die Instructionen des Papstes, die entschieden die Reise nach Wien verlangten, befolgen werde. Nun sandte er schleunigst einen Eilboten nach Rom ab und machte so kleine Tagereisen, daß die päpstliche Antwort ihn noch vor seiner Ankunft in Wien erreichen konnte. Er erhielt sie bereits in Innsbruck, wo er sich einige Tage aufhielt, da er dort den Erzbischof von Salzburg und den Herzog von Bayern getroffen hatte. Pius V. war mit dem Verhalten seines Legaten durchaus zufrieden und ihn zu schleuniger Fortsetzung seiner Reise ermahnend, ertheilte er ihm auf's neue die bestimmtesten Aufträge. Alle, mit denen Commendone unterwegs gesprochen hatte, verheimlichten ihm nicht, daß Maximilian den Protestanten gegenüber unwiederruflich gebunden sei, und daß die von letztern versprochenen Summen wahrscheinlich schon vor seiner Ankunft am Hofe bezahlt sein würden. Voll Unruhe darüber eilte er nun unaufhaltsam vorwärts, und noch schwankte Maximilian, als der Cardinal anlangte und auf der Stelle um eine Audienz bei ihm nachsuchte. Der

Kaiser empfing ihn mit demselben freundlichen Wohlwollen, das er ihm auch in Augsburg bezeigt hatte, und sagte ihm, daß es nicht aus Geringschätzung gegen eine ihm so angenehme Gesandtschaft gewesen, wenn er gewünscht habe, er möge seine Reise noch verschieben, sondern aus Furcht, dieselbe möge, da der Krieg in den Niederlanden, in den auch einzelne deutsche Fürsten verwickelt seien, die Geister so sehr in Aufregung versetze, Verdacht bei seinen Unterthanen erwecken; da aber nun Seine Heiligkeit anders geurtheilt habe, so freue er sich darüber. Uebrigens wolle er ihm gern erklären, warum er sich entschlossen habe, den Protestanten in Oestreich Duldung zu gewähren. Er halte dies für das einzige Heilmittel gegen die vielen Uebel, von denen das Reich bedroht sei, und gestatte diese Freiheit nur, um der Fluth so vieler ungeheuerlicher, täglich auftauchender Meinungen einen Damm zu setzen. Diese Menge von Irrthümern und religiösen Neuerungen verursache Aufstände und Empörungen, schwäche das Ansehen der Gesetze und schade der Gottesverehrung; der lutherischen Secte habe er vor den übrigen den Vorzug gegeben, weil sie der Wahrheit am nächsten komme. Seien erst alle andern unterdrückt, dann werde man auch leicht mit dieser fertig werden. Uebrigens nehme er Gott zum Zeugen, daß er keine andere Absicht habe, als den Irrthum aus seinen Staaten zu verbannen, seine Unterthanen unter die Gesetze der Zucht zu bringen und sie dann wieder zum Gehorsam gegen die römische Kirche zurückzuführen.

Der Cardinallegat verfehlte nicht, diese letzte Versicherung zu benutzen, indem er bemerkte, daß man in einer solchen Absicht keine Mittel anwenden dürfe, die das Uebel, weit entfernt es zu mildern, noch vergrößern könnten; der einzige Dienst, den man der Religion leisten könne, sei der, sie in ihrer Reinheit zu erhalten; wolle man sich der Menge anbequemen, die sich blind ihren Leidenschaften überläßt, wenn sie einmal die Achtung vor

dem Gesetze und die Liebe zur Wahrheit verloren hat, so heiße das nichts anders, als ihrer Wuth neue Nahrung verschaffen und sich zum Mitschuldigen ihrer Zügellosigkeiten machen; Beispiele hiervon ließen sich noch aus der jüngsten Vergangenheit anführen. „Und warum denn, fuhr er mit einiger Heftigkeit fort, verlangt man diese Freiheit? Jeder Tag gebiert tausend Secten, glauben Sie, so viele verwirrte Köpfe durch Sanftmuth gewinnen und eines Bessern belehren zu können? Besitzen Sie Macht und Ansehen genug, um sie zu zwingen? Wenn Sie stark genug dazu sind, oder hinlängliche Mittel der Ueberzeugung haben, so müssen Sie ihnen sicherlich ihren Irrthum benehmen und sie in den Schooß der Kirche zurückrufen. Sind sie zu hartnäckig, um sich überzeugen zu lassen oder zu zahlreich, um mit Gewalt gezwungen werden zu können, so wird es eben so schwer sein, sie alle zum Lutherthum zu bringen, als sie zum katholischen Glauben zurückzuführen; denn sie sind sich gegenseitig so feindselig gesinnt, als sie es alle zusammen gegen uns sind. Aber gesetzt auch, daß sie sich dazu bereit zeigen, was bei Häretikern durchaus nicht wahrscheinlich ist; welchen Vortheil werden Sie von dieser Vereinigung haben? Kann es ein offenbareres Gottesgericht geben, als dieser Haß und diese Wuth, wovon sie sich hinreißen lassen? Sie bekämpfen und vernichten sich gegenseitig, und wiewohl sie sich alle verschworen haben, sich von uns zu trennen, so sind sie unter einander über den Grund dieser Trennung nicht einig. Und doch sollten wir sie mit einander versöhnen, wir sollten der göttlichen Gerechtigkeit entgegentreten, die sie verblendet und verwirrt! Wir sollen ihre Streitigkeiten beilegen, wie wenn wir mit ihnen übereinstimmten, wir sollen sie gegen die Kirche bewaffnen, die sie bekämpfen und zu vernichten suchen! Wenn sie sich empört hätten und mit einander verbunden, um theils mit den Waffen, theils mit andern Mitteln die Oberhoheit und die Gewalt des Kaisers zu untergraben, würden Sie sie denn einigen wollen, wenn sie sich

etwa entzweiten? würden Sie ihnen einen Führer geben, ihnen die Fahne zeigen, unter der sie gegen Sie kämpfen sollen? So eifrig sind wir, unsere Interessen zu wahren, und so nachläßig, wenn es sich um die Sache Gottes handelt!"

Der Cardinal verhehlte selbst dem Kaiser nicht, daß die Protestanten sich gerühmt hätten, die Duldung, welche man ihnen zu Theil werden ließ, um Gold erkauft zu haben, und wies ihn auf die Schmach und Schande hin, welche durch ein solches Gerücht der Majestät des Thrones widerfahre. Zuletzt machte er ihn noch darauf aufmerksam, daß er, wenn er seinen Unterthanen Gesetze in Sachen der Religion geben wolle, sich ein Recht anmaße, das ihm niemals zugestanden habe, da dies allein dem gemeinsamen Vater der Christenheit zustehen könne.

Der Kaiser fand auf all dies keine Erwiderung, und Commendone suchte, ehe der Eindruck seiner Worte verschwinde, die übrigen Gesandten anzufeuern, seine Bemühungen zu unterstützen. In einer zweiten Audienz machte er dann dem Kaiser Mittheilung von einem Schreiben des Papstes, in welchem dieser den Legaten anwies, im Falle der beabsichtigte Plan zur Ausführung käme, in einer Messe vor sämmtlichen Vertretern der katholischen Fürsten folgende Stelle aus dem Evangelium vorzulesen: „Nimmt man euch nicht auf und will man nicht hören auf eure Worte, so verlasset das Haus oder die Stadt und schüttelt den Staub von euern Füßen," und wirklich Wien zu verlassen, damit die Christenheit durch dies Abbrechen aller Beziehungen zu dem Kaiser auf die Gefahr aufmerksam gemacht werde, welche dem Glauben in seinen Staaten drohe.

Maximilian gerieht aus einer Verlegenheit in die andere; er war sich bewußt, daß er es mit einem Papste zu thun habe, der alle menschlichen Rücksichten bei Seite setzend sich ganz und gar auf die Vorsehung verließ, und auf der andern Seite drängten ihn die Protestanten, zu denen er sich sehr hingezogen fühlte

sein Wort zu halten und warteten ungeduldig darauf, das ihrige erfüllen zu können.

Unterdessen war der Legat, wie Pius V. ihm dringend in allen seinen Depeschen anempfahl, äußerst thätig für die Reform der östreichischen Kirchen, in denen die alte Zucht, wie allgemein bekannt, sehr in Verfall gerathen war. Es war dies wie überall ein schwieriges Unternehmen; die gewöhnlichen Hindernisse fehlten auch hier nicht. Wien namentlich bot allen kirchlichen Ueberläufern, allen Flüchtlingen Italiens oder Spaniens einen Zufluchtsort. Sie wußten sich selbst bis zum Hofe Zugang zu verschaffen und glaubten nur dadurch der verdienten Strafe entgehen zu können, indem sie die Unzufriedenheit und Sittenlosigkeit, an der sie selbst litten, auch um sich herum verbreiteten; die Protestanten, welche so laut gegen die Ausschweifungen in den Klöstern geschrieen hatten, warfen sich zu Beschützern alles Unrathes und alles Schlechten auf, das die Klöster ausgestoßen hatten. Das erheischte dringend eine Abwehr, allein die katholische Obrigkeit stand diesen Unordnungen fast überall wehrlos und ohnmächtig gegenüber. Allgemein nahm man zu jener Zeit an, daß nicht mehr als der zwanzigste Theil der Bevölkerung vor der Ansteckung bewahrt geblieben sei. Sie hatte alle Klassen ergriffen, die öffentlichen Schulen waren davon durchdrungen, und der Clerus nicht frei davon; der Bischof von Wien war gestorben und durch keinen Nachfolger ersetzt worden, viele Klöster waren ganz verlassen und einzelne Pfarreien ohne Seelsorger, weil seit zwanzig Jahren keine Weihen mehr stattgefunden hatten. Aus Furcht vor den Spöttereien der Protestanten wurde nur mehr selten gepredigt und auch dann noch mit feiger Nachgiebigkeit und Schonung für die neue Lehre. Graz, die Hauptstadt von Steiermark, hatte ebenfalls keinen Bischof und die hervorragendsten geistlichen Stellen blieben unbesetzt. Viele Kirchen in den Provinzen waren geschlossen, da es an allen zum Gottesdienste nothwendigen Gegen-

ständen fehlte; sie waren auf schmähliche Weise verhandelt und verkauft worden. In Trient hatte sich selbst der Bruder des Kaisers, der Erzherzog Ferdinand, der Kirche mit offener Gewalt bemächtigt und unterhielt in der Stadt seine Soldaten mit den Einkünften des Bisthums. Der Bischof von Trient, Cardinal Mandrutius, zählte glücklicherweise nicht zu jenen Feiglingen, die sich zum Mitschuldigen jeder Nichtswürdigkeit derer machen, welche die Gewalt in Händen haben. Er begab sich zum Herzoge von Bayern, und bald mit einem Breve Pius' V. vom 31. December 1568 versehen, deckte er schonungslos die Schmach auf, mit der sich das erlauchte Haus Oestreich befleckt hatte. Das hatte zur Folge, daß der Streit, wenn auch nicht ohne directes Eingreifen des Papstes und seines Legaten, zum Vortheil der widerrechtlich in Besitz genommenen Kirche beendigt wurde.

Auch Commendone brachte es zuletzt dahin, daß Wien und Graz wieder einen Bischof erhielten, und ebenso erfuhren die verwahrlosten entferntern Kirchen bald die Wirkung seiner Hirten-Wachsamkeit, die vom Stuhle des heiligen Petrus aus stets neue Anregung erhielt. Allein auch die Bemühungen des heiligsten Eifers konnten nur sehr vorübergehende Früchte hervorbringen, wenn der Kaiser bei seinen Plänen verharrte, und noch hatte weder die Geschicklichkeit des Legaten, noch die väterliche Entrüstung Pius' V. irgend welche Sicherheit erlangen können, als die Vorsehung selbst eine Lösung herbei führte.

Elisabeth von Spanien starb ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen. Kaum war die Nachricht ihres Todes in Europa bekannt, als sich auch schon Alles mit einer vierten Heirath Philipp's II. und den möglichen Folgen derselben beschäftigte, und in der That erfuhr man bald, daß er gesonnen sei, um die Hand Anna's, der ältesten Tochter Maximilian's anzuhalten. Maximilian konnte gegen eine solche Verbindung nicht gleichgültig sein, aber er selbst hatte bereits die Schwester Philipp's zur Gemahlin,

und zu einer Heirath zwischen Nichte und Onkel bedurfte es darum einer Dispens vom römischen Stuhle. Um sich des Wohlwollens des Papstes zu versichern, änderte der Kaiser seine Gesinnungen vollständig, und sobald er von der Absicht Philipp's Gewißheit hatte, ließ er den Cardinal Commendone zu sich kommen, um ihm öffentlich zu betheuern, daß er im katholischen Glauben leben und sterben wolle. Indem der Papst diese Nachricht dem heiligen Collegium mittheilte, dankte er Gott mit lauter Stimme für die unerwartete Befreiung aus einer so großen Gefahr.

Die Heirath Philipp's mit der Prinzessin Anna fand im Jahre 1570 statt, und Maximilian, von nun an mit den Interessen der spanischen Politik und denen der Kirche enge verbunden, starb in Regensburg im Jahre 1577, nach einer zwölfjährigen ruhigen und friedlichen Regierung.

Siebenzehntes Kapitel.

Pius V. sendet den Cardinal Commendone nach Polen.

Inquietum est cor meum donec requiescat in Te!
St. Augustinus.

Ohne Ruhe ist mein Herz, bis es ruht in Dir, mein Gott!

Nachdem die Heirath der Tochter Maximilian's zur großen Befriedigung der Katholiken dem Schwanken des kaiserliches Hofes ein Ziel gesetzt, sandte Pius seinen getreuen Cardinal Commendone nach Polen. Sigismund August, der damals auf dem Throne saß, war von nicht entschiedenerem Character als Maximilian,

aber seine Fehler waren anderer Art. Die Leidenschaft für die Frauen übte auf ihn einen ebenso unheilvollen Einfluß aus, als der Geiz auf den Kaiser, und bedrohte den heiligen Stuhl am entgegengesetzten Ende Europa's mit einer Wiederkehr der traurigen Zeiten Heinrich's VIII. „Was den Besitz mehrerer Frauen angeht, so läßt uns hierin das Beispiel und Ansehen der Patriarchen vollkommene Freiheit," sagte Luther in seiner Erklärung der Genesis; und welche Anwendung hiervon der Landgraf Philipp von Hessen machte, ist bekannt. Doch hatte der Catholicismus in Europa zu tiefe Wurzeln geschlagen und das sittliche und sociale Gefühl der Völker war zu sehr von der Heiligkeit der Ehe durchdrungen, als daß Luther und seine Anhänger in einigen Tagen die Achtung vor derselben hätten untergraben können. Polen begegnete in dieser Hinsicht in Pius V. nicht weniger Festigkeit als England in Clemens VII.

Durch eine förmliche Umgehung des polnischen Gesetzes war Sigismund schon im Alter von zehn Jahren als König anerkannt worden. In weichlicher Ueppigkeit von einer nachsichtigen Mutter erzogen, hatte er noch sehr jung eine Prinzessin aus dem kaiserlichen Hause, Namens Isabella, geheirathet, und nach einer kurzen Ehe, in der schon ernste Anzeichen von gegenseitiger Unzufriedenheit zu Tage getreten waren, starb die Königin ohne Kinder zu hinterlassen. Noch zu ihren Lebzeiten hatte eine Hofdame, Barbara Radziwill, sich eine große Herrschaft über den König zu verschaffen gewußt und sie wurde nun Königin (1548). Aus einer berühmten Familie Lithauens entsproßen, hatte sie dem Könige eine Liebe eingeflößt, deren sie sich nicht mit ruhiger Sicherheit erfreuen konnte, da sie viel älter als ihr Gemahl war, und sie hatte Alles von der Zukunft zu fürchten, wenn sie ihrer Macht keine feste Grundlage dadurch verlieh, daß sie dem Throne einen Erben gab. Sie soll, um das sicherer zu erreichen, sich nicht gescheut haben, zu gewissen Mitteln ihre Zuflucht zu

nehmen, denen die Unwissenheit der Zeit die Kraft der Fruchtbarkeit zuschrieb, allein ihre Gesundheit nahm auf einmal ab und sie starb in wenigen Monaten; die Betrübniß des Königs über ihren Tod schien untröstlich zu sein. Doch duldeten seine Neigungen keine lange Wittwenschaft, und als er etwas ruhiger geworden, bestimmte man ihn, zu einer dritten Heirath zu schreiten, durch die man die letzte Erniedrigung der königlichen Würde wieder gut zu machen suchte. Eine feierliche Gesandtschaft ging nach Wien und hielt daselbst um die Hand der Prinzessin Catharina, einer Tochter des Kaisers Ferdinand und Schwester Isabella's, der ersten Gemahlin Sigismund's an. Ferdinand war Vater von eilf Töchtern und er konnte sich nicht mit der Hoffnung schmeicheln, einer jeden eine Krone zu geben. Die polnische war in ihrem damaligen Glanze mit am meisten im Stande, den Ehrgeiz zu reizen, und da die Heirathen zwischen Schwager und Schwägerin von der Kirche verboten waren, vereinigten der Kaiser und der König ihre Bitten um Dispens bei dem damaligen Papste Julius III. Die Päpste ertheilten solche Dispensen nur aus den wichtigsten Gründen, und es bedurfte nichts weniger als die ernsteste Besorgniß, zu der die veränderlichen Neigungen Sigismund's Anlaß gaben, um Julius zum Nachgeben zu bestimmen. Nach Beseitigung aller Hindernisse wurde denn Catharina, bereits Wittwe des Herzogs von Mantua, im Jahre 1554 von einem prächtigen Gefolge nach Warschau geleitet.

Anfangs fühlte sich Sigismund sehr glücklich mit seiner neuen Gemahlin und konnte ihre trefflichen Eigenschaften nicht genug loben; aber diese schöne Eintracht wurde bald getrübt und wich einer gegenseitigen Kälte. Beide Gatten führten ein getrenntes Leben; Catharina wurde nach Radom verwiesen und auf einen Haushalt beschränkt, der ihrer nicht würdig war; an keinen Staatsgeschäften, an keinen Festen, an keinen Reisen des Hofes durfte sie mehr den geringsten Antheil nehmen. Sie konnte ihre Klagen

darüber nicht zurückhalten, und die Gleichgültigkeit des Königs gegen sie verwandelte sich in einen Haß, der mit jedem Tage zunahm; bald beobachtete er keine Zurückhaltung mehr in dem ärgerlichen Umgange, den er mit Personen pflog, welche die Stelle Catharina's eingenommen hatten. Ferdinand vereinigte seine Vorwürfe mit den Klagen seiner Tochter, aber weder die einen noch die andern waren im Stande, ein Herz zu rühren, das so schmählich von der Leidenschaft unterjocht war.

Solche Unordnungen hatten sich in die königliche Familie nicht einschleichen können, ohne die der Autorität schuldige Achtung bedeutend zu schwächen, und besonders war es eine willkommene Nachricht für die unausgesetzten Intriguen der Häretiker; ihre Lehre war im Voraus eines Erfolges versichert, und ähnliche Herausforderungen gingen damals nicht vergeblich von einem Throne aus.

Socinus wurde der Vater der religiösen Wirren in Polen. Für dieses ritterliche Land bedurfte es eines vornehmen Reformators, und Lälius Socinus stammte aus dem vornehmen Geschlechte der Sozzini in Siena ab. Geboren im Jahre 1525 beschäftigte sich sein unruhiger Geist eben so sehr mit der Verbesserung des Lutherthums als des Catholicismus; als alleinige Quelle des Glaubens erkannte er nur die heilige Schrift an, die er nach seinen eigenen philosophischen Grundsätzen erklärte. Die Leugnung der Trinität bildete den Kern der socinianischen Irrthümer. Da er in Italien mit seinen Ansichten nicht an die Öffentlichkeit zu treten wagte, versuchte er es in Frankreich und England, jedoch vergebens. Von hier begab er sich nach der Schweiz, wo er die Bekanntschaft Calvin's machte und sich in Zürich nieder ließ. Allein mit seinen Neuerungen öffentlich hervorzutreten, durfte er hier eben so wenig wagen, denn der strenge schweizerische Reformator, der Verdacht geschöpft hatte, schrieb ihm nach nicht langer Zeit: „Ich habe es Dir bereits gesagt, und ich wiederhole es Dir

noch ernstlicher als früher, wenn Du nicht schleunigst den Neuerungskitzel unterdrückst, so fürchte ich, daß Du Dich dem größten Unglück aussetzest." Im Munde Calvin's waren diese Worte nicht ohne Bedeutung und Socinus verstand sie, besonders da bald nachher wegen ähnlicher Bestrebungen sein Freund Gentilis enthauptet und Michael Servet verbrannt wurde; er verließ die Schweiz und begab sich wieder auf Reisen.

Polen sollte das traurige Vorrecht haben, ihm endlich seine Schüler zu geben. Seine Jugend, seine vornehme Abstammung, seine glänzende Sprache, sein feines und gewinnendes Benehmen verschafften ihm eine wohlwollende Aufnahme am Hofe Sigismund's. Das damals für alles Neue, wenn es in glänzender Form erschien, leicht begeisterte und namentlich für die Reize der Beredsamkeit empfängliche Polen befand sich bereits in ziemlicher Aufregung, und als Socinus dem so leichtsinnig Gastfreundschaft gewährenden Lande wieder Lebewohl sagte, hinterließ er ihm zum Abschiede eine neue Saat des Verderbens und der Zwietracht. Einen andern Führer fanden die Socinianer nun in Faustus Socinus, dem Neffen des Stifters der Secte. Zu seinem Hauptaufenthaltsorte wählte er die Stadt Rakow, woselbst er eine wunderbare Thätigkeit entfaltete, um seiner Lehre einen immer größern Anhang zu verschaffen; regelmäßige Conferenzen eröffneten sich zwischen ihm und den verschiedenen Lehrstühlen der Reformation, eine Schule wurde von ihm für den jungen Adel gegründet, und eine neu angelegte Buchdruckerei verbreitete rasch und weithin die socinianischen Irrthümer. Die Heirath des Faustus mit der Tochter eines Woywoden, Elisabeth von Morstein, sicherte ihm vollends einen dauernden Aufenthalt in Polen; sein Tod erfolgte im Jahre 1604 in Luclawize, einem Dorfe in der Nähe von Krakau. Die Inschrift, welche bis zur Regierung Casimir's auf seinem Grabsteine sich befand, zeichnete kurz und treu sein Wirken: „Luther hat das Dach des modernen Babels zer-

stört, Calvin seine Mauern niedergerissen, der Mann, der hier schläft, es bis in seine tiefsten Fundamente erschüttert."

Damit das Uebel reißende Fortschritte mache, dazu bedurfte es nur noch der strafbaren Duldung und Mitwirkung Derer, denen es oblag, dasselbe zu bekämpfen; sie fehlte nicht, und ein beklagungswerther Abfall drohte der polnischen Kirche. Zwei Kirchenfürsten, mit der Wahrung der heiligsten Interessen der katholischen Religion betraut, reichten sich die Hand, um sie zu verrathen, Ucange, Erzbischof von Gnesen, und Padnevi, Bischof von Krakau. Ersterer stand in enger Verbindung mit den Protestanten Preußens und schmeichelte sich, nachdem er einmal die Autorität des heiligen Stuhles nicht mehr anerkannte, das Haupt der polnischen Nationalkirche zu werden. Letzterer unterstützte ihn im ersten Theile des Unternehmens, dachte aber im zweiten ihn bei Seite zu schieben. Der polnische Senat war zu zahlreich und leicht beweglich, daß nicht jede Neuerung Anhänger unter ihm gefunden hätte, und die beiden Bischöfe zählten deren bereits eine große Menge. Was Sigismund anbetraf, so konnte man bis jetzt nur religiöse Gleichgültigkeit an ihm entdecken, aber seine vertrauten Beziehungen zu dem protestantischen Preußen setzten ihn in religiöser Beziehung unaufhörlich den verderblichsten Einflüssen aus, und da die neue Lehre leicht die Auflösung der Ehe gestattete, so stand bei seiner Abneigung gegen die Königin Catharina zu befürchten, daß er dieselbe verstoßen und eine andere heirathen werde. Von der Verletzung der Kirchengesetze bis zum offenen Bruche mit dem päpstlichen Stuhle war dann nur mehr ein Schritt.

In dieser gefährlichen Lage sandte Pius V. Commendone als Nuntius nach Polen. Bei seiner Ankunft hatten die Sectirer schon Alles vorbereitet, um rasch ihren Zweck zu erreichen. Nach ihrem Plane sollte der König die ersten Vorschläge zu einer Ehescheidung von einigen einflußreichen Mitgliedern des Senates ausgehen lassen, welche die Angelegenheit zur Berathung bringen

würden. Sodann mußte an den König die Bitte gerichtet werden, doch zu erwägen, von welcher Wichtigkeit für den Staat das Dasein eines Thronerben sei, und demgemäß möge er sich entweder mit der Königin aussöhnen oder sich von ihr scheiden lassen. Der König solle nun erwidern, daß er im Gewissen verpflichtet sei, von seiner Gemahlin getrennt zu leben, da die Heirath mit einer Schwester seiner ersten Frau nicht erlaubt sein könne. Daraufhin würde der Senat im Namen des ganzen Reiches und trotz des römischen Hofes selbst die Nichtigerklärung und Auflösung der Ehe betreiben. Wiewohl diese Intrigue ziemlich geheim gehalten wurde, so mußten doch zu Viele in's Vertrauen gezogen werden, um klar sehenden Augen entgehen zu können, und die Königin und Commendone erhielten am ersten Kenntniß davon.

Die Bemühungen des Nuntius beschränkten sich im Anfange darauf, zu verhüten, daß die Angelegenheit ruchbar werde, da er wohl voraus sah, daß sie, wenn sie einmal in Gang gekommen, auch rasch dem Aeußersten und Schlimmsten zueilen werde. Der König seinerseits kannte den Zweck der Nuntiatur und fürchtete Commendone. Er wagte es darum nicht, einen Schritt weiter zu thun, bis er den Versuch gemacht habe, ihn durch Freundschaftsbezeugungen zu gewinnen. Der Nuntius benutzte das, um sich in der Gnade des Monarchen zu befestigen, ohne jedoch irgend eine persönliche Wohlthat anzunehmen oder sich durch irgend ein indirectes Zugeständniß in Verlegenheit bringen zu lassen. Der König ließ sich dadurch nicht abschrecken; eines Tages schickte er den Bischof von Plosco, Petrus Miskow, einen der Vertrauten des Erzbischofs von Gnesen, zu ihm und ließ ihm seine Empfehlung bei dem heiligen Stuhle zur Erlangung des Cardinalshutes antragen (Commendone war damals noch nicht Cardinal). Derselbe bemerkte dabei, das eine gewisse Anzahl dieser Ernennungen auf den Vorschlag gekrönter Häupter hin geschähe, und Sigismund

habe um so weniger eine abschlägige Antwort zu befürchten, da er von seinem Vorrechte bis jetzt noch zu Keines Gunsten Gebrauch gemacht habe. Commendone erwiderte bescheiden, daß er sich der ihm zugedachten Ehre nicht würdig halte, er habe sich ganz und gar dem Dienste des Papstes gewidmet und dürfe auch nur von ihm die Belohnung für seine Treue erwarten.

Da der König einsah, daß er auf diesem Wege nichts gewinne, entschloß er sich, gerade auf sein Ziel loszugehen und berief eine Reichsversammlung nach Peterkoff. Die Intrigue, wobei die Rollen schon im voraus vertheilt waren, trat bereits in den ersten Sitzungen offen zu Tage, und der Senat richtete an den König die verabredete Bitte, auf welche Sigismund in der Weise wie oben berichtet antwortete. Einige Bischöfe machten, indem sie manche Bedenklichkeiten vorschützten, die das Gewissen ihnen verursache, die Bemerkung, man müsse sich Zeit zur Ueberlegung nehmen. Commendone unterstützte sie kräftig, und der Erzbischof von Gnesen, ihr Vorsitzender von Rechtswegen, berief sie zu einer außerordentlichen Versammlung, in der Hoffnung, daß er durch sein Ansehen und seine Beredsamkeit mit leichter Mühe die Mehrheit der Stimmen für sich gewinnen werde. Der Nuntius verlangte einen Platz auf dieser Versammlung, den man ihm natürlich nicht verweigern konnte. Als er seinen Sitz unter den polnischen Prälaten einnahm, richteten sich Aller Blicke auf ihn, und Ucange konnte voraussehen, daß man ihm das Feld nicht ohne Kampf räumen werde. Doch begann er, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, für die Scheidung zu sprechen, indem er darzulegen suchte, daß die Menschen von dem göttlichen Gesetze nicht hätten dispensiren können, welches die Ehe in dem Verwandtschaftsgrade verbiete, in welchem der König zu seiner Gemahlin stehe. Der Erzbischof wurde da unterbrochen, weil er einzelne Aeußerungen Sigismund's ungenau wiedergegeben, und die dadurch entstandene Unruhe benützend, wandten sich die übrigen

Bischöfe an Commendone, um ihn zu fragen, welchen Rath man dem Könige in einer so wichtigen Angelegenheit ertheilen solle. Der Nuntius erhob sich ohne weiteres und sagte, daß kein Grund vorhanden sei, über eine Sache zu berathen, die keinen Zweifel zulasse; die Ehe sei ein Sacrament und der Mensch könne nicht trennen, was Gott verbunden habe. Ucange fiel ihm bei diesen Worten in die Rede: „Ich gebe das zu, sprach er, aber ein eben so heiliger Grundsatz lautet, daß das in seinem Princip Ungesetzliche und Unerlaubte nicht nach Willkür zu etwas Erlaubtem und Gültigem erklärt werden kann." — „Allerdings, entgegnete der Nuntius; allein die Ehen zwischen Verwandten sind legitim, weil sie weder durch ein göttliches, noch ein natürliches, sondern einzig und allein durch das kirchliche Gesetz verboten sind; und da der Papst es für gut befunden hat, zu Gunsten zweier Fürsten, die ihn darum baten, davon Abstand zu nehmen, so ist Sigismund vollkommen dispensirt." — Und in einer längern, begeisterten Rede wies er auf das traurige Beispiel Heinrich's VIII. von England hin, auf alle die verderblichen Folgen, die seine Ausschweifungen für ihn selbst und das ganze Land nach sich zogen. Dann setzte er mit großer Wärme den Bischöfen auseinander, daß alle diese Berathungen nur dazu dienten, das Uebel erstarken zu lassen, anstatt ein Mittel gegen es zu finden; den König auf andere Gedanken zu bringen, das sei das Erste und Nothwendigste. Als Feinde der Kirche und des Staates sollten sie diejenigen betrachten, welche in einem andern Sinne auf ihn einzuwirken suchten; das hieße den König täuschen durch einen falschen Schein von Religiösität, und indem man vorgebe, ihn vor einem eingebildeten Verbrechen bewahren zu wollen, stürze man ihn in wirkliche, deren Folgen nicht zu berechnen seien. Es sei von großer Wichtigkeit, die Leidenschaften der Könige zu mäßigen, anstatt sie zu entflammen, da sie um so heftiger niederstürzen, weil sie von einer größern Höhe herabfallen, dem Steine vergleichbar, der von

dem Gipfel des Berges herabrollt und den keine Hand im Stande ist aufzuhalten, bis er unter Gepolter und schrecklicher Verwüstung in der Tiefe des Thales angelangt ist.

Die Worte Commendone's übten auf seine Zuhörer eine solche Wirkung aus, daß Ucange ihm nicht zu widersprechen wagte und die Sitzung, ohne einen Vorschlag zur Abstimmung zu bringen, aufhob, mit der Absicht, die Discussion ein anderes Mal mit größerem Vortheil für sich wieder aufzunehmen; aber die allgemeine und freudige Uebereinstimmung mit Commendone hatte der Kirche den Sieg verliehen, und Ucange zögerte nicht, dem Könige zu erklären, daß man auf die Mitwirkung der Bischöfe nicht mehr rechnen dürfe, so lange der Widerstand des Nuntius nicht überwunden sei. Dieser hatte darum von Seite des Königs selbst einen neuen Sturm zu bestehen.

Sigismund ließ ihn zu sich rufen und schilderte ihm seine Verlegenheit und Unruhe; da er aber wohl merkte, daß er durch religiöse Gründe Commendone nicht hintergehen könne, sprach er ihm ohne Umschweife von seiner Abneigung gegen die Königin, und betheuerte, daß er lieber sein Reich verlieren wolle, als sie zu ihm zurückkehren sehen. Dann bat er ihn um der Freundschaft willen, die er ihm stets bewiesen, doch ein Mittel ausfindig zu machen, welcher Art es immerhin sein möge, um ihn aus diesem elenden Zustande zu reißen. Er erwarte nur von ihm Hülfe, er verlange nichts und werde nichts thun, was gegen die Autorität des heiligen Stuhles sei, aber er wolle seine Ruhe wieder finden; bei diesen Worten prägte sich seine innere Unruhe auf seinem Gesichte aus und die Thränen traten ihm in die Augen.

Der Geist der Kirche, so hochherzig durch seine Standhaftigkeit und Sanftmuth in den mißlichsten Lagen, spiegelte sich getreu in der Sprache ihres Vertreters. Commendone wiederholte vor Sigismund, was er schon den Bischöfen gesagt hatte, mit noch weiterer Hinzufügung alles dessen, was gerade zum Herzen

dringen konnte; allein der König blieb, wiewohl er ihm mit größter Aufmerksamkeit zuhörte, immer aufgeregt; jede seiner Bewegungen ließ erkennen, daß die Wahrheit ihn überwinden, daß er aber nie seine Leidenschaften werde besiegen können. „Lieber will ich sterben, rief er nochmal aus, als in eine Versöhnung willigen.“ Und er beschwor den Nuntius, ihm zu sagen, ob es auf der Welt einen unglücklicheren Menschen gebe als ihn. „Ich bin der letzte Sprößling so vieler Könige, klagte er, die über dieses schöne Land geherrscht haben und in der Kraft meines Alters verurtheilt man mich, die Krone mit mir in's Grab zu nehmen. Sollte ich denn auf der Welt der einzige Fürst sein, der für seine Leiden kein Heilmittel, keine Erleichterung, kein Ende findet?“ Commendone scheute sich nicht, noch ferner in ihn zu dringen, und da der König mehrere Male auf das Wohl seines Landes hingewiesen hatte, so bat er ihn, eben zu bedenken, wie Polen bereits eine Beute so vieler geheimen Partheien sei; daß ein öffentliches Schisma die Zügellosigkeit der Privaten auf's höchste steigern, Zwietracht unter die Obrigkeit säen und die angesehensten Großen des Reiches gegen einander bewaffnen werde; außerdem habe Polen so viele Feinde als es Nachbarn habe. Die Moskowiten wärfen lüsterne Blicke auf Lithauen, die Schweden nicht weniger, der Kaiser sei in seinen theuersten Gefühlen verletzt und die Deutschen hielten sich bereit, sich in die preußischen Provinzen zu theilen. „Der König mag urtheilen, rief Commendone aus, ob solche Gründe für seine Krone wichtig sind, da ich als Fremder den Muth habe, Ew. Majestät Wahrheiten zu sagen, die Ihrem Ohre ohne Zweifel sehr kühn erscheinen.“

Ueber einen solchen ungewohnten Widerstand in der That erstaunt, verfiel Sigismund aus seiner Aufregung in eine tiefe Niedergeschlagenheit, und, wie es schien, sich große Gewalt anthuend, ergriff er die Hand des Nuntius mit den Worten: „Nun denn, wir wollen uns nicht mehr die Mühe geben, das Unmögliche

zu erreichen, ich werde mich meinem Schicksale unterwerfen. Was Sie betrifft, seien Sie überzeugt, daß Ihre Rathschläge und Ihr Freimuth mich nicht verletzen. Die Angelegenheit wird mir immer sehr schmerzlich sein, aber Ihre Treue wird mir stets lieb und werth bleiben." Darauf entließ er ihn ruhig und zeigte bei keiner Gelegenheit ein mit der eben gegebenen Versicherung im Widerspruch stehendes Gefühl. Die Reichsversammlung wurde geschlossen, ohne daß sie eine Antwort vom Könige erhielt oder eine solche verlangte; der Eifer eines Dieners der Kirche hatte abermals ein Königreich vorläufig gerettet. Der damals regierende Kaiser Maximilian schickte eine Gesandtschaft an seinen Schwager, und einen Augenblick hegte man die Hoffnung, daß ihre Vermittlung das Werk des Nuntius vollenden werde.

Die Gesandten sahen ein, daß die Gemüthsstimmung des Königs die äußerste Schonung und Sanftmuth verlange, und sie riethen darum der Königin, sie solle versuchen, die Zuneigung des Königs durch unterwürfiges Benehmen und liebevolle Zuvorkommenheit wieder zu gewinnen. Allein sie fühlte, daß ihre Geduld, mit der sie bis jetzt so viele Beleidigungen ertragen, zu Ende ging. Sie wollte sich wenigstens des Trostes nicht berauben lassen, ihre Familie wieder zu sehen; ohne Zustimmung des Königs verließ sie Radow und begab sich zu ihrem Bruder. Sobald Sigismund die Grenze seines Landes zwischen ihm und ihr wußte, betrachtete er diese Schranke als unübersteiglich in Zukunft; das Wort Versöhnung durfte nicht mehr ausgesprochen werden und er fiel in seine frühere Unruhe zurück.

Das unglückliche Land fortwährend von einem Schisma bedroht sehend, ließ Pius V. nicht nach, seine warnende Stimme zu erheben, und namentlich war es in einer durchgreifenden Reinigung des polnischen Clerus, daß er eine Sicherheit für die Zukunft suchte, sich bemühend, wenigstens den Glauben des Volkes der Unbeständigkeit der Gewalt gegenüber zu schützen.

„Das Interesse, schrieb er an Sigismund, welches unser väterliches Wohlwollen uns für Ew. Majestät, Ihre Ehre und Ihren Ruhm einflößt, ließ uns erwarten und hoffen, daß Sie selbst das gewaltige Aergerniß beseitigen würden, das in Betreff des ehemaligen Bischofs von Kiew entstanden ist, daß Sie dafür sorgen würden, daß dieser schändliche Häretiker nicht mehr länger im Besitze seiner Kirche verbleibe, noch daß er in der Eigenschaft eines Bischofs und Senators des Reiches ferner bei den öffentlichen Versammlungen erscheine. Aus dem letzten Briefe Ew. Majestät haben wir ersehen, für wie gefährlich Sie es halten, diesem und allen andern Schäden Ihres Landes, die zu sehr, wie Sie klagen, durch die Nachlässigkeit gewisser Menschen erstarkt sind, entgegenzutreten; damit Sie uns aber nie zum Vorwurf machen können, was Sie jetzt Andern vorwerfen, die das vielleicht nicht verdienen, so wollen wir uns nicht mit Nachläßigkeit unserer Pflicht entledigen, noch ablassen, Ew. Majestät zu ermahnen und anzutreiben, schreienden Aergernissen ein Ende zu machen. Sie täuschen sich in der That, wenn Sie durch Duldung oder Verheimlichung solcher Unordnungen Ihrem Lande Ruhe zu verschaffen glauben, und den Beweis dafür finde ich gerade in dem Beispiel Frankreichs, das Ew. Majestät als Entschuldigung anführt. . . . Was das Verbot des Herrn betrifft, das Unkraut auszureißen, damit man nicht zugleich den Waizen mit zerstöre, so versteht Ew. Majestät den Ausspruch nicht, wie er verstanden werden soll. Wir würden lieber gesehen haben, daß Sie sich besser erinnert hätten, was derselbe Heiland mit so klaren Worten von der künftigen Vernichtung der Reiche sagt, die in sich selbst uneins sind. Welche Uneinigkeit ist aber verderblicher als die Spaltungen und Streitigkeiten rücksichtlich der Religion! Wenn, wie Sie schreiben, die Aergernisse

zugenommen haben in einem Grade, daß keine Hoffnung mehr vorhanden ist, sie alle auf einmal und leicht zu beseitigen, so müssen wenigstens die unterdrückt werden, welche unterdrückt werden können, und dazu gehört dasjenige, welches von dem verursacht wird, den man Bischof von Kiew nennt. Väterlich ermahnen wir daher Ew. Majestät, es zu thun, und inständig bitten wir Sie darum. Haben Sie Acht auf Ihren Ruf, haben Sie Acht auf die Ehre Gottes, das Heil der Seelen und die Wohlfahrt jener Kirche. Weigern Sie sich dessen länger, so werden wir gezwungen sein, nach der Strenge der canonischen Vorschriften gegen den falschen Bischof zu verfahren, aus Furcht, daß wir während der Unthätigkeit Ew. Majestät auch unserer Pflicht nicht genügen, wozu wir uns nicht entschließen könnten, ohne uns schwer gegen Gott und die Menschen zu vergehen."

Rom, 26. März 1568.

Da der König noch immer schwankte und nach allerhand Ausflüchten suchte, richtete der Papst auf's neue die ernstesten Vorstellungen an ihn, und in einem Breve vom 27. Mai 1568 rief er ihm unter Anderm die feierlichen Worte zu: „Das Ansehen eines Königs ist groß, die Ehrfurcht vor der königlichen Würde ist auch groß, und ein König wird nur dann verachtet, wenn er sich durch allzugroße Nachgiebigkeit selbst verächtlich macht." In demselben Jahre sandte er Commendone zum zweiten Male nach Warschau, nachdem seine Mission bei Maximilian, wie wir gesehen, beendet war. Ueberall auf seiner ganzen Reise wurde ihm der ehrenvollste Empfang zu Theil; in der Hauptstadt Polens angekommen, ging ihm Sigismund, sich mühsam an einem Stocke schleppend, da er an einem Gichtanfalle litt, bis zur Treppe des Palastes entgegen und bewillkommnete ihn auf's gnädigste.

Da die Instructionen des Papstes der Art waren, daß sie kein langes Zögern duldeten, und ermuthigt durch den ihm vom

König gewordenen herzlichen Empfang, brachte Commendone so bald als möglich die Rede auf das Gerücht, daß er mit neuen Plänen umgehe, sich von seiner Gemahlin scheiden zu lassen, und verlangte aus dem eigenen Munde des Königs zu hören, in wie weit er demselben Glauben schenken dürfe. Sigismund antwortete, daß man es mit seinem Willen ausgestreut habe, um das Drängen seiner Unterthanen zu beschwichtigen, die ihm unaufhörlich zusetzten, die Thronfolge zu sichern, aber sonst füge er sich in sein Schicksal. Doch erhielt der Legat Nachrichten, die ihm gegründete Ursache gaben, die Aufrichtigkeit dieser Versicherung in Zweifel zu ziehen. Es schien im Gegentheil, daß der König in der Hoffnung, auf diese Weise den Aufenthalt des Legaten in Polen abzukürzen, nur darnach trachtete, Zeit zu gewinnen und die Wachsamkeit Pius' V. zu täuschen. Die Depeschen des Cardinals an den Papst ließen hierüber keinen Zweifel mehr, als die Vorsehung selbst mit einem Hauche das Gewitter zerstreute, welches drohend über einem der schönsten Reiche der Christenheit schwebte. Catharina, deren Gesundheit der stete Kummer schon lange untergraben hatte, wurde nach einer kurzen Krankheit durch den Tod von ihren Leiden erlöst.

„Der König, sagte der Secretär Commendone's in seinem Berichte über diesen Todesfall, schien tief betrübt; er ließ dem tugendhaften und unsträflichen Wandel der Fürstin Gerechtigkeit widerfahren. Bitterlich beweinte er ihren Tod und zeigte die lebhafteste Reue darüber, ihr so wehe gethan und das Leben so verbittert zu haben. Niemand glaubte indeß an die Aufrichtigkeit seiner Thränen. Wer hätte sich in der That denken können, daß ihn in Wahrheit der Verlust einer Gemahlin rührte, die er aus seinem Hause gejagt hatte und die er noch ferner zu verfolgen im Begriffe stand, ohne weder auf sein Seelenheil noch sein Land Rücksicht zu nehmen? Und doch schien er bei der Nachricht von ihrem Tode nicht nur traurig und niedergeschlagen, sondern selbst

vom Schmerze überwältigt zu sein. Noch überraschender aber ist es, daß von der Zeit an bei dem Könige sowohl wie bei seinen Unterthanen nie mehr die Rede von einer Heirath war. Kein Wort hörte man mehr darüber, daß man Fürsten von königlichem Geblüte haben und der Thron in der Familie bleiben müsse, die ihn jetzt inne hatte, noch geschah mehr all der übrigen Gründe Erwähnung, die früher so viel Lärm verursacht hatten*)."

Dieser seltsame und plötzliche Widerspruch kann nicht blos aus dem Reize erklärt werden, den das Verbotene und mit Hindernissen Verbundene auf das Menschenherz ausübt. Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß Sigismund insgeheim ein Tod sehr nahe ging, als dessen Haupturheber er sich betrachten mußte. Seine durch Jugendausschweifungen vermehrte Kränklichkeit verlieh diesen schmerzlichen Betrachtungen einen neuen Ernst und seine Enthaltsamkeit nach Wiedererlangung einer rechtmäßigen Freiheit hatte ohne Zweifel vor Gott das Verdienst der Reue und freiwilliger Sühne. Was das plötzliche Schweigen seines Volkes anging, so war das ein Beweis, bis zu welchem Grade die Aufregung und Unruhe künstlich hervorgerufen war. Sobald die Sectirer in der Heirath des Königs nicht mehr eine Ursache der Entzweiung zwischen dem katholischen Monarchen und dem Papste erblickten, bekümmerten sie sich nicht weiter darum und ließen den unglücklichen Fürsten wenigstens ruhig seine Tage beschließen.

Nur wenige Monate überlebte Sigismund Pius V. und mit ihm erlosch das erlauchte Geschlecht der Jagellonen, das drei Jahrhunderte hindurch über Polen geherrscht hatte.

---

*) Vie du Cardinal Commendon, per Gratiani.

Achtzehntes Kapitel.

Pius V. nimmt den h. Karl Borromäus in Schutz, hebt den Orden der Humiliaten auf und verleiht der Familie Medici die Großherzogswürde von Toscana.

Deus non irridetur.
Gal. VI, 7.

Gott läßt Seiner nicht spotten.

Wir verlassen in unserer Geschichte jetzt auf immer den Norden und kehren nach Italien zurück.

Der Leser erinnert sich noch der thätigen und erfolgreichen Bemühungen des h. Karl Borromäus bei der Wahl Ghislieri's. Er zuerst hatte eine geheime Vorahnung von dem, was die Kirche von Pius V. zu erwarten habe, und Pius V. seinerseits wünschte ihn in seiner Nähe zu behalten, um sich eines so weisen Rathgebers nicht zu berauben. Allein die Kirche bedurfte der mächtigen Hülfe des Beispiels für alle Stufen der Hierarchie und so sollte der h. Karl auf dem bischöflichen Stuhle von Mailand die Leuchte des Episcopates werden.

Der Papst verlieh ihm die ausgedehntesten Vollmachten zur Verbesserung der Sitten, sowie zur strengen Durchführung der Beschlüsse des Concils von Trient und in einer noch im Monate seiner Krönung erlassenen Bulle gab er der christlichen Welt einen öffentlichen Beweis des liebevollen Vertrauens, welches er auf den heiligen Bischof setzte.

Karl Borromäus war noch nicht dreißig Jahre alt, als er unter solchen Auspicien seine Thätigkeit in einem der schönsten Länder der Christenheit begann. Wir haben schon Ghislieri als einfachen Inquisitor mit Gefahren seines Lebens gegen die spanischen Statthalter kämpfen sehen, welche ihrem Herrn den Beweis ihres Eifers

für die königliche Autorität zu geben bemüht waren, indem sie jener der Kirche Hindernisse und Schwierigkeiten aller Art in den Weg legten. Auch Karl schreckte vor der ungeheuern Aufgabe nicht zurück, die ihm geworden war; das Gebet und die Liebe waren seine ersten Waffen.

Einst stellte an einen Bischof auf dem nämlichen Stuhle die h. Monica weinend die Frage, wie lange der ausschweifende Lebenswandel ihres Sohnes noch fortdauern werde, und der Bischof gab ihr zur Antwort: „Beruhige Dich, das Kind so vieler Thränen wird nicht zu Grunde gehen!“ Der Sohn der Monica, plötzlich von der Gnade gerührt, wurde der h. Augustinus. Jetzt war es eine ganze Bevölkerung, das geliebte Kind seines geistlichen Vaters, die wiedergeboren werden sollte; aber der Geist der Welt war noch nicht in seinem Kampfe gegen den Geist der Buße überwunden, und es handelte sich um nichts Geringeres, als eine ganze große Hauptstadt und einen beträchtlichen Theil eines zahlreichen Clerus geistig umzugestalten. Was einen gewöhnlichen Muth zurückgeschreckt hätte, konnte den des h. Karl nur erhöhen. Die bischöfliche Consecration hatte er am Jahrestage der Ordination des h. Ambrosius empfangen wollen, und den Blick auf dies große Vorbild gerichtet, weihte er sich den Arbeiten und den Leiden seines bischöflichen Amtes, ja selbst dem Tode, wenn es ihn verlange.

Die bloße Veröffentlichung seiner Verfügungen erregte Murren und Unwillen; aber als es zur Ausführung derselben kommen sollte, nahm der Widerstand einen andern Character an. Als er durch den Polizeihauptmann des Erzbisthums mehrere Verhaftungen vornehmen lassen wollte, erhob die Obrigkeit der Stadt Widerspruch und ließ ersterm bedeuten, er möge sich nicht unterstehen, von seiner Mannschaft begleitet öffentlich zu erscheinen, widrigenfalls sie sich seiner Person bemächtigen würde wegen Zuwiderhandlung gegen das ausdrückliche Verbot des Gouverneurs,

auf der Straße irgend welche Waffen zu tragen. Die bischöfliche Gerichtsbarkeit in Italien war eine sehr ausgedehnte. Der Erzbischof hatte sich über die Grenzen derselben genau unterrichtet und er überschritt sie nicht; auch erschienen ihm die Verhältnisse, in denen er sich befand, nicht der Art, daß es ihm gestattet sei, etwas davon zum Opfer zu bringen. Der Polizeihauptmann empfing darum wie bisher die Befehle des Erzbischofs und fuhr fort sie auszuführen. Allein die Obrigkeit ließ ihn wirklich ergreifen und verbannte ihn, nachdem er noch grausame Mißhandlungen erfahren, aus der Stadt unter Androhung der Galeere, wenn er zurückkehren sollte. Karl brachte diese Gewaltthätigkeit auf der Stelle zur Kenntniß des Papstes und des Königs von Spanien und verlangte Gerechtigkeit von Beiden. Der Gouverneur von Mailand, Herzog von Albuquerque, entschuldigte seine Beamten, Philipp II. zeigte keine Eile, seinem Statthalter Unrecht zu geben, und da der Papst noch weniger geneigt war, den Erzbischof in dieser Angelegenheit im Stiche zu lassen, so hatte dies lange Unterhandlungen mit dem Hofe von Madrid zur Folge.

Im October 1567 schickte Albuquerque einen mailändischen Senator, Johann Paul von Chiesa, nach Rom, um Pius V. den Sachverhalt darzulegen und sein Verfahren zu rechtfertigen. Dieser gab zur Antwort, daß, wenn Albuquerque es in Ordnung finde, seinen König zu vertheidigen, es ihm auch ebenso angemessen erscheinen müsse, daß der Papst, der über die Ehre des Königs der Könige zu wachen habe, diese nicht wolle antasten lassen; „und dadurch, fügte er hinzu, glauben wir auch über das Interesse der Monarchen selbst mit zu wachen, denn die Achtung und Ehrfurcht vor der göttlichen Majestät ist eine Stütze für das Ansehen und die Majestät der Fürsten“. Schließlich erklärte er, daß die Entscheidung der Angelegenheit in die Hände unpartheiischer Schiedsrichter gelegt werden solle, welche den Thatbestand gewissenhaft untersuchen und beide Partheien vernehmen würden.

Dasselbe sagte er auch in einem Schreiben an den Senat von Mailand, welchen er darin noch außerdem ermahnte, möglichst darauf bedacht zu sein, die bischöfliche Würde in der Person ihres Erzbischofs zu Ansehen zu bringen. „Nichts, bemerkte er, befestigt in der That sicherer die weltliche Macht, als die Achtung vor der kirchlichen Gewalt. Alles, was auf geistlichem Gebiete an Dauer und Festigkeit gewonnen wird, verschafft der weltlichen Macht den nämlichen Zuwachs an Kraft und Stärke. Das ist das Bollwerk der Staaten, die Grundlage und das unerschütterliche Fundament des Rechtes. Möge Gott verhüten, daß das Verderben und der Untergang vieler Fürsten denen den Beweis unserer Behauptung liefert, welche nicht daran glauben wollen."

Allein Diejenigen, welche den Erzbischof beleidigt und in seinen Rechten verletzt hatten, waren nicht besonders geneigt, sich vor dem päpstlichen Gerichte zu beugen, und bemühten sich, die Anklage gegen den h. Karl selbst zu wenden. Sie streuten überall aus, die ehrgeizigen Pläne des Cardinals gingen weiter, als man glaube, er habe es auf nichts Geringeres abgesehen, als sich zum Herrn der Stadt zu machen, und all der Eifer für Reformen, der in seinen geringfügigsten Handlungen zu Tage trete, sei nur eine Schlinge für die Einfältigen, ein durchsichtiger Schleier, unter dem er seine gefährlichen Ränke und herrschsüchtigen Absichten schlecht verberge.

Da entschloß sich Philipp, den Marquis Seralvio nach Rom zu senden, um die Angelegenheit beizulegen. Dieser begab sich zuerst nach Mailand zum Erzbischofe, dem gegenüber er sich beklagte, daß er den Papst in eine gereizte Stimmung versetzt habe, anstatt sich direct an den König zu wenden, von dem er doch jede Genugthuung hätte erwarten können; das Wohlwollen, welches ihm Seine Majestät bewiesen, habe doch wohl diese Erkenntlichkeit verdient. Nach einigen Drohungen, auf die Karl mit Festigkeit antwortete, nahm die Sprache des Gesandten einen

andern Ton an, und er bat den Cardinal, als ein guter Vater doch wenigstens die Versöhnung der Gemüther zu erleichtern, indem er an den Papst schreibe, um ihn für einen Vergleich günstig zu stimmen. Der Erzbischof entgegnete, daß es ihm schlecht anstehen würde, wenn er den Papst daran hindern wolle, gegen die wirklichen Urheber der Unruhe vorzugehen, da die Angelegenheit für die Kirche von zu offenbarer Wichtigkeit sei; er habe vielmehr Grund zu fürchten, daß Seine Heiligkeit ihn tadeln werde, daß er die Sache nicht mit der gehörigen Energie verfolgt habe. „Man verkennt, bemerkte er weiter, mein Verhalten, wenn man mich anklagt, gegen die dem Könige schuldige Rücksicht gefehlt zu haben. In Madrid weiß man zur Genüge, daß ich mich gleich beim Beginn dieser Unordnungen keineswegs nach Rom gewandt habe, sondern daß ich sie geduldig ertrug und kein Mittel, eine Versöhnung herbeizuführen, unversucht ließ. Da aber alle meine Mühe fruchtlos blieb, so durfte ich nicht länger mehr zögern, laut meine Stimme zu erheben *)."

Doch glaubte er keinen Grund zu haben, das verlangte Schreiben an den heiligen Vater abzuschlagen. Es lautete folgendermaßen:

„Heiligster Vater!

„Schon vor einiger Zeit habe ich Ew. Heiligkeit auf's genaueste von Allem, was die Gerichtsbarkeit meiner Kirche betrifft, in Kenntniß gesetzt. Ich beauftrage nun den Herrn Ormanette, Ihnen Alles mitzutheilen, was sich zwischen mir und dem Marquis von Seralvio, der im Begriffe steht, nach Rom abzureisen, begeben hat. Dieses Schreiben, in welchem ich auf Verlangen des Marquis Ew. Heiligkeit bitten soll, die Sache zu erledigen und die Senatoren von einer Reise

*) La vie et l'esprit de saint Charles Borromée, par Antoine Touron, p. 299.

nach Rom zu entbinden, konnte ich ihm nicht abschlagen. In einigen Worten werde ich Ihnen sagen, was ich von der betreffenden Angelegenheit halte und stets gehalten habe, wie es auch dem Herrn von Seralvio gegenüber schon geschehen ist.

„Was die Senatoren angeht, so verlange ich keineswegs, daß mir die mindeste Genugthuung für irgend eine Beleidigung zu Theil werde, die mir persönlich widerfuhr, und ich bitte Ew. Heiligkeit, sich darum nicht zu bemühen. Mögen Sie nur allein darauf bedacht sein, ein der Gerechtigkeit des apostolischen Stuhles würdiges Urtheil zu erlassen und seinem Ansehen Achtung zu verschaffen, ohne auf mich die geringste Rücksicht zu nehmen, da ich ja doch nur einen kleinen Theil des erhabenen Körpers bilde, dessen Haupt Sie sind. Was die Rechte meiner Kirche betrifft, so betheuere ich, daß ich kein anderes Ziel im Auge habe, als ihr eine freie Stellung zu verschaffen und meine Nachfolger dadurch in den Stand zu setzen, mit Freiheit allen Verpflichtungen und Obliegenheiten ihres Amtes nachkommen zu können.

„Im Uebrigen genügt es mir, Ew. Heiligkeit sämmtliche Acten übersandt zu haben, welche das Recht der Kirche beweisen. Sie haben um Ihre Person Männer von vollendeter Frömmigkeit, großer Klugheit und Gelehrsamkeit, von denen einige sogar auf dem Concil von Trient an den Decreten über ähnliche Materien mitgearbeitet haben. Außerdem — und das ist die Hauptsache — wird Ew. Heiligkeit vom h. Geiste geleitet und regiert, und so scheint es mir, daß mir nichts Anderes obliegt, als Ihre Entscheidung abzuwarten, der ich stets ohne Widerrede beipflichten werde, da Ihre Erlasse nur gerecht und Ihre Urtheile nur heilig sein können*)."

*) Vie de Charles Borromée, par Ant. Touron, p. 302.

Indeß waren hiermit die Prüfungen des h. Karl noch nicht zu Ende; ärgerliche Unordnungen, welche in einigen Kirchen Mailands stattfanden, sollten seinem Herzen noch bitterern Kummer bereiten. Als er eine Visitation bei dem Kapitel von della Scala vornehmen wollte, verwehrten ihm die Canoniker gewaltsam den Eintritt in ihre Kirche und ihr Haus, und selbst Gewehrschüsse wurden auf das Kreuz abgefeuert, welches man vor dem Erzbischofe einhertrug. Er kehrte um mit den Worten: „Der Schüler ist nicht größer als der Meister; haben sie mich verfolgt, so werden sie auch euch verfolgen." Aber übte auch so der fromme Cardinal die Geduld, so durfte er doch nicht die Anforderungen der Pflicht vergessen und schon am folgenden Tage belegte er die Kirche della Scala mit dem Interdict und excommunicirte feierlich sämmtliche Mitglieder des Kapitels. Sodann sandte er ohne Säumen einen Canoniker von der Cathedralkirche nach Rom, um den Papst über das Vorgefallene in Kenntniß zu setzen, sowie auch Depeschen an den apostolischen Nuntius in Madrid, damit der König nicht durch ungetreue Berichte hintergangen werde. Diese Vorsicht war nicht überflüssig. Das Kapitel von della Scala berief sich auf königliche Privilegien, um sich der bischöflichen Gerichtsbarkeit zu entziehen, und der Senat ergriff mit Freuden die Gelegenheit, zum Beweise der Richtigkeit seiner Behauptungen in Betreff der Uebergriffe des Erzbischofes die Auflehnung eines Kapitels anführen zu können. Auch gelang es, den Herzog von Albuquerque mit in das Complot hinein zu ziehen, und dieser scheute sich trotz seiner an den Tag gelegten frommen Gesinnungen nicht, ein für den Cardinal höchst ehrenrühriges Schreiben an den Papst abzusenden, der darin als ein Unbesonnener geschildert wurde, stets bereit, in Mailand durch die Neuerungen, welche er einführen wollte, Unruhen zu stiften. Aber diese Neuerungen waren gerade die nämlichen, welche Pius V. selbst in der ganzen Christenheit einführte, und so war er über die dem Herzog von

Albuquerque zu ertheilende Antwort keinen Augenblick unschlüssig. Der Inhalt seines Breves an denselben war folgender:

„An unsern geliebten Sohn Gabriel von Queva, Herzog von Albuquerque, Statthalter von Mailand!

„Unangenehm und in dem Maße, als es die Wichtigkeit des Gegenstandes erfordert, sind wir von dem am ersten September uns übergebenen Briefe Ew. Herrlichkeit berührt worden. Unser Kummer darüber hat mehrere Ursachen. Einmal that es uns wehe, zu sehen, wie die Würde des Cardinals verachtet wird, der in so inniger Beziehung zu uns und dem apostolischen Stuhle steht; dann die Wahrnehmung, daß die Verwegenheit böswilliger Menschen immer größer wird durch den Ausgang jeder Angelegenheit dieser Art und daß ihre Kühnheit täglich zunimmt, sobald sie auf den Schutz der mächtigsten Fürsten hoffen dürfen. Wir beschränken uns auf diese beiden Punkte, damit man wisse, daß nichts gegen die Würde eines so hervorragenden Gliedes der Kirche geschehen konnte, ohne zugleich auf uns und den heiligen Stuhl zurückzufallen. . . .

„Was aber nun den Theil des Schreibens betrifft, in welchem Ew. Herrlichkeit uns zu bewegen sucht, den Cardinal für einen eigensinnigen und in seinen Entschlüssen unüberlegten Mann zu halten, so können wir, trotz des Vertrauens, das wir Ihren Worten beimessen, doch eine solche Meinung nicht zu der unsrigen machen. Wir erinnern uns der Handlungsweise und der Pläne des würdigen Erzbischofs als er unter dem Pontificate seines Oheims Pius' IV., unseres Vorgängers glorreichen Andenkens, die Angelegenheiten der Kirche und der Christenheit in Händen hatte. Wäre er der Mann, wie Sie ihn schildern, wie käme es denn, daß er nicht schon damals etwas gethan hat, woraus

man in irgend einer Weise auf einen solchen Character hätte schließen können? Es ist uns schmerzlich, wir müssen es gestehen, daß, da Gott Ihrer Stadt einen Hirten von solcher Unsträflichkeit und Reinheit des Wandels gegeben, der nichts als das Heil der Seelen will, der sich bemüht, das Laster auszurotten, so viel es von ihm abhängt, selbst Jene, welche ihn lieben und hochschätzen sollten, ihm Vorwürfe machen, die ihm eben so fremd sind, als er selbst jedem Fehler und sogar jedem Schatten eines Fehlers.

Rom, den 10. September 1569."

Zu gleicher Zeit berief Pius eine Congregation, um die Angelegenheit des Cardinals und des Kapitels zu untersuchen; die Ansprüche der Canoniker wurden für unhaltbar in allen Punkten befunden, die Excommunication erneuert und die Aufrührerischsten derselben vor den heiligen Vater beschieden.

Auf fernere Schreiben Albuquerque's an den Papst ertheilte ihm dieser in einem Breve folgende Antwort:

„Auf die in Ihren beiden uns am 28. September überreichten Briefen enthaltenen Einzelheiten antworten wir in einer Weise, daß wir mit väterlichem Stillschweigen im Dunkeln lassen, was zu einer nähern Besprechung nicht geeignet erscheint. Da wir wahrhaft Ew. Herrlichkeit lieben, so möchten wir, daß das, was wir Ihnen schreiben, sowohl zum Heile Ihrer Seele, als auch zur Vertheidigung der gerechten Sache geschrieben sei, und wir bitten Gott den Allmächtigen, Sie erkennen zu lassen, mit welch' väterlicher Liebe wir diese Zeilen an Sie gerichtet haben. Indem wir mit dem Theile Ihrer Schreiben beginnen, in welchem Sie uns so viele Einzelheiten über den Character des Cardinals berichten, geben wir Ihnen vor Allem in Wahrheit und unbedenklich die Versicherung, daß, kännten wir nicht vollkommen sein Leben, seine Sitten, seine Pläne,

die Mittel, deren er sich bedient, das was Sie uns geschrieben, uns in Zweifel und Unschlüssigkeit erhalten hätte; aber da wir nun sichere Gewißheit über den Zweck haben, auf den alle seine Gedanken, alle seine Handlungen gerichtet sind, da wir die Männer kennen, deren er sich zur Erreichung derselben bedient, so sind wir genöthigt, bei unserer eigenen Meinung zu beharren, betrachten wir alles Dieses als das Ergebniß der listigen Anstiftungen jenes alten Feindes des Menschengeschlechtes, dem es eigen ist, das Einige zu entzweien, das Gute zu zerstören; der von Anfang an voraussehend, wie viel Schönes und Herrliches das einträchtige Zusammenwirken des Cardinals und Ew. Herrlichkeit hervorbringen würde, seiner alten Bosheit eingedenk war, um Alles zu verwirren und in Unordnung zu bringen . . . .

„Was die Drohung Ew. Herrlichkeit angeht, zur Aufrechthaltung der königlichen Gerechtsame den Cardinal selbst nicht blos aus der Stadt, sondern auch aus dem mailändischen Gebiete zu verbannen, so veranlaßt uns, obwohl wir, jede andere Bemerkung bei Seite lassend über die Antwort welche uns die Gerechtigkeit in den Mund legen würde, nicht verlegen sein können, unser Wohlwollen für Sie, Sie nur auf Eines aufmerksam zu machen, daß Sie nämlich mehr als einmal bedenken mögen, was Sie zu thun im Begriffe stehen, damit Sie nicht mit Wissen und Wollen bis zu einem Punkte vorgehen, von dem später keine Rückkehr mehr möglich oder doch äußerst schwierig ist. Dem Cardinal selbst kann nichts Ruhmreicheres begegnen, als daß ein Exil gewaltthätiger Weise über ihn verhängt würde, weil er die Freiheit und das Recht seiner Kirchheit vertheidigte, und sollte er sein Blut für dieselbe Sache verlieren müssen, so würde er es als eine große Bevorzugung von Gott dem Allmächtigen betrachten. Aber in Ihrem eigenen Interesse liegt es, auf Ihrer Hut zu sein,

daß nicht das, was ihm unsterblichen Ruhm vor Gott und und den Menschen verschafft, zu Ihrer Schande in der ganzen Christenheit gereiche und in den Annalen Ihres Lebens zu ewiger Schmach Ihres Namens verzeichnet bleibe.

Rom, den 8. Oktober 1569."

Albuquerque ermangelte nicht, zur selben Zeit seinen Eifer in Madrid an den Tag zu legen, aber auch hier fand die Sache des Erzbischofs ihren beredten Vertheidiger. Apostolischer Nuntius war damals Johannes Baptiste Castagna, der später unter dem Namen Urban VII. den Stuhl Petri bestieg. Unablässig war er bemüht, die Kunstgriffe aller Feinde einer wahren und heiligen Reform blos zu legen, und von dem damaligen Dominicaner-General Vincenz Justiniani, der von Pius V. eigens nach Spanien geschickt worden, eifrig unterstützt, erreichte er es, daß die gegen den Cardinal gerichteten Verläumdungen auf den König und seine Umgebung ohne Wirkung blieben. Philipp selbst befahl nach reiflicher Ueberlegung dem Statthalter von Mailand, jede im Widerspruch mit den Verfügungen des h. Karl ergriffene Maßregel zurück zu nehmen, wobei er ihm zugleich einschärfte, gegen die aufrührerischen Canoniker der Kirche della Scala auf dem gesetzlichen Rechtswege vorzugehen und sie nöthigenfalls zu zwingen, dem Erzbischofe Genugthuung zu leisten. Der Polizeihauptmann nebst den übrigen Beamten des geistlichen Gerichts, die man gewaltsam aus Mailand vertrieben hatte, wurden zurückgerufen und in ihre Aemter wieder eingesetzt.

Da ganz Mailand von der ärgerlichen Auflehnung des Kapitels Zeuge gewesen, wollte Pius, daß es nun auch Zeuge sein solle von der von ihm zu leistenden Genugthuung und seiner Wiederversöhnung mit der Kirche. An einem Sonntage erschienen sämmtliche Mitglieder desselben vor der Thüre der Cathedrale, bekannten öffentlich ihre Schuld und baten um Verzeihung. Darauf ließ ihnen der Erzbischof die Thüre öffnen, und am Fuße des Altars,

wo er sie erwartete, erneuerten sie den Eid der Treue in seine Hände; nachdem das geschehen, wurde auch ihre Kirche von dem Interdict befreit, und feierlich nahm der Erzbischof davon Besitz.

Kaum war diese Unordnung unterdrückt, als der Cardinal gegen eine andere den Kampf beginnen mußte. Der unter dem Namen der Humiliaten bekannte Orden reicht bis in's zwölfte Jahrhundert hinauf. Friedrich Barbarossa hatte nach der Eroberung Mailands mehrere mailändische Edelleute als Gefangene mit nach Deutschland genommen. Einige von ihnen wurden zum Tode verurtheilt, die andern in enger Haft gehalten. Der Geist Gottes suchte letztere während ihrer langen Leidenszeit heim und sie faßten den Entschluß, nur mehr Jesu Christo zu dienen, wenn sie jemals die Freiheit wieder erhalten sollten. Ihr Gebet wurde erhört, die Thüre ihres Gefängnisses öffnete sich und sie kehrten in ihr Vaterland zurück. Ihres Versprechens eingedenk, legten sie ihr Vermögen zusammen und gründeten eine religiöse Genossenschaft mit der Regel des h. Benedict; sie wurde von Alexander III. und Innocenz III. bestätigt und erfreute sich mancher Privilegien von Seiten späterer Päpste. Die Hauptbeschäftigung war Handarbeit. Vier Jahrhunderte lang erhielt sich der Verein in seiner Reinheit und wirkte segensreich, aber allmählig schlichen sich auch hier Mißbräuche und Unordnungen ein, so daß Pius V. dem Cardinal Borromäus den Auftrag ertheilte, eine durchgreifende Reform seiner Häuser vorzunehmen, deren Zahl sich auf nicht weniger als vier und neunzig belief, obgleich die der Mitglieder des Ordens nicht über hundert vier und sechszig betrug.

Das General-Kapitel wurde nach Cremona zusammenberufen und hier mit der klugen Vorsicht, die einem erleuchteten Eifer eigen ist, die Ordensregel in ihrer alten Strenge wieder hergestellt. Die Mehrzahl der Religiosen unterwarf sich bereitwillig der Reform, einzelnen wenigen aber erschien sie unerträglich; an die Spitze der Unzufriedenen stellte sich ein gewisser Hieronymus

Farina, der ihnen versprach sie von der mißliebigen Reform und dem Cardinal mit einem Schlage zu befreien.

„Borromäus, berichtet sein Biograph Giussano, pflegte jeden Abend nach dem Angelusläuten mit den sämmtlichen Hausgenossen in seiner Kapelle eine Stunde lang zu beten, und außer letztern fanden sich immer noch viele andere fromme Personen dabei ein. Mit diesen nun hatte sich auch der gottlose und nichtswürdige Farina hineingeschlichen, aber in ganz anderer Absicht als die übrigen. Zur Hebung der Andacht pflegte man ein Lied zu singen und an diesem Abend sang man gerade etwas von dem berühmten Orlando di Lasso. Bei den Worten: Euer Herz betrübe sich nicht, noch fürchte es, feuerte der Mörder, welcher weltliche Kleider angezogen hatte, von der Thüre her einen Schuß auf den heiligen Erzbischof ab, der in Betrachtung versunken vor dem Altare auf den Knieen lag. Der Gesang verstummte plötzlich und die folgende Verwirrung kann man sich besser vorstellen als beschreiben. Aber der sanftmüthige und geduldige Cardinal blieb, ohne die geringste Aufregung zu zeigen, in seiner knieenden Stellung, und beendete, nachdem er die Anwesenden hatte bitten lassen, sich wieder auf ihre Plätze zu begeben, das Gebet mit einer Geistesruhe, als sei nichts vorgefallen . . . .

„Als der h. Karl den Schuß erhielt, glaubte er, da er einen heftigen Schmerz empfand, daß er tödtlich getroffen sei, und sein Leben Gott zum Opfer bringend, dankte er ihm für die Gnade, es für die Vertheidigung des Guten und Rechten verlieren zu dürfen; als er sich aber nach beendetem Gebete erhob, fand er, daß die Kugel, die ihn gerade in den Rücken getroffen und durchbohren sollte, nicht einmal durch seine Kleider, selbst nicht in den Chorrock gedrungen war; letztern hatte sie nur ein wenig geschwärzt und ein Zeichen von ihrer Größe darauf zurückgelassen, worauf sie gleichsam voll Ehrfurcht zu seinen Füßen niedergefallen war.“

Dieser Vorfall bewirkte eine plötzliche Aenderung in der Stimmung der Mailänder. In den Kirchen sah man wieder eine Menge von frommen Betern und überall hörte man die fast zum Sprichwort gewordene Aeußerung: „Der Chorrock des heiligen Erzbischofs ist undurchdringlicher als ein Panzer.“ Kurze Zeit nachher zeigte es sich während der Schrecken der Hungersnoth und der Pest auf's Deutlichste und klarste, was für ein apostolisches Herz Gott unter dem wunderbaren Chorrock hatte schützen und erhalten wollen.

Die Selbstverläugnung des Cardinals, der eine Unterbrechung des Gebetes nicht gestattete, hatte es dem Mörder möglich gemacht, nicht nur aus dem Palaste, sondern auch aus der Stadt zu entkommen. Als Pius V. den ganzen Hergang erfuhr, wurde er bis zu Thränen gerührt; er versammelte das Consistorium, um selbst die Cardinäle aufzufordern, dem Himmel für die Rettung ihres heiligen Collegen zu danken. Dann forschte er nach dem Schuldigen; allein er konnte von dem Erzbischofe keine andere Antwort erhalten, als daß er Niemand im Verdacht habe, die mailändischen Gerichte hätten schon mehrern Unschuldigen Unrecht gethan und er bäte inständig, von jeder Untersuchung abzustehen. Weit entfernt jedoch, eine solche Nachsicht zu theilen in einer Zeit, wo Gewaltthätigkeiten so häufig waren, beauftragte der heilige Vater den Bischof von Lodi die zur Entdeckung des Mörders nothwendigen Nachforschungen anzustellen und Borromäus darauf aufmerksam zu machen, wie gefährlich es sei, wenn ein solches Vergehen ungestraft bliebe. Zwei Pröbste des Ordens der Humiliaten, welche Theil an dem Complotte hatten, wurden demnach festgenommen. Sie gestanden Alles, nannten den Namen des Verbrechers und bekannten, daß er sich nach Savoyen geflüchtet habe. Auf Befehl des Herzogs von Savoyen wurde Farina ergriffen und unter starker Bedeckung nach Mailand gebracht. Das Gericht verurtheilte ihn zum Tode, den er geduldig und voll Reue über seine That erlitt.

Um aber noch einen tiefern Eindruck auf die Mailänder zu machen als die Todesstrafe und die Reue Farina's schon hervorgebracht hatte, hob der Papst den ganzen Orden der Humiliaten auf. Vergebens sandte Borromäus einen seiner besten Freunde nach Rom, um ihn zu beschwören, von diesem Act der Strenge abzustehen: Pius blieb unerschütterlich. „Das Sittenverderbniß, gab er zur Antwort, ist zu allgemein und das Verbrechen zu groß, als daß wir Ihren Bitten nachgeben könnten; das Verbrechen ist um so weniger zu entschuldigen, da es nicht das eines Einzelnen war, den die Genossenschaft ausgestoßen hatte, sondern der Häupter und Vorsteher des Ordens. Von einem solchen Vorwurfe muß darum die Kirche auf immer befreit werden."

Die Bulle, welche den Orden aufhob, wurde am 8. Februar 1570 erlassen. Den Religiosen, welche sich gleich den Befehlen des Erzbischofs unterworfen hatten, wurden entsprechende Jahrgehalte angewiesen. Den Rest der Einkünfte erhielten arme Genossenschaften und Wohlthätigkeitsanstalten und ein bedeutender Theil wurde sogleich zur Gründung eines Seminars vor der Stadt Mailand bestimmt.

Wie Pius V. streng und unerbittlich war, wo es galt, Unordnungen und Mißbräuche zu ahnden und abzuschaffen, so war er auf der andern Seite auch ebenso bereit, dem wahren Verdienste Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Schon lange besaß Toscana unter den italienischen Staaten den ersten Rang und zu Anfang des 15. Jahrhunderts hatte das Haus der Medici seine Macht und Stellung noch mehr gehoben. Unter manchen Wechselfällen und verschiedenen Titeln regierten die Nachkommen Cosimo's von Medici, der im Jahre 1464 mit dem glorreichen Namen „Vater des Vaterlands" starb, fast erblich die Republik. Ein anderer Cosimo von Medici wurde von Kaiser Karl V. im Jahre 1527 zum ersten Herzog von

Florenz ernannt; im Jahre 1557 bemächtigte er sich der Republik Siena und verband sie durch einen Vertrag mit Philipp II. mit dem toscanischen Gebiete. Seine Gemahlin Eleonore war die Tochter Peters von Toledo, Vicekönigs von Neapel; sein ältester Sohn, Franz Maria, heirathete im Jahre 1565 Johanna von Oesterreich, eine Schwester des Kaisers Maximilian.

In diesem Zustande der Größe fand Pius V. die Republik Florenz und das Haus der Medici. Vor allen Fürsten Italiens zeichnete sich Cosimo aus durch seinen Eifer für die Ehre des christlichen Namens und seine tiefe Anhänglichkeit an den apostolischen Stuhl. Bei vielen Veranlassungen hatte er Beweise davon an den Tag gelegt, und Pius V. wünschte die Gelegenheit herbei, ihm ein Zeichen seiner Erkenntlichkeit und Dankbarkeit geben zu können. Diese bot sich bald. Cosimo strebte nach dem Titel eines Großherzogs von Toscana für sich und seine Nachkommen; die Würde und Macht, die er factisch besaß, wollte er auch allgemein anerkannt und bestätigt sehen. Der Papst kannte die Schwierigkeiten recht gut, welche sich der Erfüllung dieses Wunsches beim deutschen Kaiser und dem Könige von Spanien in den Weg stellen würden; auch verhehlte er sich keineswegs, daß dies die Unzufriedenheit und Eifersucht der übrigen Fürsten Italiens zur Folge haben müsse. Aber es galt, einen treuen und eifrigen Anhänger der Kirche zu belohnen, und er zögerte darum nicht. Auf eigenen Antrieb und ohne Jemand sein Vorhaben mitzutheilen, erließ er am 1. September 1569 eine Bulle, in der er Cosimo zum Großherzog von Toscana erhob. Die Beweggründe, die ihn dazu bestimmten, zählte er in folgenden Punkten auf: 1) der neue Großherzog habe durch besondere Wachsamkeit die Irrlehre aus Toscana fern gehalten; 2) habe er der Kirche bei mehreren Gelegenheiten bedeutende Dienste geleistet; 3) die Statthalter und Behörden des Landes hätten sich um den heiligen Stuhl wohl verdient gemacht, da sie oftmals die Waffen ergriffen, um ihn

gegen seine Unterdrücker zu schützen; 3) seit der Regierung Cosimo's habe Religiosität und Gerechtigeit in der Republik geherrscht; 5) verdanke ihm der Ritterorden vom h. Stephan seine Entstehung, dessen Aufgabe es sei, den Glauben zu vertheidigen und gegen die Türken zu kämpfen; 6) halte er Ruhe und Frieden unter seinem Volke aufrecht und regiere es mit Liebe, 7) mache er oft Jagd auf die Seeräuber, welche die Küsten verwüsteten und den Handel zu Grunde richteten, wie auch die Banditen, die Italien mit Mord und Raub erfüllten; 8) nehme er durch den Reichthum und die Ausdehnung seines Gebietes unter den Fürsten eine besonders hervorragende Stelle ein; 9) das Land zähle eine Menge guter Städte, Bisthümer, Universitäten, gute Häfen u. s. w., besitze tüchtige Gelehrte und tapfere Soldaten; 10) die Medici seien durch ihre Verschwägerung mit dem Kaiser und den Königen von Frankreich in die Familie der christlichen Fürsten eingetreten; 11) zähle die Familie unter ihren Abkömmlingen bereits drei Päpste, mehrere Cardinäle und eine große Menge berühmter Persönlichkeiten. Zuletzt sei Cosimo bereits unumschränkter Herr des toscanischen Gebietes, und so könne man ihn nach der Erklärung des Papstes Pelagius zum Range eines Souveräns erheben.

Dieser letzte Grund sollte im Voraus den Unwillen des Kaisers beschwichtigen, konnte aber doch den Ausbruch desselben nicht verhindern. Maximilian sah trotz seiner Verschwägerung mit den Medici die ihnen verliehene Ehre als eine Beleidigung für sich an und erließ eine förmliche Gegenerklärung, in welcher die oberlehnsherrlichen Ansprüche des Reiches über das florentinische Gebiet aus einander gesetzt waren. Mit einem kaiserlichen Handschreiben an den Papst wurde dieselbe nach Rom gesandt. Ersteres lautete folgendermaßen:

Heiligster Vater!

„Unser Gesandter, der Graf von Arcos, ist beauftragt, Ew. Heiligkeit bei Ueberreichung dieses Schreibens, unsere

und der Churfürsten Ansichten über die Erhebung des Herzogs von Florenz zum Großherzog von Toscana darzulegen und aus dem beigefügten Schriftstücke unsere und des heiligen Reiches Rechte nachzuweisen. Wir hoffen, daß Ew. Heiligkeit nach genauer Erwägung derselben bereitwillig die Rathschläge befolgen werden, welche Sie in Uebereinstimmung finden müssen mit der Ihnen eigenen Rechtlichkeit und den der kaiserlichen Autorität zustehenden Befugnissen, und wir fügen die inständige Bitte hinzu, zu glauben, daß es uns um so unangenehmer ist, anderer Meinung mit Ihnen in dieser Angelegenheit zu sein, da wir für Sie zu jeder Zeit, wie sie selbst wissen, einen kindlichen Gehorsam an den Tag gelegt haben; aber die Wichtigkeit der Sache an und für sich, der bei unserer Wahl geleistete Eid, und das Urtheil, welches Jedermann über unsere Nachlässigkeit fällen würde, zwingen uns, der von uns übernommenen Verpflichtung nachzukommen, unsern Nachfolgern unsere und des Reiches Vorrechte unverkürzt, so wie sie auf uns gekommen sind, zu hinterlassen. Uebrigens betheuern wir Ew. Heiligkeit, daß wir mit gewöhnlichem Eifer und Gehorsam Alles zu thun bereit sind, um Ihre Freundschaft zu verdienen, Gott bittend, er möge Ihnen zum Wohle und Ruhme seiner Kirche ein langes und glückliches Leben verleihen."

Allein der Papst bestand darauf, daß er mit vollem Rechte so gehandelt habe, auch bestritt er jede Abhängigkeit Toscana's von Kaiser und Reich. Maximilian gab nach, jedoch erkannte er erst den Sohn Cosimo's, der seinem Vater im Jahre 1574 folgte, Franz Maria, als Großherzog an, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sich der Großherzog als Vasallen des deutschen Reiches ansähe. Ungestört regierten die Medici nun bis die Familie mit Johann Gaston ausstarb 1737. Als dieser nicht mehr hoffen konnte, Kinder zu bekommen, wurde noch zu seinen Leb-

zeiten durch einen Vertrag die Nachfolge festgesetzt. Im Jahre 1735 trat in dem zwischen Oesterreich und Frankreich geschlossenen Frieden der Herzog Franz Stephan von Lothringen, der Gemahl der österreichischen Erbtochter Maria Theresia's und nachmaliger deutscher Kaiser sein Reichsland an Frankreich ab und erhielt dagegen Toscana. Da er das Versprechen gegeben, daß Oesterreich und Toscana nie unter einem Herrscher vereinigt sein sollten, hinterließ er es bei seinem Tode 1765 als Secundogenitur seinem zweiten Sohne Leopold.

Neunzehntes Capitel.

Das innere Leben Pius' V. — Seine Bemühungen für die Verbesserung des Missale's und Breviers, sowie für Hebung der kirchlichen Musik.

> Justorum autem semita, quasi lux splendens, procedit et crescit usque ad perfectum diem.
>
> Sprichw. IV. 18.
>
> Der Weg der Gerechten aber ist wie ein glänzendes Licht, geht fort und wächst bis in den vollen Tag.

Bis jetzt haben wir Pius V. nur in seiner allumfassenden Thätigkeit nach außen kennen gelernt. Ueber dem Papste und Staatsmann dürfen wir den Heiligen nicht vergessen. Während sein Name in der ganzen Welt der Schrecken der Bösen, der Schutz der Gerechten war, bewunderte Rom seine Demuth, sein abgetödtetes Leben, seine Sanftmuth und barmherzige Liebe für die Armen und Niedrigen.

Mit Wohlgefallen sah das Auge Gottes auf die Frömmigkeit und Tugenden des heiligen Papstes herab; auf eine wunderbare Weise zeigte sich dies nach übereinstimmenden Berichten gleichzeitiger Schriftsteller bei folgender Gelegenheit.

Einigen Nichtswürdigen, deren Namen die Großmuth des Papstes uns nicht hat bekannt werden lassen, gelang es, ein Cruzifix, vor dem der heilige Vater gewöhnlich zu beten pflegte, mit einem feinen, aber rasch und heftig wirkenden Gifte zu bestreichen. Bald darauf lag er in tiefe Andacht versunken vor demselben auf seinen Knieen und wollte nach Beendigung derselben seiner Gewohnheit gemäß das Bild des Gekreuzigten küssen. Aber sie da! es zog den Fuß von selbst zurück, um den Heiligen vor der Gefahr zu warnen. Die auf seinen staunenden Ausruf herbei geeilten Diener waren nicht einen Augenblick über die Bedeutung dieses Wunders im Zweifel. Sie rieben das Cruzifix mit Brod ab und gaben es Hunden zu fressen; sie starben davon auf der Stelle. Hatte Pius gewichtige Beweggründe gefunden, um in Mailand eine strenge Bestrafung der Attentäter auf das Leben des h. Karl entschieden zu verlangen, so entdeckte er keinen mehr, sobald es sich um ihn selbst handelte, und nach den Verbrechern wurden nicht einmal Nachforschungen angestellt.

Jede Nacht stand er auf um zu beten, Gott zu danken und ihn um Erleuchtung anzuflehen, und in den traurigsten und mißlichsten Lagen der Kirche überraschte ihn zuweilen der Morgen noch auf seinen Knieen an derselben Stelle, wo er betend die ganze Nacht zugebracht hatte.

Während der Carnevalstage zog er sich in das Dominicanerkloster St. Sabina zurück und betete für das sich lärmenden Vergnügungen überlassende Volk. Das bei den Römern so beliebte Pferderennen fand während der nämlichen Tage bis zu seiner Regierung auf dem St. Petersplatze statt; der Papst, dem immer das Blut der Martyrer vor Augen schwebte, mit dem der Boden

daselbst getränkt war, sah ungern diese Art von Entweihung. Da er aber ein unschuldiges Vergnügen, welches außerdem noch viele Fremde herbeizog und so eine reiche Erwerbsquelle für die Stadt wurde, nicht gänzlich verbieten wollte, wies er einen andern mehr entsprechenden Platz dafür an.

So ließ er auch aus dem Vatikan eine Menge heidnischer Statuen, mit denen die inneren Räume angefüllt waren, in ein eigenes zu diesem Zwecke im Palaste des Capitols hergerichtetes Museum bringen, und zum Andenken an diese neue Stiftung erließ der römische Magistrat die Verordnung, daß jährlich am 17. Januar, dem Geburts- und Krönungstage Pius' V., sämmtliche Mitglieder desselben einer feierlichen Messe in der Kirche della Minerva beiwohnen und einen vergoldeten Kelch als Opfergabe darbringen sollten.

Man kann nicht wohl an die Erlösung des Menschengeschlechtes durch die freiwillige Selbsthingabe eines Gottes in den Tod glauben, ohne sich von Eifer entflammt zu fühlen für das Heil der Seelen, die eines so hohen Lösegeldes werth erachtet wurden. Dieser Eifer, der nicht allein dem Priester, sondern jedem Christen innewohnen sollte, leuchtete in glänzender Weise aus den geringfügigsten Handlungen Pius' V. hervor. Er war seine Stärke im Kampfe gegen Könige und Völker; er führte ihn, wenn er im Verborgenen Almosen in den entlegenen Schlupfwinkeln Rom's spendete, zu denen das Elend dem Laster Eingang verschaffen konnte. Er vermehrte die Privilegien des Klosters von der h. Catharina, welches arme Mädchen aufnahm, deren Unschuld selbst im elterlichen Hause Gefahr lief. Durch ein Decret vom 18. September 1569 bestätigte er die Privilegien und Ablässe, welche von seinen Vorgängern der Bruderschaft vom h. Rosenkranz verliehen worden waren.

„Stets war es die Genossenschaft der römischen Bischöfe, sagt er in demselben, in geistigen als auch leiblichen Kämpfen

und Bedrängnissen die Heiligen um ihren Beistand in Gebeten oder Litaneien anzuflehen und mit David die Augen zu dem heiligen Berge zu erheben, voll Vertrauen und fester Hoffnung auf Hülfe. Durch ihr Beispiel bewogen, und wie man fromm glaubt, vom h. Geist erleuchtet, ersann der Stifter des Dominicanerordens, der h. Dominicus, in den unsrigen ähnlichen Zeitumständen in einem Augenblicke, wo die Irrlehre den geistigen Blick vieler Weltleute verdunkelte, die Augen zum Himmel erhebend, wo die glorwürdige Jungfrau Maria thront, eine leichte und Allen mögliche Gebetsmethode, den Rosenkranz oder Psalter der h. Mutter Gottes genannt, darin bestehend, daß nach der Zahl der Psalmen Davids der englische Gruß hundert und fünfzig Mal wiederholt wird . . . . Auch wir erheben nun zu dem Berge, von dem jegliche Hülfe kommt, unsere mit Thränen benetzten Augen, und ermahnen voll inniger Liebe im Namen des Herrn alle treuen Anhänger Jesu Christi, unserm Beispiele zu folgen" *).

Wie sehr Pius V. für eine religiöse Erziehung des Volkes bemüht war, haben wir schon zu bemerken Gelegenheit gehabt. Unter seiner Regierung wurde die Zahl der öffentlichen Schulen vermehrt und dieselben dotirt, und die Bruderschaft von der „christlichen Lehre" verdankt ihm ihre Entstehung. Dem Jesuiten-Collegium in Avignon wies er 500 Thaler jährlicher Rente an und in Pavia gründete er eine prachtvolle Anstalt, die noch heute das Collegium Ghislieri heißt. Dies Haus, welches gleichzeitig mit dem Kloster von Bosco entstand, war ein weiterer Beweis, wie theuer seinem Herzen die ersten Erinnerungen aus seinem Mönchsleben geblieben waren, sowie auch seine Constitution vom 27. August 1568, in welchem er den Dominicanern die erste Stelle unter den Bettelorden anweist.

---

*) Vergl. über die Einführung des Rosenkranzes: Leben des h. Dominicus von Lacordaire, Kap. 6.

Müßiggang bei den Armen erschien ihm ebenso verderblich als Unwissenheit bei den Reichen, und darum ließ er sich die Wiederbelebung der Industrie und der Handwerke sehr angelegen sein. Hunderttausend Thaler verwandte er zu dem Zwecke unter Anderm auf die Anlegung einer Fabrik für Wollstoffe. Viele Familien fanden dadurch Unterstützung und der Stadt erwuchsen so bedeutende Vortheile daraus, daß der Senat beschloß, in folgender, über der Thüre des Etablissements angebrachten Inschrift ein immerwährendes Zeichen der öffentlichen Dankbarkeit zu hinterlassen:

Pio V. Pontifici max.
Cujus beneficientia lanificium
In urbe institutum.

Der für das Gute so empfängliche Character Pius' V. konnte ihn andererseits mit großer Lebhaftigkeit seinen Abscheu vor dem Bösen an den Tag legen lassen, so daß er manchmal fürchtete, es möchten ihm Regungen des Zornes entschlüpfen. Eine solche kleine, auf der Stelle unterdrückte Aufwallung verursachte ihm denn unerträgliche Gewissensbisse, und eher fand er keine Ruhe, bis er durch Beweise des Wohlwollens oder der Gunst eine oft nur in seiner Einbildung bestehende Beleidigung wieder gut gemacht hatte; darum hieß es, man brauche den heiligen Vater nur zu beleidigen, um sich unfehlbar seine Gunst zu erwerben. Der Herzog von Savoyen schickte zur Regelung einer Angelegenheit den Grafen Della Trinita nach Rom; es war dies derselbe, der sich einst in der Lombardei als den heftigsten Verfolger des Paters Michael gezeigt hatte. Der Papst erkannte ihn auf den ersten Blick wieder und konnte sein Erstaunen nicht verbergen. „Herr Gesandter, sprach er, ich bin jener arme Mönch, dem sie eines Tages drohten, ihn in einen Brunnen werfen zu lassen", und mehr an die Ehre Gottes als an seine eigene denkend fügte er hinzu: „Sehen Sie, wie Gott den Schwachen beisteht!" Auf's höchste verwirrt wollte sich der Graf dem Anblicke eines von ihm so

schwer beleidigten Mannes entziehen, aber kaum hatte Pius diese Gedanken in dem Ausdrucke seines Gesichtes errathen, als er ihn mit den wohlwollensten Worten zu beruhigen suchte und herzlich umarmte, um noch besser die Erinnerung an das Vorgefallene zu verwischen. Während seines ganzen Aufenthaltes in Rom wurde Della Trinita mit Beweisen einer besonderen Auszeichnung überhäuft.

Nicht so wie das Gefühl der Rache verbannte der edle Papst das der Dankbarkeit aus seinem Herzen. Ein im Dienste eines mailändischen Edelmanns stehender junger Mensch begegnete eines Tages, als er seinen Herrn zu Pferde begleitete, nahe bei Soncino einem vor Ermüdung ganz entkräfteten Mönche; es war außerordentlich heiß und der auf seinen Schuldern liegende Sack vermehrte die Beschwerden des Weges. Mitleidig forderte ihn der junge Mann auf, sich zu ihm auf's Pferd zu setzen. Allein der Mönch wollte nur in sofern von dem Anerbieten Gebrauch machen, daß er sich seiner Last entledigte, er selbst ging weiter zu Fuß nebenher; an einem Flüßchen angelangt, ließ es sich der brave Junge nicht nehmen, auch für ihn die Ueberfahrt zu bezahlen, und den Sack wollte er ihm erst am Orte seiner Bestimmung wieder zurückgeben. Die Hülfe eines Armen, der im Schweiße seines Antlitzes sauer sein Brod verdient, aber doch das Armselige und Harte seiner Lage vergißt, um andere Unglückliche zu bemitleiden und zu unterstützen, wiegt bei der göttlichen Vergeltung schwer wie ein kostbarer Schatz, und so beurtheilte sie auch der Ordensmann; aber damals konnte er weiter nichts thun als seinen Reisegefährten nach seinem Namen fragen; der demüthige Mönch mußte groß und mächtig werden, um einen Beweis seines treuen Gedächtnisses und seiner Dankbarkeit zu geben, und groß war später das Erstaunen des guten Menschen, als ihm die Nachricht zu Theil wurde, der Papst Pius V. bescheide ihn nach Rom, woselbst er ihm eine angemessene Stelle in seinem Palaste übertragen werde.

Mit den armen Kranken hatte Pius V. stets ein ganz besonderes Mitleiden; denn die Krankheit ist für die Nothleidenden nur eine andere Armuth und die schlimmste von allen, da sie dieselben außer Stande setzt, für die nothwendigsten und dringendsten Bedürfnisse ihrer Familien zu sorgen. Häufig besuchte er die Hospitäler, zeigte durch sein Beispiel, welche Pflege man den Kranken schuldet, suchte sie zu trösten und ermahnte sie besonders, ihre Leiden vor Gott wohlgefällig und verdienstlich zu machen. Außerdem ließ er es an reichlichen Geldspenden nicht fehlen; so gab er einmal an einem Tage allein dem Hospitale vom h. Geiste 10000 Thaler.

Auch die Gefängnisse suchte seine barmherzige Liebe auf und sein Eifer erkaltete nicht, wenn es sich auch um die unbekanntesten Gefangenen aus den niedrigsten Ständen handelte. Hervorragenden Prälaten gab er den Auftrag, alle Häuser dieser Art zu besuchen, und die während der Haft krank gewordenen Schuldner, denen von Seiten ihrer Gläubiger keine Erleichterung und Hülfe zu Theil wurde, auf seine Kosten in Freiheit zu setzen; ferner jene, die sich in der absoluten Unmöglichkeit befanden, ihre Schulden jemals zu bezahlen, sowie jene, die sich bereit erklärten, ihren Gläubigern ihre sämmtliche Habe zu überlassen, wenn diese auch zu deren Befriedigung nicht hinreichte. Für die Armen stellte er eigene Advocaten und Anwälte an, die von ihm besoldet wurden. Die 27ste während seines Pontificats erlassene Bulle bestimmt, daß Arme, die ausnahmsweise in der Lage seien, Gläubiger statt Schuldner zu sein, bei den Liquidationen an erster Stelle berücksichtigt und bezahlt werden sollen, so lange ihre Forderung nicht fünfzig römische Thaler übersteige.

Als er erfahren, daß sämmtliche Galeerensträflinge noch immer ihrer Freiheit über die bestimmte Zeit hinaus beraubt seien, ließ er sogleich in sämmtlichen Strafanstalten dieser Art im ganzen Kirchenstaate Untersuchungen anstellen, um einer so schreienden

Ungerechtigkeit abzuhelfen. Eine andere Bulle excommunicirte Alle, welche die gestrandeten Schiffe plündern, oder in welcher Weise es immer sein möge, das Unglück ihrer Mitmenschen zu ihrem Vortheile ausbeuten würden. Der Bruderschaft von der „Barmherzigkeit", welche den zum Tode Verurtheilten die letzten Liebesdienste erwies, bewilligte er einen privilegirten Altar, damit an demselben nach der Hinrichtung Messen zu ihrer Befreiung aus dem Fegfeuer gelesen würden.

Um auf's neue einen Beweis davon zu geben, wie hoch er die Würde halte, welche durch das Sacrament der Taufe den zum Christenthum übergetretenen Sclaven zu Theil werde, erklärte sie sämmtlich zu römischen Bürgern und forderte dieselben in der nämlichen Bulle auf, sich nöthigenfalls unter den Schutz des Senates zu stellen.

Wir haben gesehen, wie hoch Pius V. bei jeder Gelegenheit den Geist über den Körper stellte, wie er oft verlangte, man solle das Leben dem Heile der Seele, irdische Wohlfahrt den Interessen der Ewigkeit zum Opfer bringen. Daß er gegen sein eigenes Fleisch nachsichtiger war, kann man darum nicht erwarten; aber die Abtödtungen, die er demselben auferlegte, gingen weit über das Gewöhnliche hinaus. Nicht nur pries er die beständigen heftigen Schmerzen, welche ihm der Blasenstein verursachte, sondern wies auch nach dem Beispiele des h. Petrus von Alcantara alle Heilmittel zurück, die gegen die strengen Gesetze waren, welche er seiner Schamhaftigkeit auferlegt hatte. So widerstand er auch den Bitten der Aerzte und seiner Freunde, durch Fleischspeisen seinen geschwächten Körper zu stärken; seine Mahlzeiten bestanden aus Eiern, wildem Salat oder einem andern bittern Kraute, und nie duldete er, daß man diesen die geringste Würze hinzufügte. Diese Enthaltsamkeit an Fasttagen noch nicht für genügend erachtend, nahm er im Advent und in der Fastenzeit seine ärmliche Nahrung nur einmal des Tages zu sich und setzte sogar das Maß des Wassers fest, das er sich gestattete.

Eine geistliche Lesung heiligte die Zeit, welche bei Tische zugebracht wurde. Häufig wurden dazu die Briefe des h. Bernhard an den Papst Eugen gewählt, um aus den Rathschlägen dieses großen Heiligen auch Nutzen für sich zu ziehen. Sein Beispiel bestimmte mehrere Cardinäle, diese alte Gewohnheit bei Tische vorzulesen, die in Verfall zu gerathen begann, wieder einzuführen, und Pius V. pflegte zu sagen, es sei in der Ordnung, daß der Geist auch seine Nahrung erhalte, während sich der Leib durch Speisen stärke.

Sehr hielt er darauf, daß zu der wollenen Tunica, die er stets unter den päpstlichen Gewändern trug, immer der gröbste Stoff genommen werde. Als er eines Tages gewahrte, daß dieselbe weniger rauh war, legte er sie eilends wieder ab; seinem Haushofmeister gab er darüber einen Verweis und nie konnte er sich hierin, eben so wenig als in etwas Anderm, zu einer Milderung verstehen.

Die Tugend der Demuth, ohne welche die übrigen nicht zur Vollkommenheit gelangen können, war ihm im höchsten Grade eigen, und alle seine Handlungen während seines ganzen Lebens lassen sich in den Worten des h. Paulus zusammmenfassen, die er in einem Breve an den Patriarchen von Antiochien richtete; „Wiewohl wir uns der Pflege des Ackers des Herrn gewidmet haben, so ist es doch nicht derjenige, welcher pflanzt, noch derjenige, welcher begießt, sondern Gott, der das Wachsthum verleiht!"

Man wird es erklärlich finden, daß die einzige Abtödtung, die ihm hätte schwer fallen können, die des Willens war, wenn er über eine religiöse Frage entschieden hatte; allein oft geschah es, daß er nicht nur seine Rathgeber zur freimüthigen Aeußerung ihrer Ansichten ermunterte, sondern auch denen, welche seinen bestimmtesten Befehlen zuwidergehandelt hatten, dankte, wenn der Ungehorsam sich durch die Reinheit der Absicht oder einen guten und glücklichen Erfolg rechtfertigen ließ. So befahl er

in einem ernsten Conflicte, den er mit dem Vicekönig von Neapel hatte, dem Cardinal Corregio das ganze neapolitanische Gebiet mit dem Interdict zu belegen. Nicht nur kam der Cardinal dem erhaltenen Befehle nicht nach, sondern warf auch laut dem Papste Uebereilung vor und machte ihn mit großer Lebhaftigkeit darauf aufmerksam, daß man dies Verfahren eher als eine Handlung des Hochmuths, als einen Ausfluß seines Eifers für die Kirche ansehen werde. Pius V. gab nicht nur auf diese Bemerkungen hin vollständig nach, sondern spendete auch dem Cardinal reichliches Lob für seine Freimüthigkeit, befolgte genau seinen Rath und erwähnte seines Benehmens rührend vor einem Consistorium.

Der römische Senat wollte das Andenken an seine Regierung durch Aufstellung seiner Statue im capitolinischen Palaste verherrlichen. Aber kaum war dies Vorhaben bekannt geworden, als Pius sich diese Ehre ausdrücklich verbat, mit dem Bemerken, es sei ihm lieber, daß das Gute, das etwa unter seiner Regierung geschehen sei, in den Herzen seiner Unterthanen als auf Erz geschrieben stehe.

Dieselbe Demuth ließ ihm seine eingebildeten Schwächen so groß erscheinen, daß er sehr oft Reue darüber äußerte, die päpstliche Würde angenommen zu haben, da er keine der Eigenschaften besitze, welche zu dieser erhabenen Stellung erforderlich seien; vor seinen vertrautesten Freuden vergoß er manchmal zahlreiche Thränen darüber und wurde dabei von einer solchen Angst erfüllt, daß man Mühe hatte, ihn zu beruhigen. Fortwährend mit dem Gedanken an die strenge Rechenschaft beschäftigt, die er vor Gott abzulegen habe, hörte man ihn oft schmerzlich ausrufen, daß die Tiara ein Hinderniß für sein Seelenheil sei, daß die päpstliche Würde ihm nur Sorge und Unruhe bereite und daß er unter der Last einer solchen Verantwortlichkeit mehr innere Qualen auszustehen habe, als während seines Noviziates und seines ganzen Klosterlebens zusammen. Diese heilige Furcht erfüllte ihn bis zu dem Grade,

daß er mit dem Gedanken umging, abzudanken; eines Tages äußerte er sogar, daß es sein fester Entschluß sei, sich in das von ihm in Bosco gegründete Kloster zurück zu ziehen und dort sein Leben zu beschließen wie der letzte und unbekannteste der Söhne des h. Dominicus. Doch beschwichtigten sein Beichtvater und die verehrungswürdigsten Mitglieder des h. Collegiums die Unruhe seines Gewissens; sie redeten zu ihm die Sprache, die wir ihn selbst zu einem Bischofe reden hörten, dem vor vollendeter Aufgabe der Muth zu entsinken drohte; sie schilderten ihm die Noth der Kirche und die Pflichten, an welche die Vorsehung ihn augenscheinlich gebunden habe: und so brachte sich denn Pius ein zweites Mal zum Opfer, aber unter der Bedingung, daß man sich, wenn ihn Gott in seiner Gnade den Augenblick erleben lasse, wo die Türken auf immer der Christenheit unschädlich gemacht sein würden, sich seinem Vorhaben nicht länger widersetze.

Ein Herz, das wie das seinige so ganz von dem Irdischen losgeschält war, fand nur geringes Verdienst in der Uneigennützigkeit, da ihm diese Tugend wenig Anstrengung kostete, und bei Pius V. kann sie darum nur in Verbindung mit seiner großartigen Freigebigkeit einen Werth erhalten. Sich selbst die härtesten Entbehrungen auferlegend, kam ihm nie der Gedanke, auch im Wohlthun sparsam zu sein oder von andern eine ungewöhnliche Abgabe zu verlangen. Im Kriege gegen die französischen Hugenotten hatte der Graf von Santa Fiore für die Freilassung mehrerer gefangener Edelleute ein Lösegeld von zehntausend Goldthalern verlangt. Der Papst konnte sich nicht dazu verstehen, dies zu genehmigen, da es erbärmlich sei, Milde unter Bedingungen anzuwenden, welche das Wohl der Kirche nicht berührten; er habe seine Truppen nach Frankreich geschickt, um gegen die Feinde der Religion zu kämpfen, und nicht um mit der Beute Handel zu treiben. Auf seinen ausdrücklichen Befehl wurden darum die Gefangenen unentgeltlich in Freiheit gesetzt.

Während er von einer Bereicherung des Schatzes auf diese Weise nichts wissen wollte, gab er nichts desto weniger ungeheure Summen her zur Vollendung der von seinen Vorgängern in Rom begonnenen öffentlichen Arbeiten. Sehr viel that er für Wasserleitungen, für die Verschönerung von St. Johann vom Lateran und St. Peter, sowie für die Erweiterung des Vaticans.

Der Gedanke an die Pflichten seines erhabenen Amtes spornte ihn zu unausgesetzter Thätigkeit an, nie wurde dieselbe unterbrochen durch seine Kränklichkeit noch durch seine Andachtsübungen und Gebete, auf welche letztere er immer einen Theil der Nacht verwandte. Jeden Morgen nach der heiligen Messe begannen die Audienzen, die zuweilen bis sieben Uhr Abends fortdauerten, ohne daß sie von den Mahlzeiten unterbrochen wurden, während deren er manchmal noch fremde Gesandte und Botschafter empfing, wenn es sich um eine wichtige Angelegenheit handelte. Im Winter sah man oft einen Zug von Mönchen aus verschiedenen Orden, Bittsteller aus allen Klassen, Fremde aus allen Nationen sich schon ehe es Tag geworden mit Fackeln nach dem Vatican bewegen, um noch vor dem Morgengrauen Zutritt zum h. Vater zu finden.

Für die Armen war ein bestimmter Tag im Monat festgesetzt, an welchem sie vorgelassen wurden. Der Papst empfing sie freundlich, hörte sie gütig an, tröstete und ermunterte sie und da er in ihnen Jesus Christus verehrte, hegte er für sie ein solches Gefühl der Achtung und Liebe, daß er von seiner Macht nie freudiger Gebrauch machte, als wenn er ihnen in der Noth zu Hülfe kommen oder sie vor Bedrückungen schützen konnte.

Es genügte ihm nicht, die Tugend in ihren noch lebenden Vorbildern zu ehren, mit denen er so gerne seine Person umgab und mit denen er die innigsten Beziehungen unterhielt, auch das Andenken derer, welche nicht mehr dieser Welt angehörten, suchte er mit neuem Glanze zu umkleiden. So erklärte er in einer Bulle aus dem zweiten Jahre seines Pontificates den h. Thomas von

Aquin zum Kirchenlehrer und ließ die bis dahin noch zerstreuten Schriften desselben sorgfältig sammeln und vollständig herausgeben.

Auch vergaß er bei keiner Gelegenheit, für die Bekämpfung der Irrlehre mit den Waffen der kirchlichen Wissenschaft Sorge zu tragen, und als die Magdeburger Centurionen erschienen, gab er dem durch seinen Katechismus schon rühmlichst bekannten Jesuiten Canisius, den wir bereits auch in Bayern thätig gesehen haben, den Auftrag, eine Widerlegung derselben zu schreiben. Dieser machte sich mit Eifer an's Werk, konnte aber wegen seiner geschwächten Gesundheit seine Arbeit nicht vollenden*).

Der Jugend- und Studiengenosse des Canisius, der Carthäuser Lorenz Surius, hatte eine Lebensbeschreibung des Heiligen in sechs Folianten geschrieben. Pius V. richtete dieserhalb ein belobendes Schreiben an ihn.

Wofür die Wissenschaft den Päpsten besondern Dank schuldet ist der Gebrauch, Medaillen zu prägen, auf denen die besonderen Ereignisse einer jeden Zeit dargestellt waren. Seit dem Untergange des heidnischen Rom außer Uebung gekommen, kam er im christlichen Rom wieder zum Vorschein unter dem Pontificate Martin's V. zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts und fand in ganz Europa eine rasche Verbreitung. Pius V. ließ in sechs Jahren fünf und dreißig Medaillen prägen, die höchste Zahl, welche man bis dahin unter einer Regierung, die so kurz wie die seinige war, gesehen hatte.

Bei seinem Eifer für die Ehre und Verherrlichung der Kirche konnte er einen Punkt nicht außer Acht lassen, worin auch das Concil von Trient bereits eine Reform für nothwendig erklärt hatte: es war dies die liturgische Reform.

„Meine Worte sind Geist und Leben, sagt der Heiland; sie verbreiten Licht und Klarheit und verleihen dem Herzen die Liebe, welche das Leben ist. So verhält es sich auch mit den Worten

*) Dorigny, S. J., la vie du R. P. Pierre Canisius, fondateur du célèbre collège de Fribourg.

der Kirche, welche die Fülle der Geheimnisse besitzt und dieselben dem christlichen Volke in bestimmten Formen voll Wahrheit und Liebe ausspendet. Darum wurde die Liturgie auch immer als die höchste und populärste Lehrform angesehen*)."

Es hatte nun die Frömmigkeit durch und durch katholischer Zeiten selbst in diesen Zweig des Cultus manche Mißbräuche gebracht: Ergänzungen oder allzu freie, unberechtigte Erklärungen machten eine Durchsicht und Ausscheidung nothwendig. Schon das von Julius II. zusammenberufene fünfte Lateran-Concil hatte dies verlangt, und Leo X. wollte diesem Verlangen entsprechen. Allein Rom stand damals ganz unter dem profanen Einflusse, welchen das ausschließliche Studium der griechischen und lateinischen Klassiker erzeugte. Die eigentliche Aufgabe nicht erkennend, beschäftigte man sich vorzüglich mit der Incorrectheit des Styles, und als Zacharias Ferreri den Auftrag erhielt, eine Sammlung von Hymnen für alle Feste des Jahres zu veranstalten, schärfte man ihm ein, doch ja für Feinheit und Eleganz der Sprache Sorge zu tragen. Diese Arbeit wurde erst nach dem Tode Leo's X. vollendet und von Clemens VII., der ein fast eben so großer Freund des geistreichen Alterthums war als sein Vorgänger, approbirt. Da das Brevier, welches Ferreri dieser Arbeit wollte folgen lassen, bei seinem Tode noch unvollendet geblieben war, übertrug Clemens VII. dem Cardinal Franz Quignonez die Forsetzung desselben, und im Jahre 1535 konnte es Paul III. als fertig vorgelegt werden.

Doch konnten diese Reformversuche nur als ungelungene bezeichnet werden und erregten beim Volke manchen Anstoß. Auch duldeten die Päpste, welche sich hatten bestimmen lassen, ihnen für ihre Person die Approbation zu ertheilen, nie, daß dieselben als authentisch erklärt würden. Doch sollte der Entwurf und die

*) Prosper Guéranger, Institutions liturgiques, übers. von Fluck. Regensb. 1854.

Vollendung der ächten und wahren Reform noch im nämlichen Jahrhundert stattfinden.

Als Caraffa als Paul IV. den päpstlichen Stuhl bestiegen, legte er unverhohlen seine Mißbilligung für die Arbeiten Ferreri's wie auch Quignonez's an den Tag: eine seiner ersten Regierungshandlungen war die Erklärung, daß künftighin die Erlaubniß, sich dieser abgekürzten Liturgie zu bedienen, nicht mehr ertheilt werden dürfe; wo sie schon gegeben war, ließ er sie einstweilen noch bestehen und machte sich selbst mit Eifer an die Arbeit. Allein er regierte nur kurze Zeit, und Pius IV. glaubte den Gedanken seines Vorgängers würdig zur Vollendung zu bringen, indem er das Concil von Trient von neuem zusammen berief. Der Cardinal von Lothringen wies im Auftrage des französischen Königs die Väter auf die Nothwendigkeit hin, die Ceremonien und Gebete der Kirche einer Durchsicht zu unterwerfen, Deutschland äußerte denselben Wunsch. Pius IV. beauftragte darum die Versammlung, die so sehr begehrte liturgische Reform zum Abschluß zu bringen, und sandte ihnen zu dem Zwecke die vorbereitenden Arbeiten Paul's IV. Nach vielen Erörterungen über den Gegenstand kam man jedoch zuletzt dahin überein, die Sorge dafür dem heiligen Stuhle zu überlassen.

Pius V. wurde die Aufgabe zu Theil, diese Reform zu Ende zu bringen. Seine in Betreff des Brevier's erlassene Bulle drückt sich folgendermaßen aus:

„Pius, Bischof, Knecht der Knechte Gottes.

Durch unser Oberhirten-Amt verpflichtet, uns nach besten Kräften mit dem Beistande Gottes die Ausführung der Beschlüsse des Concils von Trient angelegen sein zu lassen, erachten wir uns dazu noch um so mehr gebunden in dem, was direct die Ehre Gottes und die besondern Verpflichtungen der Geistlichen betrifft. An die erste Stelle setzen wir hier die Gebete, Lobgesänge und Danksagungen,

welche im römischen Brevier enthalten sind. Da diese Form des göttlichen Officiums, welche der Frömmigkeit und Weisheit der Päpste Gelasius' I. und Gregor's I. ihre Entstehung verdankt und später von Gregor VII. verbessert wurde, im Laufe der Zeit bedeutende Veränderungen erlitten hat, ist es nöthig geworden, sie zu den alten Regeln des Gebetes zurückzuführen. Die Einen haben das harmonische Ganze des alten Breviers entstellt, indem sie es an vielen Stellen verstümmelten und änderten durch Hinzufügung vieles Unsichern und Neuen. Sehr viele Andere haben wegen der größern Bequemlichkeit mit Eifer das neue und abgekürzte Brevier des Franz Quignonez, Cardinalpriester vom h. Kreuze in Jerusalem, angenommen. Außerdem hatte sich noch in den Provinzen die verabscheuungswürdige Gewohnheit eingeschlichen, daß in den Kirchen, welche ursprünglich wie die übrigen nach römischem Brauch die canonischen Tagzeiten beteten, jeder Bischof sich ein besonders Brevier machte und so durch diese neuen sich unähnlichen und so zu sagen jedem Bisthume eigenen Officien diese Gemeinschaft aufgehoben wurde, welche darin besteht, dem nämlichen Gott Gebete oder Lobgesänge in einer und derselben Form und Weise darzubringen. Daher kommt es, daß an so vielen Orten der Gottesdienst in so trauriger Weise darniederliegt; daher rührt bei dem Klerus die Unwissenheit in den kirchlichen Ceremonien und Gebräuchen, so daß zahllose Kirchenvorsteher auf eine unziemliche Weise und zum großen Aergerniß der Frommen ihre heiligen Functionen verrichten. Es ist uns jetzt durch Gottes Gnade das Glück zu Theil geworden, das römische Brevier seiner Vollendung entgegen gehen zu sehen. Nachdem wir uns zu wiederholten Malen über die von denen, welche wir mit dieser Angelegenheit betraut hatten, befolgte Methode Bericht

haben erstatten lassen, da wir nach Vollendung ihrer Arbeit gesehen, daß sie nicht von den alten Brevieren der berühmtesten Kirchen Rom's und unserer Vaticanischen Bibliothek abgewichen, daß sie außerdem die in dieser Hinsicht bedeutendsten Autoren zu Rathe gezogen und bei Ausscheidung alles Fremden und Unzuverlässigen nichts von dem weggelassen hatten, was das eigentliche Ganze des alten Officiums ausmacht, haben wir ihr Werk approbirt und den Befehl gegeben, daß es zu Rom gedruckt und allerwärts verbreitet werden solle. Damit nun diese Maßregel ihre Wirkung erhalte, verbieten wir zu allererst das neue, von dem genannten Cardinal Franz verfaßte Brevier in allen Kirchen, Klöstern und Ordenshäusern, in den männlichen wie in den weiblichen, selbst da, wo es von Seite des apostolischen Stuhles, sei es gleich im Anfange seines Erscheinens oder sonst, gestattet worden ist. Doch nehmen wir jene Kirchen aus, welche kraft einer ersten vom apostolischen Stuhle approbirten Einführung oder einer Gewohnheit, wenn beide über zwei Jahrhunderte zurückgehen, im erwiesenen Gebrauche eines zuverlässigen Breviers sind. Diesen wollen wir nicht das alte Recht nehmen, ihre Officien zu beten, sondern wir erlauben ihnen, wenn sie es für besser finden, im Chore das Brevier zu beten, welches wir herausgeben, vorausgesetzt, daß der Bischof und das ganze Kapitel seine Zustimmung dazu gibt."
Weiterhin bestimmt diese vom 7. Juli 1568 datirte Bulle, daß das Brevier, um es vor neuen Abänderungen zu schützen, nirgends ohne päpstliche Erlaubniß gedruckt werden dürfe und setzte den Zeitpunkt fest, an dem es eingeführt sein müsse.

Im Jahre 1570 waren auch die Arbeiten an dem neuen Missale so weit vollendet, daß es dem Drucke übergeben werden konnte. Die Einführung desselben wurde von Pius ebenfalls in einer eigenen Constitution befohlen; jedoch sollten auch hier die

Kirchen, welche seit länger als zwei Jahrhunderte im Gebrauche und Besitze eines andern Missale's waren, das Recht behalten, sich desselben auch ferner zu bedienen.

Um die Gläubigen stets an die unaussprechliche Wohlthat der Menschwerdung zu erinnern, verordnete er, daß zu Ende der h. Messe der Anfang des Johannesevangeliums — im Anfang war das Wort — gelesen werden solle, und da zu jener Zeit den geheiligten Rechten der allerseligsten Jungfrau und Mutter Gottes nicht weniger Schmach und Hohn widerfuhr als der Lehre ihres göttlichen Sohnes, brachte er voll inniger Hingabe an sie ihr Officium in jene schöne Ordnung, in der wir es heute noch besitzen.

Einer andern Seite des Gottesdienstes, der kirchlichen Musik, wandte Pius V. ebenfalls seine Aufmerksamkeit zu. Aus den meisten Kirchen war der alte gregorianische Kirchengesang seit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunders fast gänzlich verschwunden. Das Profane war an die Stelle des Religiösen in einem Grade getreten, daß Marcellus II. während seiner ein und zwanzigtägigen Regierung mit dem Gedanken umging, die Musik ganz aus der Kirche zu verbannen. Das Concil von Trient schien anfangs ganz mit der nämlichen Strenge verfahren zu wollen, entschloß sich aber doch zu einer weisen Mäßigung und begnügte sich, den allgemeinen Character der Kirchenmusik zu bestimmen. Das Decret, welches die Gründung von Seminarien anordnete, zählt unter den Studien, welchen die jungen Kleriker obliegen sollten, auch jenes des Kirchengesangs auf. Uebrigens hielt die Vorsehung das Werkzeug schon in Bereitschaft, welches auch auf diesem Gebiete verbessernd und umschaffend wirken sollte; es war Palestrina.

Johannes Pierluigi, nach seiner Vaterstadt Palestrina genannt, ließ schon sehr frühe seinen Beruf erkennen und wurde noch sehr jung Kapellmeister an der Kirche von St. Johann vom Lateran. Da von verschiedenen Seiten zu wiederholten Malen auf vollständige Unterdrückung der Musik in den kirchlichen Cere-

monien gedrungen worden, setzte Pius IV. eine Commission zusammen, die sich mit dieser Frage beschäftigen sollte. Karl Borromäus, der Mitglied derselben war, wollte nicht unwiderruflich das Verwerfungsurtheil aussprechen, ohne vorher alle Mittel zu einer Versöhnung erschöpft zu haben; er ließ demnach Palestrina zu sich kommen und ertheilte ihm den Auftrag, eine Messe nach den strengen vom Concile vorgeschriebenen Regeln zu componiren, wobei er ihm nicht verhehlte, daß davon das Loos der Kirchenmusik abhängen werde. Voll Stolz und zugleich voll Bangen unterzog sich Palestrina dieser Verantwortlichkeit und überreichte nach drei Monaten dem Cardinal Borromeo drei Messen, welche im Palaste des Cardinal Vitellozzi aufgeführt wurden. Die eine derselben heißt gewöhnlich: „die Messe des Papstes Marcellus II.", und auf dem Manuscripte standen die von der zitternden Hand des Künstlers geschriebenen Worte: „Herr, hilf mir!"

Am 29. Juni 1565 wurden sie vor Pius IV. in der Sixtinischen Kapelle aufgeführt, wobei das ganze Cardinals-Collegium anwesend war. Beim Hinausgehen aus der Kapelle richtete der Cardinal Pirani an den Cardinal Serbelloni voll Begeisterung den Vers Dante's:

Rendere questo voce a voce in tempra
Ed in dolcezza ch'essser non puo nota
Se non cola dove'l, gioir s' insempra.

„Eine solch' schöne und liebliche Musik kann nur vom Himmel kommen, wo das Glück ewig ist."

Und Serbelloni antwortete mit demselben Dichter:

Oh fortunata sorte!
Risponda alla divina cantilena
Da tutte parti la beata corte
Si ch'ogni vista ne sia piu serena.

„O glückliches Loos! möge von allen Seiten der himmlische Chor diesen göttlichen Gesängen antworten, und lebhaftere Freude auf jedem Gesichte erglänzen!"

Der Tod Pius' IV., der bald darauf erfolgte, machte Alles wieder zweifelhaft; allein Ghislieri war unter Denen gewesen, welche das Genie Palestrina's entwaffnet hatte; als er den päpstlichen Stuhl bestieg, trug die Sache der heiligen Musik den Sieg davon und Palestrina wurde zum päpstlichen Kapellmeister ernannt.

Eine letzte Reform, welche Pius V. versuchte, die des Kalenders, kam nicht zu Stande, da der Tod ihn ereilte. Sein Nachfolger Gregor XIII. erwies der ganzen Welt diesen so wichtigen Dienst. Doch widersetzten sich im Anfange die Protestanten der Einführung desselben und in Livland und Polen entstanden dieserhalb Unruhen, die von 1585 bis 1590 dauerten. Dänemark und Deutschland widerstanden bis zum Jahre 1700; England und Schweden nahmen ihn erst im Jahre 1752 an.

Zwanzigstes Kapitel.

Beginn des Krieges mit der Insel Cypern.

Cumque venisset arca foederis domini
in castra, vociferatus est omnis Jsrael
clamore grandi, et personuit terra.
1. Kön. IV, 5.

Und als die Lade des Bundes des Herrn in's
Lager kam, jauchzte ganz Israel mit großem
Jauchzen und es erdröhnte davon die Erde.

Bei all seiner übrigen Thätigkeit hatte Pius V. nie die Gefahr aus dem Auge verloren, welche der Christenheit von Seite des Islams drohte. Zwar saß auf dem Throne der Sultane kein Soliman mehr, der sich offen und mit Riesenmacht auf Deutschland oder Italien stürzte; aber doch suchten Schlauheit und List mit andern Mitteln dieselben Ziele zu erreichen. Selim, der Nachfolger Soliman's, war kein Eroberer, allein auch er hatte

den den osmanischen Herrschern angeborenen Ehrgeiz geerbt. Piali und Mustapha, die siegreichen Feldherrn seines Vaters, besaßen sein ganzes Vertrauen; der Großvezier Mohammed hatte, indem er den Tod Soliman's verheimlichte und durch rasche Maßregeln etwaige Verschwörungen vereitelte, ihm den Weg zum Throne geebnet und frei gemacht. Diese Männer verband ein gemeinschaftliches Interesse: sie wußten, daß ein so hohes Ansehen wie das, in welchem sie standen, den Neid der übrigen erweckt, daß Fürstengunst unbeständig ist, Despoten der Gedanke an erwiesene Dienste sowie die Gegenwart derer, welchen sie für dieselben verpflichtet sind, schnell unbequem wird, daß es zuletzt mehr den Sitten des Serails entsprach, den ersten besten Vorwand zu ergreifen, um eine Undankbarkeit zu beschönigen, als die Gelegenheit zu erspähen, sich dankbar zu beweisen. Darum war ihnen daran gelegen, sich nothwendig zu machen, indem sie Selim in ein neues Unternehmen verwickelten.

Verschiedene Umstände dienten ihnen als willkommene Basis für ihren Plan. Die alten Soldaten Soliman's, gewöhnt, sich durch Raub und Plünderung zu bereichern, waren ungehalten und murrten laut über die lange Ruhe. Die Schuld davon maßten sie dem Vezier bei, der im Besitze seiner Macht schwelgend den Großherrn in den Fesseln schmählicher Lüste halte. Diese Unthätigkeit betrachteten sie als eine Schande für das Reich, da die Sultane dazu geboren seien, die ganze Welt dem Gesetze des Propheten zu unterwerfen.

Die Imams begünstigten diese Unzufriedenheit, worin sie auch der Mufti unterstützte. Es war eine alte Sitte bei den Sultanen, ihre Thronbesteigung durch Erbauung einer prächtigen Moschee zu verherrlichen, in der sie nach ihrem Tode auch begraben wurden. Diese kostbaren, von tausend Lampen fortwährend erleuchteten Denkmäler, wurden in der Regel von abendländischen Arbeitern aufgeführt, welche die Habsucht in den Dienst und Sold der Ungläubigen zog. Die Sitte verlangte ferner, daß mit

ihnen Karavanserels verbunden wurden, in denen Reisende und Arme unentgeltlich Obdach fanden. Selim wünschte seinen Namen durch ein solches Werk zu verewigen, allein es konnten dazu nur Gelder und Hülfsmittel aus einer neu eroberten Provinz verwandt werden. Der Mufti stellte ihm vor, wie die Abkömmlinge des Propheten stets diesen Gebrauch in Ehren gehalten und daß sie von allen frommen Werken dieses nicht nur als das geeignetste angesehen hätten ihren Ruhm auf die Nachwelt zu bringen, sondern auch als das dem Propheten wohlgefälligste.

Eine kriegerische Expedition, gleichviel gegen wen, konnte darum Alle zufrieden stellen. Selim, der mit seinem natürlichen und durch Schmeicheleien genährten Stolze eine große Unwissenheit verband, ließ sich durch die verlockende Aussicht auf einen leichten Sieg gewinnen und stellte sich nur mehr die hochmüthige Frage, in welchem Theile der christlichen Welt er seine Lorbeeren pflücken solle.

Mohammed's Ansicht war, den Glaubensgenossen in Spanien Hülfe zu bringen und die Macht ihres Unterdrückers Philipp auf immer zu vernichten. Mustapha und Piali wandten dagegen ein, daß die Umstände diese Expedition nicht räthlich erscheinen ließen; zudem hätten die Moriscos bereits an den schlimmen Folgen eines schlecht vorbereiteten Aufstandes zu leiden, und es sei weit vortheilhafter, geradeswegs nach Cypern zu segeln; der Großherr brauche nur den Arm auszustrecken, um sich dieser Insel zu bemächtigen. Mohammed entgegnete, dies könne nicht geschehen, ohne alle mit der Republik Venedig geschlossenen Verträge zu verletzen, da Cypern von ihr abhängig sei. Allein Mustapha und Piali behaupteten, daß die Venetianer sich zuerst eines Treubruchs schuldig gemacht hätten, indem sie den Räubereien der Uskoken an der Grenze Dalmatiens Vorschub leisteten und in ihren Häfen den maltesischen Corsaren, welche von dem Fange und der Beraubung türkischer Schiffe lebten, eine Zuflucht gewährten. Darum habe bereits Soliman, obgleich schon dem Tode nahe, geschworen, nicht

nach Constantinopel zurück zu kehren, ehe er für immer die Frechheit Venedig's gezüchtigt habe. Zudem seien die Umstände für die Ausführung der weitgehendsten Pläne günstig; durch innere Kriege gehemmt, durch die Neuerungen entzweit, zeigten die christlichen Fürsten nur wenig Eifer, sich gegenseitig zu unterstützen: der spanische König denke weniger an die Moriscos als an die Prediger des neuen Evangeliums in den Niederlanden; der König von Frankreich sei zu jung und sein Land zu sehr erschöpft, um an fremden Streitigkeiten Theil nehmen zu können; der Kaiser Maximilian werde nicht gern einen Frieden brechen wollen, den er auf den rauchenden Trümmern seiner schönsten Städte und Festungen geschlossen habe; Polen und sein Herrscher habe zu viel mit andern Angelegenheiten zu thun, als daß sie sich in einen Krieg mischen könnten. So würden die ohne Hülfe gelassenen Venetianer Cypern bereits verloren haben, noch ehe die Nachricht von einem Angriffe an ihren Senat gelange.

Zu all diesen Gründen, geschickt ersonnen, um Selim zu dem Unternehmen zu verleiten, gesellte sich bei ihm ein anderer: sein unbesieglicher Hang zum Trunke. Die strengen Vorschriften seines Gesetzes vermochten so wenig über ihn, daß er nicht einmal darüber erröthete, geschweige denn, daß sie ihn davon zu heilen im Stande gewesen wären. Manches Mal trug man ihn bewußtlos von seinen bis spät in die Nacht fortgesetzten Gelagen hinweg; seine mit den feinsten Gerichten bedeckte Tafel war mit fremden Weinen überladen, und namentlich waren es die der Insel Cypern, denen er vor allen den Vorzug gab. Kein Wunder also, daß die Aussicht, unumschränkter Herr derselben und ihrer kostbaren Erzeugnisse zu werden, etwas sehr Verlockendes für ihn hatte, und mit Ungeduld sehnte er den Augenblick herbei, wo sie sich verwirklichen würde. Doch trug er immer noch Bedenken, den entscheidenden Schritt zu wagen. Da überreichte ihm ein portugiesischer Jude Namens Miches Briefe von Glaubensgenossen aus Italien, die

nur zu wahre Enthüllungen über die traurige Lage Venedigs enthielten. Zu Anfang des Jahres 1569 waren die Küsten des adritiatischen Meeres von einer schrecklichen Hungersnoth heimgesucht worden; die Behörden waren nicht im Stande, genügende Hülfe gegen diese Geißel zu schaffen, und den Staatsschatz hatte man fast schon erschöpft, sowohl um einem Aufstand in den Städten vorzubeugen, als auch um der Landbevölkerung den nothwendigsten Unterhalt zu gewähren. Gleichzeitig ereignete sich eine andere Katastrophe in der Stadt Venedig selbst: im Arsenal brach Feuer aus, das verheerende Element ergriff die Pulvervorräthe und die Explosion mit ihren Folgen war so fürchterlich, daß man glaubte, der jüngste Tag sei angebrochen. Die Noth war schrecklich, die Bevölkerung ohne Brod und Waffen. Feuer und Hunger, gewöhnlich im Gefolge der muselmännischen Horden, eilten ihnen dies Mal voraus, und Selim zögerte nicht länger.

Cypern, die drittgrößte unter den Hauptinseln des Mittelmeeres, hat 650 Meilen im Umfange. Später ein Theil des oströmischen Reiches eroberte es Richard Löwenherz und vertrieb den Isaak Komnenus, weil er der Flotte der Kreuzfahrer Aufnahme verweigert hatte; kurze Zeit darauf verkaufte er es an die Tempelherrn, diese überließen es an das Haus Lusignan, bei dem es bis zum fünfzehnten Jahrhunderte verblieb. Da Johann von Lusignan ohne männliche Erben starb, ging die Krone auf seine einzige Tochter Charlotte über, welche einen portugiesischen Prinzen heirathete, der aber bald vergiftet wurde. Die verwittwete Königin reichte darauf einem Sohne des Herzogs von Savoyen ihre Hand. Ein natürlicher Bruder von ihr, Namens Jakob, glaubte mehr Ansprüche zu haben, als ein fremder Prinz; um diese geltend zu machen, rief er die Egypter herbei, mit deren Hülfe er seine Schwester mit ihrem Gemahl vertrieb. Als er seinen Thron hinlänglich befestigt glaubte, hielt er bei der Republik Venedig um die Hand einer Patriciertochter an, und die Wahl des

Senates fiel auf Catharina, eine Tochter aus dem erlauchten Hause der Cornaro. Da sie bald Wittwe geworden, und auch ihr einziger Sohn, der nach dem Tode Jakobs geboren wurde, nur wenige Monate lebte, verzichtete sie auf alle ihre Rechte zu Gunsten der Vaterstadt und schenkte ihr Cypern im Jahre 1489. Der Besitz der Insel war aber für Venedig ein keineswegs ungefährdeter, sowohl wegen der unmittelbaren Nachbarschaft der Sultane, als auch wegen der Eifersucht der italienischen Fürsten, namentlich des Hauses Savoyen. Indeß verblieb es in demselben bis zum Jahre 1571, wo es aus den eben angegebenen Gründen den Türken nach dem schönen Lande mehr als sonst gelüstete. In einer geheimen Unterredung erklärte Mohammed dem venetianischen Gesandten am Hofe von Constantinopel, Marc Antonio Barbaro, unumwunden, daß der Großherr als Herr von Egypten die alten Rechtsansprüche dieser Provinz auf Cypern geltend machen wolle; würde die Insel gutwillig zurückgegeben, so sollten Friede und Bündniß wie bisher bestehen, wollte Venedig aber Widerstand leisten, so sehe sich der Sultan genöthigt, zu den Waffen zu greifen. Die Eröffnung kam dem Gesandten nicht ganz unerwartet, denn seit einigen Monaten schon hatte er Angesichts der kriegerischen Rüstungen, die Mustapha und Piali auf's eifrigste betrieben, den Senat vor einer verborgenen Gefahr gewarnt und ihn ermahnt, auf seiner Hut zu sein. Jetzt sah er ein, daß er sich nicht getäuscht hatte, und alle seine Bemühungen beschränkten sich vorläufig darauf, die nöthige Zeit zu gewinnen, damit Venedig sich von den herben Schlägen, die es zuletzt getroffen, einigermaßen erholen und Vorbereitungen zu seiner Vertheidigung treffen könne. Nach mehreren Unterredungen, die zu keinem Ziele führten, verlangte er darum, man möge der Republik selbst Mittheilungen von den Absichten des Großherrn machen, da der Senat vielleicht ein Mittel finden werde, ihn zufrieden zu stellen ohne auf den Frieden zu verzichten. Da Selim es der musel-

männischen Würde angemessen fand, vorher in aller Form den Krieg zu erklären, und Mohammed hoffte, die Venetianer würden nach reiflicher Ueberlegung ein Glied dem Wohle des ganzen Körpers zum Opfer bringen, was ihm dann freie Hand verschafft hätte, die gewaltigen Rüstungen zur Ausführung seines Lieblingsplanes gegen Spanien zu verwenden, wurde dem Verlangen des Gesandten entsprochen.

Venedig entschloß sich ohne weiteres zum Kriege. Der Doge Loredano war eben in einem Alter von neunzig Jahren gestorben, und unmittelbar nach seinem Hinscheiden schritten die Senatoren zu einer neuen Wahl; einstimmig fiel sie auf Mocenigo, einen Mann in der Kraft des Alters und in hohem Ansehen stehend sowohl wegen seiner eigenen als seiner Vorfahren Verdienste um die Vaterstadt. Die Worte, welche er am nämlichen Tage an den Senat richtete, befestigte die hohe Meinung, welche Jedermann von seiner Fähigkeit hatte, und von demselben Eifer für die Sache der Republik entflammt, sandten die Senatoren einen Eilboten an den Papst.

Seit seiner Thronbesteigung auf die Vernichtung der steten Feinde des Kreuzes sinnend, wußte Pius V. bei dieser Kunde nicht, ob er sich freuen oder betrüben solle, und zögerte nicht, seine Hülfe zuzusagen. Vergebens hatte er im Anfange seiner Regierung den Versuch gemacht, Maximilian den Ruhm eines Befreiers der Christenheit zuzuwenden; anderwärts in Anspruch genommen, hatte Deutschland blos für die Vertheidigung seiner Grenzen Sorge getragen und der Kaiser die Waffen niedergelegt, sobald er mit Selim Friede geschlossen. Der Halbmond erschien nun von einer andern Seite wieder und Pius V. durfte sich mit der Hoffnung schmeicheln, daß die Fürsten im Süden Europa's sich großmüthiger zeigen würden, als die des Nordens, und mit neuem Eifer nahm er seine Pläne zu einem Bündnisse gegen die eindringende Barbarei wieder auf. Das Cardinals-Collegium

wurde auf der Stelle zusammenberufen und ihm Mittheilung von den aus Venedig eingetroffenen Nachrichten gemacht. Daß die Gefahr eine nächste und unmittelbare sei, darüber herrschte nur eine Meinung, und keiner unter den Cardinälen verhehlte sich, daß Cypern unfehlbar in die Hände des Sultans fallen würde, bevor von den Fürsten Europa's der Aufforderung des heiligen Vaters Folge geleistet werden könne. Das beste Mittel, diesem Unglücke vorzubeugen, schien darum, bis unter den christlichen Fürsten ein Bündniß zu Stande gekommen, die Intervention Philipp's II. zu sein; er konnte auf der Stelle eine Anzahl Truppen aus den sicilischen Häfen entsenden, die hinreichend war, um den ersten Angriff der Türken abzuwehren.

Der Cardinal Granvella allein zeigte sich diesem Plane entschieden abgeneigt und er beschwor den Papst, den katholischen König und die Kirche selbst nicht in ein so gefahrvolles und unsicheres Unternehmen zu stürzen. Man möge Venedig einstweilen seinem Schicksale überlassen, es sei immerhin noch Zeit, ihm zu Hülfe zu kommen, wenn es durch den Verlust einer Provinz oder die Niederlage eines Heeres zur Erkenntniß gekommen, daß es seiner Nachbarn bedürfe: er glaube, daß Gott die hochmüthige Stadt nur darum dem Angriffe der Ungläubigen blosstelle, um sie für ihre Selbstsucht zu strafen und zu der Erkenntniß zu bringen, daß auch sie in den Fall kommen könne, um Schutz und Hülfe bitten zu müssen. Die ganze Versammlung jedoch widersetzte sich seiner Ansicht entschieden und bat den Papst, so schnell als möglich für Hülfe zu sorgen, da es sich hier nicht um Venedig allein, sondern um ganz Italien, selbst die Ehre und das Wohl der Christenheit handle.

Wiewohl ohne Mittel und sich selbst nur geringen Erfolg versprechend, wollte Pius V. doch seiner Gewohnheit gemäß, so weit es in seiner Macht stand, den Uebrigen mit thätigem Beispiele vorangehen. Auf eigene Kosten ließ er zwölf Galeeren

ausrüsten, welche Venedig in den Hafen von Ancone geschickt hatte, und Ludwig X. de Torres, Secretär der apostolischen Kammer, erhielt den Auftrag, den spanischen König für das Unternehmen zu gewinnen. Das datirte Breve, vom 8. März 1570, welches er diesem überreichte, lautete im Wesentlichen folgendermaßen:

Unserm geliebten Sohne Gruß und apostolischen Segen!

„Wenn wir den gegenwärtigen Zustand der Christenheit betrachten, so bieten sich unserm Blicke so viele Uebel, Schäden und Unordnungen dar, daß wir, nicht mehr mächtig unserer Thränen, sehnlichst mit dem Apostel wünschen, von den Banden des Leibes befreit zu werden und mit Jesus Christus zu sein. Der traurige Anblick so vielen Unglückes läßt uns oft mit dem Propheten Elias in der Bitterkeit unseres Herzens ausrufen: Herr ich habe genug gelebt, nimm mich hinweg von dieser Welt, wenn es so dein Wille ist, ich bin nicht besser als meine Väter, die hinüber gegangen sind.

„. . . . Gott, der niemals das Böse ungestraft läßt, sendet uns nun neue Trübsale, da wir ihn täglich durch neue Unbilden beleidigen, anstatt seinen Zorn zu besänftigen. Selim II., der Erbe des Hasses sowohl als des Thrones des Sultans Soliman, seines Vaters, rüstet sich zu einem blutigen Kriege gegen die Christen. Eine mächtige Flotte hat er schon in Bereitschaft gesetzt und zahlreiche Schaaren Fußvolk und Reiterei ausgehoben. Nachdem er nichtswürdiger Weise den mit den Venetianern geschlossenen Frieden gebrochen, droht er voll Stolz Verderben allen christlichen Fürsten, Verheerung dem Lande, Einäscherung und Plünderung den Städten.

„Ist uns denn nun keine andere Bestimmung auf dieser Welt geworden, als Zuschauer bei einem so blutigen

Trauerspiele zu sein? Sollen wir das Unglück, welches über der Christenheit lastet, mit ansehen, ohne ihr irgendwie zu Hülfe zu kommen? Aber was vermögen wir allein, da unsere Kräfte so ungleich sind und nicht fähig, sich mit so mächtigen Feinden zu messen? Das Reich der Türken hat durch unsere Feigheit so an Ausdehnung gewonnen, daß wir fast nicht mehr im Stande sind, ihren Uebergriffen entgegen zu treten, wenn nicht die christlichen Fürsten bedeutende Anstrengungen machen, wenn sie sich nicht vereinigen gegen diesen gemeinsamen Feind und ihm mächtige Heere zu Wasser und zu Lande entgegen stellen.

„Um uns der Pflicht unseres Amtes zu entledigen, können wir für den Augenblick nichts anders thun, als den Rath des Propheten befolgen: daß wir, da Gott uns als eine Wache gesetzt hat, um mit der Sorgfalt eines Hirten Acht zu haben auf die Erhaltung seiner Kirche und der Christen, ihrer Kinder, den Königen und Völkern verkündigen, daß wir bereits das Schwert der göttlichen Rache erblicken. Um nicht schuldig zu werden an dem Blute Derjenigen, welche ihren Untergang finden werden, erheben wir darum jetzt laut unsere warnende Stimme, damit sie gleich einer Posaune die Christen aufmerksam mache auf das entsetzliche Schicksal, von dem sie bedroht sind.

„Zur Abwehr dieses schrecklichen Unglücks flehen wir alle christlichen Fürsten um ihren Beistand an und namentlich Ew. Majestät, und inständig bitten wir Sie, sich mit sämmtlichen christlichen Fürsten zur Bekämpfung des unversöhnlichsten und grausamsten Feindes Jesu Christi zu verbinden. Die Größe der Gefahr, welche wir bereits so nahe erblicken, gestattet uns kein längeres Zögern, uns nach Mitteln umzusehen, die Kirche vor ihr zu schützen. Zur Stunde ist sie bereits auf ein kleines Fleckchen Erde beschänkt, und mit

Grund besorgen wir, den Rest der Christenheit bald in der traurigsten Lage zu sehen, wenn nicht die Fürsten sie beschützen, welche es können und müssen.

„Da aber nach unserer Ueberzeugung kein Monarch in der Christenheit allein der Macht der Türken Widerstand zu leisten vermag, wohl aber die christlichen Fürsten vereinigt dazu im Stande sind, so ist es durchaus nothwendig, daß sie sich verbünden, um ihre gemeinsamen Feinde, die stolzen Muselmänner, nieder zu werfen, und Ew. Majestät gebührt wegen ihrer hervorragenden Frömmigkeit und ihres großen Gebietes mit die erste Stelle in diesem glorreichen Unternehmen. Sie sehen da eine barbarische und ungläubige Nation, welche, nicht zufrieden damit, so viele Völker bereits unter ihr Joch gebracht zu haben, die Grenzen ihrer Herrschaft noch immer erweitern will und sich mit der Hoffnung trägt, alle Reiche Europa's zu erobern, um ihre Habsucht und ihren Ehrgeiz zu befriedigen.

„Aus dem, was die Türken schon gethan haben, können wir ersehen, welcher Wagnisse und Unternehmungen sie fähig sind. Darum ermahnen Sie, geliebtester Sohn, den Gott mit so vielen Tugenden geziert, den er zum Gebieter so vieler Länder gemacht hat, zuerst die christlichen Fürsten, sich gegen den gemeinsamen Feind zu verbinden. Sie werden Ihren Vorstellungen nachgeben, Ihrem Beispiele folgen und die gemeinsame Gefahr, welche der Christenheit droht, als eine solche ansehen, die ihnen im Besondern droht.

„Freudig werden wir Ihre Bemühungen unterstützen und unsern Staatsschatz leeren. Unterdessen flehen wir ohne Unterlaß zu Gott, dem Vater der Barmherzigkeit, mit der festen Hoffnung, daß er uns Erhörung schenken und nicht zulassen wird, daß sein Volk unter die tyrannische Herrschaft der Ungläubigen falle.

„Während man die christlichen Fürsten für die heilige Ligue zu gewinnen sucht, Soldaten aushebt und alle zum Kriege nothwendigen Rüstungen betreibt, beschwören wir Ew. Majestät bei der Barmherzigkeit Gottes, auf der Stelle eine starke Flotte nach Sicilien zu senden, um Malta zu schützen, wenn die Türken hier einen Angriff machen sollten, sowie auch um den Truppen der Christen, die man der Insel Cypern zu Hülfe schicken wird, das Meer offen zu halten. Wir sind auf's vollkommenste überzeugt, daß dies die Pläne der Türken vollständig durchkreuzen würde. Die Größe der Gefahr, von welcher sich die ganze Christenheit bedroht sieht und das Wohl Ihrer eigenen Staaten müssen Sie dazu bestimmen. Erinnern Sie sich des in der Taufe gegebenen Versprechens, gedenken Sie der Verpflichtungen, die Sie gegen Gott und die Kirche haben; gegen Gott, der Sie erschaffen und erlöset durch das anbetungswürdige Blut seines einzigen Sohnes, der Sie zum Herrn so vieler Länder gesetzt hat; gegen die Kirche, weil Ihre Vorfahren glorreichen Andenkens manche besondere Gunstbezeugungen und die ehrenvolle Bezeichnung „katholische Majestät“ vom apostolischen Stuhle erhalten haben. Diese heilige Mutter ist jetzt in Trauer versetzt, sie weint und seufzt, sie fleht Sie um Hülfe an; wenn der Sohn nicht auf die Bitten der Mutter hört, bei wem kann sie dann hoffen Gehör zu finden? Und wir, denen Gott die Leitung seiner Kirche anvertraut hat, beschwören im Namen des Allmächtigen Ew. Majestät, der ganzen Welt bei dieser Gelegenheit einen Beweis Ihrer Frömmigkeit und Ihres Eifers für die Ehre Jesu Christi zu geben. Zwar haben wir nie daran gezweifelt, daß Ew. Majestät sich aus eigenem Antriebe zu einem so ruhmvollen Unternehmen entschließen werde, aber doch schien die Pflicht unseres Amtes uns zu gebieten, Sie noch besonders darum zu bitten.“

Die Trauer des Papstes begreifend, versprach Philipp II. Alles aufzubieten, um den in dem Breve ausgesprochenen Wünschen und Bitten gerecht zu werden, namentlich so bald als möglich eine Anzahl Kriegsschiffe zu denen des Papstes stoßen zu lassen; was jedoch das Bündniß mit den übrigen Fürsten angehe, so müsse er bei der Wichtigkeit dieses Gegenstandes vorher den Rath seiner Minister darüber hören.

Das kleine, bald segelfertige Geschwader des Papstes, über das Marcus Antonius Colonna, ein erfahrener Seemann, den Oberbefehl erhielt, wurde verstärkt durch drei Schiffe des Großmeisters von Malta und vier andere des Herzogs von Savoyen. Das venetianische Geschwader befehligte Zane, und Philipp ernannte zum Oberbefehlshaber der fünfzig spanischen Schiffe, die bereits an der sicilischen Küste lagen, Andrea Doria.

Am 25. August stach die vereinigte Flotte in See und landete auf Candia. Eine ansteckende Krankheit, die an Bord ausgebrochen war, verzögerte die weitern Operationen bis gegen Anfang der rauhen Jahreszeit, und es entstand jetzt die Frage, ob man Winterquartiere beziehen oder ungesäumt den Versuch wagen solle, das von den Türken schon seit mehrern Monaten belagerte Nikosia, die Hauptstadt von Cypern, zu entsetzen. Zane hatte den ausdrücklichen Befehl, sich jedem Aufschube zu widersetzen; Colonna erwog nicht ohne Unruhe den herabgekommenen Zustand, in dem die Flotte sich befand: das Gelingen oder Fehlschlagen eines ersten Angriffes mußte für den ganzen Feldzug entscheidend sein; aber er fürchtete den Tadel des Papstes. Doria wollte von einem Angriffe unter den gegenwärtigen Umständen durchaus nichts wissen, da die Gesundheit der Soldaten noch nicht genug hergestellt sei, um es wagen zu können, sie gegen die kräftigen türkischen Truppen zu führen. Den Venetianern warf er vor, daß sie nur ihr eigenes Interesse im Auge hätten, und Colonna, daß er die Streitmacht seines Königs der Habgier der

Republik zu opfern bereit sei. Dieser, welcher im Geheimen den allgemein verbreiteten Verdacht theilte, daß das spanische Cabinet keine ehrlichen Absichten in diesem Kampfe hege, trat zuletzt ganz entschieden auf die Seite Zane's und verhehlte Doria nicht, daß die Instructionen des Papstes ausdrücklich dahin lauteten, unverweilt den Feind anzugreifen und eine schnelle Entscheidung herbei zu führen; seiner eigenen Ehre und der des christlichen Namens sei er es schuldig, solche Befehle nicht unbeachtet zu lassen. Doria fügte sich da, aber man besorgte, daß seine Nachgiebigkeit nicht von langer Dauer sein werde. So kam es in der That. Nachdem die Berathungen sich durch seine Schuld bis zum 13. September hingezogen hatten, erklärte er im Augenblicke, als die Anker gelichtet wurden, daß er über den Monat October hinaus die spanische Flotte nicht wider seinen Willen auf's Spiel setzen und in einen sichern Hafen zum Ueberwintern zurückkehren werde, in welcher Lage oder an welchem Orte sich seine Collegen immer befinden möchten.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Bildung der Ligue.

Tremueruntque Philistii dicentes.
Venit deus in castra.
1. Kön. IV. 7.

Da fürchteten sich die Philister und sprachen:
Gott ist in's Lager gekommen.

Die türkische Flotte erschien auf der Höhe von Cypern am 1. Juli 1570 und ankerte vor Limisso ohne auf Hindernisse zu

stoßen, da die Venetianer sich mit ihrer ganzen waffenfähigen Mannschaft in die beiden stärksten Städte zurückgezogen hatten: Nikosia, die im Innern der Insel gelegene Hauptstadt, und Famagusta, eine von ansehnlichen Festungswerken umgebene Seestadt. Ein Theil der Truppen wurde ausgeschifft, um unter Mustapha Nikosia anzugreifen, während Piali seine Schiffe zurückführte, um Famagusta zu blokiren.

In Erwartung der Hülfe, die jedoch, wie wir gesehen haben, nur langsam und unsicher herankam, vertheidigten sich die Cyprioten mit bewunderungswürdiger Energie. Aus Furcht, mit jedem anbrechenden Morgen eine der ihrigen überlegene Streitmacht erscheinen zu sehen, gestatteten die Türken den Belagerten keinen Augenblick Ruhe und stürmten mehrere Male jeden Tag, da sie ihre ermüdeten Truppen stets durch frische ersetzen konnten, während die christliche Besatzung stündlich mehr zusammen schmolz. Doch selbst in der äußersten Bedrängniß blieben die Tapfern auf ihrem Posten; sie boten sich den feindlichen Geschützen dar, als ob ihre Leiber eine feste Mauer dagegen seien, und war Einer von den tödtlichen Geschossen hinweggerafft worden, so stand sofort ein Anderer an seiner Stelle, so daß der Sieg den Barbaren manchmal zweifelhaft erschien. Doch verstand es der allzeit wachsame Mustapha vortrefflich, alle aufgefangenen Nachrichten zu seinem Vortheile zu benutzen, und als er erfuhr, daß eine Flotte der Christen durch Krankheit und Uneinigkeit vor Candia zurückgehalten werde, ließ er Piali um Verstärkung bitten, mit der Versicherung, daß für eine Zeit lang keine Ueberraschung vom Meere her zu befürchten sei und mit seiner Hülfe Nikosia unfehlbar fallen werde; nach der Vernichtung der Cyprioten werde er in Eilmärschen heranrücken, um ihm denselben Dienst zu leisten. Piali sandte darauf die erbetene Verstärkung.

Am 8. September wurde die Stadt von allen Seiten angegriffen und erstürmt. Der Erstürmung folgte ein langes, unerbitt-

liches Gemetzel. „Alles was man sich Schreckliches ersinnen kann, sagt der Geschichtsschreiber dieses Krieges*), kommt dem wirklichen Zustande nicht gleich, in dem sich die noch vor kurzem so schöne und blühende Stadt jetzt befand.“ Der Bischof von Nikosia, der während der Belagerung nicht aufgehört hatte, die Kämpfenden anzufeuern und Alles für sie zu thun, was in seiner Macht stand, wurde in dem Getümmel getödtet. Ohne Ordnung und ohne Führer kämpfte man auf den Straßen, der hartnäckigste Widerstand wurde den unaufhaltsam vordringenden Türken geleistet, und fast Keinem fiel es ein, sein Leben durch Unterwerfung oder die Flucht zu retten. Acht volle Tage lang währte das Morden und Plündern, verübte die entfesselte Wuth der Barbaren die größten Gräuel in der unglücklichen Stadt. Noch feucht und triefend vom Blute der Erschlagenen und den Thränen der noch Lebenden wurde die Beute vor Mustapha gebracht, der das Kostbarste davon auf vier Schiffe laden ließ, um sie als die glorreichsten und zuverlässigsten Depeschen an Selim abzusenden. Aber sie sollten Constantinopel nicht erreichen. Es befanden sich auf ihnen gleichzeitig eine ganze Schaar gefangener Jungfrauen, die für den Harem des Sultans bestimmt waren. Eine von diesen, den Tod einem Leben der entehrendsten Sclaverei vorziehend, warf Feuer in die Pulverkammer des Schiffes, das sie trug, und in Folge dessen gingen sie alle zu Grunde.

Nach der Einnahme Nikosia's beeilte sich Mustapha, sein Piali gegebenes Wort zu halten, und nur eine geringe Besatzung in der Stadt zurücklassend, wandte er sich mit seinem ganzen Heere gegen Famagusta. Ein Sclave eilte ihm voraus, der, um die Belagerten einzuschüchtern, den Kopf eines der heldenmüthigen Vertheidiger Nikosia's, Namens Dandolo, über die Stadtmauer warf. Allein die Berechnung Mustapha's erwies sich als unrichtig.

*) Gratiani.

Die Besatzung begrub mit allen militärischen Ehren das Haupt des unglücklichen Helden und gelobte feierlich, entweder seinen Tod zu rächen oder ehrenvoll wie er zu sterben. Bald ergingen wiederholte Aufforderungen an sie, sich zu ergeben, und um denselben mehr Nachdruck zu verleihen, eröffneten die Belagerten ein heftiges Artilleriefeuer auf die Stadt. Aber weder die erstern noch das letztere hatten den gewünschten Erfolg, und die türkischen Anführer sahen sich, um ein kleines Häuflein christlicher Helden zu bezwingen, zu einer förmlichen Belagerung genöthigt.

Um die nämliche Zeit lief die Flotte der Christen Castel Rugio, eine kleine Festung zwischen Kandia und Cypern, an. Hier erfuhren sie die Nachricht von der Einnahme Nikosia's und der Unterwerfung der ganzen Insel mit Ausnahme Famagusta's. Colonna und Doria begaben sich auf der Stelle zu Zane, um zu berathen, was nun zu thun sei. Doria erklärte den Feldzug für verfehlt und theilte den Uebrigen seinen Entschluß mit, die ihm von seinem Könige anvertrauten Schiffe, da sie jetzt doch überflüssig geworden, nach Sicilien zurückzuführen. Zane bestürmte ihn mit Bitten, von seinem Vorhaben abzustehen, auch Colonna machte ihm die ernstesten Vorstellungen. Da er sich durch Nichts zum Bleiben bestimmen ließ und Beide seine hartnäckige Weigerung als eine Treulosigkeit erklärten, kam es zu einem vollständigen Bruche. Mit der heftigen Bemerkung, daß der König von Spanien eher gewohnt sei zu befehlen als zu gehorchen und daß er sich weder unter das Banner der Republik noch unter die Befehle des Papstes stelle, verließ Doria mit dem Zeichen des höchsten Mißvergnügens seine bisherigen Waffenbrüder und gab, sobald er sein Schiff erreicht hatte, den Befehl zum sofortigen Absegeln. Colonna und Zane, deren Streitmacht dadurch um die Hälfte vermindert wurde, sahen sich jetzt nicht nur zu jedem Angriffe außer Stande, sondern fürchteten auch, sich nicht einmal vertheidigen zu können, wenn die Ungläubigen, von ihrer Lage

unterrichtet, nur eine kurze Zeit die Blokade von Famagusto aufhoben um sie zu verfolgen. Sie beschlossen darum, fünf und zwanzig Galeeren an einem sichern Orte zurückzulassen und segelten mit dem Reste nach Corfu. Hier angelangt, dankte Zane ab und Colonna ging nach Italien zurück.

Man kann sich leicht vorstellen, wie das Herz Pius' V. von Bitterkeit überfloß, als er diese unglücklichen Nachrichten erfuhr. Doch ließ er sich nicht niederbeugen, und in seinem apostolischen Eifer fand er die nöthige Energie, um einen neuen Versuch und neue Anstrengungen zu machen, das stets näher kommende Unglück abzuwehren. Im Fasten und Gebete suchte er seine erste Zuflucht und Stärke von Oben; dann wurden eilends Boten an alle Mächte Europa's gesandt und den in frühern Missionen bereits abgereisten Legaten neue Instructionen ertheilt.

Torres, der sich von Madrid nach Lissabon begeben hatte, folgte auf dem Fuße, wie wir früher schon gesehen haben, der Cardinal Alexandrinus. Beide fanden die höflichste Aufnahme, und der König Sebastian versicherte, daß ihm nichts mehr am Herzen liege, als an dem Zuge gegen die Türken Theil zu nehmen; doch überlasse er es Sr. Heiligkeit zu entscheiden, ob der Krieg, den er gegen die Ungläubigen in Afrika führe, sowie eine nach Aethiopien beabsichtigte Expedition der Christenheit nicht von eben so großem Vortheile seien als einige hundert Soldaten, die er dieses Jahr den Verbündeten zur Verfügung stellen könne. Uebrigens verpflichtete er sich für das folgende Jahr; daß er es mit diesen Verpflichtungen aufrichtig meinte, kann nicht bezweifelt werden, was schon daraus hervorgeht, daß er, wie wir früher gesehen haben, durch den Cardinal Alexandrinus von Karl IX. von Frankreich, im Falle er ihm die Hand seiner Schwester gäbe, statt jeder weitern Mitgift an dieselbe nur seinen Beitritt zur heiligen Ligue verlangen ließ.

In Paris konnte jedoch Alexandrinus den König eben so

wenig überreden, an dem Bunde gegen die Türken Theil zu nehmen, als die Heirath Margaretha's von Valois mit Heinrich von Navarra verhindern. Als Entschuldigung führte Karl IX., der schon im Jahre 1568 einen huguenottischen Edelmann als Gesandten nach Constantinopel geschickt hatte, die Verträge an, welche seit Anfang des Jahrhunderts zwischen Frankreich und der Pforte beständen; diese dürfe er nicht verletzen. Nur mit Mühe beherrschte Pius V. den Unwillen, den er über eine solche Sprache empfand.

„Wir haben, schrieb er an Karl IX.*), soeben das Schreiben Ew. Majestät erhalten. Gerne Glauben wir, daß die letzten Ereignisse im Osten Sie sowohl um der Christenheit als auch um Venedigs im Besondern willen mit Schmerz erfüllt haben. Denn in der That dürfte unter den christlichen Königen keiner von einem Unglück, welches das ganze christliche Volk betrifft, schmerzlicher berührt werden, als derjenige, welcher durch Ueberlieferung, gleichsam erblich, den Namen des „allerchristlichsten Königs" überkommen hat, ein Name, den seine Vorfahren durch ihre schönen und herrlichen Thaten gegen die Ungläubigen verdient hatten. Und doch haben wir in dem nämlichen Schreiben einen Ausdruck gefunden, der uns mit Erstaunen und Kummer erfüllt. Ew. Majestät bezeichnet den unmenschlichsten Tyrannen, der zugleich der bitterste Feind der christlichen Religion ist, mit dem Namen „Kaiser der Türken", als ob derjenige, welcher den wahren Gott nicht kennt, jemals ein Kaiser sein könne. Diesen Namen einem Tyrannen und Ungläubigen geben, in Christo geliebtester Sohn, heißt nichts anders, als das Böse gut und das Gute bös nennen. Bedenkt denn Ew. Majestät nicht, daß sie die gläubigen Anbeter Jesu ärgert und ihnen ein Stein des An=

*) Bzovius

stoßes wird, wenn sie mit diesem Namen den Feind des allmächtigen Gottes ehrt?

„Was nun die von Ihren königlichen Vorfahren glorreichen Andenkens mit den Türken geschlossene Freundschaft betrifft, die Ew. Majestät, wie sie uns schreibt, im Interesse der ganzen Christenheit aufrecht erhalten will, so sind wir der Ansicht, daß sie sich in einem großen Irrthume befindet. Nie darf man das Böse thun, um Gutes daraus zu erzielen. Ew. Majestät kann nicht frei von Tadel sein, wenn sie ihres persönlichen oder sonst irgend Jemandes Vortheiles willen der Meinung ist, freundschaftliche Beziehungen zu den Ungläubigen noch ferner unterhalten zu müssen. Warum denn Freundschaft schließen mit Jenen, welche den Herrn hassen? Warum sein Vertrauen auf einen Menschen setzen und das noch auf einen Ungläubigen, anstatt sich der Vorsehung unsers Erlösers zu überlassen? Zuweilen straft Gott die Sünden der Eltern in ihren Kindern; wie viel mehr wird sich sein Gericht an denen vollziehen, welche eben so handeln wie ihre Väter! . . .“

Zur selben Zeit pflog der Cardinal Commendone in Wien, wenn auch mit mehr Erfolg, so doch nicht weniger mühsame Unterhandlungen. Der Kaiser wollte den Papst fühlen lassen, wie empfindlich ihm die toscanische Angelegenheit gewesen und doch konnte er sich den Pflichten nicht entziehen, welche ihm seine Stellung auferlegte, worauf ihn auch Commendone aufmerksam machte. „Voll Unruhe über das Europa drohende Unglück, sagte er unter Anderm, hat der Papst bis jetzt vergebens Alles aufgeboten, um unter den Fürsten Frieden und Einigkeit wieder herzustellen. So lange er auf dem Stuhle Petri sitzt, hat er nie aufgehört, inbrünstig zu Gott um die Erhaltung der Religion und die Vernichtung ihres erbittertsten Feindes zu flehen, und sicherlich würden seine Gebete Erhörung gefunden haben, wenn die Christen nicht selbst an ihrem eigenen Verderben arbeiteten.

Was die gegenwärtige Lage betrifft, so ist sie der Art, daß jene für immer zu Grunde gehen müssen, welche Angesichts der Gefahr sich dem Schlafe überlassen oder den Blick von ihr abwenden würden, während Rettung für alle gewiß ist, wenn man ohne Furcht der Lage der Dinge in's Antlitz schaut und dann in Eintracht zusammen handelt. Mehr als jedem andern Fürsten wird Ew. Majestät Vortheil aus der Vernichtung der Türken erwachsen; keinem Staate kann mehr daran gelegen sein, die Geißel zu beschwören, als dem Ihrigen; der Vorrang, den Sie vor allen Königen voraus haben, macht es Ihnen außerdem zur besondern Pflicht, die Ehre des christlichen Namens zu vertheidigen und aufrecht zu erhalten, Ihre Würde allein schreibt Ihnen daß schon vor. Und hat sich jemals eine günstigere Gelegenheit dargeboten, solchen feindlichen Einfällen auf immer ein Ende zu machen, so manche Ihnen widerfahrene Schmach und Unbill, an die ich Ew. Majestät nicht weiter erinnern will, zu rächen?"

Maximilian zögerte einige Tage lang, bis er dem Legaten eine schriftliche Antwort zugehen ließ, deren wesentlicher Inhalt besagte, daß allerdings keinem Fürsten mehr als ihm an dem Sturze der türkischen Macht gelegen sein könne, aber gerade aus dem Grunde sei auch keiner zu größerer Vorsicht genöthigt; ehe der mit Selim nach dem Tode seines Vaters geschlossene Friede gebrochen werden dürfe, müsse er erst wissen, wie sich der König von Polen und seine übrigen Nachbarn in der Angelegenheit verhalten würden.

Der Legat erwiderte darauf, daß es ihm wehe thue zu sehen, wie Seine Kaiserliche Majestät allen Grundsätzen widerspreche, für welche man gerade von seiner Seite eine glänzende Bestätigung erwartet habe; die von den Türken belästigten Staaten müßten die weniger bedrohten anspornen; der Kaiser müsse mit gutem Beispiele vorangehen und sich nicht nach den unter ihm stehenden Fürsten richten wollen. Zögere er noch länger, einen raschen und

großmüthigen Entschluß zu fassen, so würden die meisten derer, welche noch schwankten, sich gänzlich zurückziehen. Wenn er, der Legat, zum König von Polen und andern Herrschern kommen würde, um sie zu einem Entschlusse zu drängen, so würden diese ihn sicher zuerst über die Gesinnung des Kaisers ausforschen und fragen, welche Truppen er schon bereit stehen habe. Ueber den Erfolg seiner Legation könne man schon im Voraus urtheilen, wenn er diesen zur Antwort geben müsse, Seine Majestät suche zu erfahren, wozu sie sich entschlossen hätten, um danach sein eigenes Verhalten zu richten. Die Bedenken wegen des Friedensbruches könne er nicht theilen, da der Kaiser auf mehreren Reichsversammlungen darüber Klage geführt, daß die Verträge nicht gehalten würden, daß die Ungläubigen allem Völkerrecht zuwider sich fortwährende Streifzüge in den Grenzländern erlaubten; durch diesen Vorwand lasse sich darum der Mangel an Eifer für die Vertheidigung der Religion nicht beschönigen und in seiner Eigenschaft als Legat sehe er sich genöthigt, dem Papste darüber Bericht zu erstatten, welcher Art die Schwierigkeiten seien, die man vorbringe. Die letzten Worte machten mehr Eindruck auf das unentschlossene Gemüth des Kaisers als die gewichtigsten Gründe, und es ist dies ein glänzender Beweis dafür, welche Achtung und Ehrerbietung die Person Pius' V. einflößte. Deutlich geht dies aus folgenden Zeilen Maximilian's an Commendone hervor:

„Seit unserer gestrigen Unterredung habe ich kein Auge geschlossen; mein Geist seufzt unter dem Gewichte Ihrer Gründe und der meinigen, da ja die Angelegenheit, die wir besprochen und in der ich mich endlich entscheiden muß, mich nicht weniger angeht, als die ganze übrige Cristenheit. Ich hoffe jedoch mit Gottes Hülfe einen Entschluß zu fassen, mit dem der Papst und Sie zufrieden sein dürfen. Aber ich bitte Sie um Ihrer Freundschaft willen für mich, nichts Bestimmtes nach Rom zu berichten, bevor wir eine andere Zusammen-

kunft gehabt haben; ich werde suchen, daß dies innerhalb zweier Tage geschieht. Ich beschwöre Sie, bis dahin nicht die Geduld zu verlieren."

Drei Tage später beschied er den Legaten zu sich und erklärte sich zu Allem bereit, was der Papst von ihm verlangte, indem er sich verpflichtete, die Türken zu Lande anzugreifen, sobald der Reichstag seine Truppen um zwanzigtausend Mann vermehrt habe.

Commendone begab sich darauf schleunigst und voll Hoffnung nach Warschau, aber der König war zu leidend, um noch Theilnahme und Begeisterung für das Unternehmen empfinden zu können.

Auch Philipp II. war durch die Bemühungen des Papstes zuletzt für die Ligue gewonnen worden. Manche Schwierigkeiten, welche die Uneinigkeit und Eifersucht der einzelnen betheiligten Mächte, vorzüglich Spaniens und Venedigs, bereiteten, waren noch hinweg zu räumen, ehe sie, sowie der Feldzug gegen die Türken als gesichert betrachtet werden konnte. Doch gelang es dem Eifer, der Geduld und Geschicklichkeit Pius' V. sie alle zu ebnen. Das Mißlingen der ersten Expedition war allein dem Umstande zuzuschreiben, daß der Oberbefehl ein getheilter gewesen. Dem mußte jetzt vorgebeugt werden durch Ernennung eines Oberbefehlshabers, dem sämmtliche übrigen Anführer untergeordnet waren. Da Spanien und Venedig dieselbe ganz dem Ermessen des Papstes überließen, entschied er sich zuletzt, da der Herzog von Anjou, der Bruder Karl's IX., die ihm zugedachte Ehre abgelehnt und die Ernennung des Herzogs Emmanuel Philibert von Savoyen wegen des eifersüchtigen Mißtrauens Venedigs wie auch Spaniens nicht räthlich erschien, für Don Juan von Oestreich. Zum stellvertretenden General wurde in dessen Abwesenheit Marcus Antonius Colonna ernannt und ihm am 11. Juli 1571, dem Feste des h. Barnabas, des Schutzpatrons der Insel Cypern, in der Peterskirche feierlich die päpstliche Flagge überreicht. An Zane's Stelle trat Sebastian

Venieri; die spanischen Truppen befehligte Requescens, unter ihm Alvaro de Baçan, Marquis von Sante Cruz und Doria.

So weit sah Pius V. sein Werk, an dem er so rastlos und unermüdlich gearbeitet, zu Stande gebracht, und Thränen der Freude vergießend, unterzeichnete er den zwischen den Verbündeten geschlossenen Vertrag, dessen wesentlichste Punkte folgende waren:

1) Papst Pius V., Philipp II., König von Spanien, und die Republik Venedig erklären den Türken den Krieg, um sämmtliche Gebiete und Städte, welche sie den Christen entrissen haben, wieder zu erobern, Tunis, Algier und Tripolis nicht ausgenommen.

2) Die Rüstungen müssen jedes Jahr spätestens in den Monaten März und April in irgend einem Hafen des Mittelmeeres stattfinden.

3) Die Bevollmächtigten und Gesandten der verbündeten Fürsten werden sich jährlich im Herbst in Rom versammeln, um mit Seiner Heiligkeit über den Feldzug des nächsten Jahres zu berathen und die Anzahl der auszuhebenden Mannschaften festzusetzen.

4) Seine Heiligkeit wird zwölf ausgerüstete Galeeren stellen, dreitausend Mann Fußvolk und zwei hundert siebenzig Pferde.

5) Seine Heiligkeit hat den sechsten Theil der zur Unterhaltung der Armee nöthigen Kosten zu tragen, der König von Spanien die Hälfte und die Republik Venedig ein Drittel.

6) Wird Seine Heiligkeit außer Stande sein, vollständig den übernommenen Verpflichtungen nachzukommen, so haben der katholische König und Venedig das Fehlende zu ergänzen, so zwar, daß, wenn der Senat mehr leistet als auf seinen Theil kommt, der König ihm das in Anrechnung bringen muß.

7) Die vom Papste auszurüstenden zwölf Galeeren wird ihm Venedig stellen; nach dem Kriege erhält es dieselben zurück, mit Ausnahme derjenigen, welche etwa zu Grunde gegangen sind.

8) Belagert der König von Spanien Tunis, Algier oder Tripolis, so hat Venedig, wenn die verbündete Armee nicht anderweitig beschäftigt und keine Gefahr vorhanden ist, daß die Türken die Republik angreifen, ihm fünfzig wohlausgerüstete Galeeren zur Unterstützung zu senden; ebenso ist der König von Spanien gehalten, die gleiche Anzahl Schiffe Venedig zu stellen, wenn die Türken es im adriatischen Meere angreifen.

9) Bei den gemeinschaftlichen Expeditionen führt der Oberfeldherr keine andere Fahne als die der Ligue.

10) Die den Türken abgenommenen Gebietstheile und Städte werden unter den Verbündeten vertheilt, mit Ausnahme von Tripolis, Algier und Tunis, welche der König von Spanien erhält. Der Antheil der übrigen Beute richtet sich nach der Höhe der Kosten, die den einzelnen Verbündeten aus dem Unternehmen erwachsen.

11) Keiner der Verbündeten darf für sich allein Waffenstillstand oder Frieden schließen; es gehört dazu die Theilnahme und Uebereinstimmung aller übrigen.

Für die Unterschriften des Kaisers sowie der Könige von Frankreich und Portugal blieb ein freier Raum offen.

Der Vorsehung allein schrieb Pius V. die Erfüllung seines theuersten Wunsches zu, und um ihr zu danken, las er am nämlichen Tage, an welchem der Vertrag unterzeichnet worden, im Vatican im Beisein sämmtlicher Gesandten eine h. Messe, nach deren Beendigung er den Römern Mittheilungen von dem geschlossenen Bündnisse machte. Außerdem verordnete er, daß in allen Kirchen ein vierzigstündiges Gebet stattfinden solle und verkündigte ein allgemeines Jubiläum, um auf die christlichen Soldaten den Segen und Schutz des Herrn der Heerschaaren herab zu ziehen.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Schlacht von Lepanto.

Incipiens voce patria et cum hymnis clamorem extollens, fugam Gorgiae militibus incussit.
2. Machab. XII, 37.

Und er hob an in vaterländischer Sprache und schrie laut mit Lobgesängen und jagte die Soldaten des Gorgias in die Flucht.

Unverweilt verließ Don Juan Spanien, um den Oberbefehl über das verbündete Heer zu übernehmen. Da er aus Mangel an Zeit sich nicht persönlich dem heiligen Vater vorstellen konnte, um ihn um seinen Segen zu bitten, ließ er ihm, während er selbst sich nach Neapel begab, durch den Grafen von Cariglio seine Ehrfurcht bezeugen. Pius V. empfing diesen mit den Beweisen der herzlichsten Liebe und entließ ihn nicht, ohne ihm aufzutragen, dem Prinzen in seinem Namen die größte Eile und Umsicht anzuempfehlen. „Möge Seine Hoheit, sprach er, nie vergessen, welche Aufgabe ihr geworden ist, und der Sieg wird ihr gewiß sein, denn ich verheiße ihn im Namen Gottes.“ Die nämliche Versicherung gab er auch Colonna und den Offizieren seines Gefolges mit den Worten: „Ziehet aus im Namen Christi zum Kampfe gegen seine Feinde, Ihr werdet siegen!“

Während eines feierlichen Hochamtes übergab der Cardinal Granvella, der sich nach Neapel begeben hatte, um die Stelle eines Vicekönigs zu versehen, Don Juan den Befehlshaberstab und die vom Papste übersandte Fahne. Die eine Seite derselben zeigte den Heiland am Kreuze, die andere das Wappen der Kirche zwischen denen des Königs von Spanien und Venedigs, und unmittelbar unter ersterm war das des Oberfeldherrn angebracht.

Von Neapel eilte Letzterer nach Messina, wo sich die Truppen der Verbündeten sammelten.

Als die Flotte segelfertig war, ordnete Odescalchi, päpstlicher Nuntius beim Heere, ein dreitägiges Fasten an und verkündete einen vollkommenen Ablaß, um den Segen des Himmels für die Expedition zu erflehen; kurz vor der Abfahrt fand sodann noch eine General-Communion statt. Es war ein unvergleichlicher Anblick nach dem einstimmigen Berichte aller gleichzeitigen Geschichtsschreiber, als die Flotte endlich am 15. September von dem herrlichsten Wetter begünstigt, den Hafen verließ. Sie war in vier Geschwader getheilt; das Gros derselben, aus sechzig Schiffen bestehend, befehligte Don Juan persönlich, Andreas Doria führte den rechten Flügel und Venieri den linken, welche beide aus je vier und fünfzig Schiffen bestanden. Ein kleines Geschwader von zehn Schiffen segelte voraus, um den Feind aufzusuchen.

Schon in den ersten Tagen der Fahrt hätte es ohne die Selbstbeherrschung und Mäßigung des jungen Oberbefehlshabers zu einem Conflicte zwischen den Spaniern und Venetianern kommen können, durch den abermals die Hoffnungen der Christenheit vereitelt worden wären. Venedig hatte mehr Schiffe als Soldaten gestellt und Philipp im Gegentheil mehr Soldaten als Schiffe, so daß eine Anzahl Spanier auf Fahrzeugen der Republik eingeschifft wurden; dabei war festgesetzt worden, daß im Falle eines Vergehens, dessen sich ein fremder Soldat schuldig machen würde, er vor ein aus Officieren seiner eigenen Nation bestehendes Kriegsgericht gestellt werden solle. Ein castilianischer Officier wollte sich nun Eingriffe in die Befugnisse eines venetianischen Schiffscapitains erlauben und zwar in einer Art und Weise, daß Venieri, vor den die Sache gebracht worden, dem Castilianer eine strenge Zurechtweisung ertheilte. Da letzterer entgegnete, er werde sich das nur von Don Juan gefallen lassen, befahl Venieri, ihn zu verhaften; allein der Spanier, von seinen Landsleuten unter-

stützt, widersetzte sich mit den Waffen in der Hand, was die Verwundung mehrerer venetianischer Soldaten zur Folge hatte. Obgleich schon ein siebenzigjähriger Greis konnte da Venieri seinen Zorn nicht mehr beherrschen; vier der Rebellen ließ er ohne weiters, nachdem man ihrer endlich Herr geworden, aufhängen, ohne Rücksicht auf jede Vorstellung, ja ohne nur den Oberbefehlshaber davon vorher in Kenntniß zu setzen. Kaum hatte Letzerer von dem Vorfalle Kunde erhalten, als er den Kriegsrath zusammen berief und vor demselben erklärte, daß er dafür eine entschiedene Genugthuung verlangen werde. Noch erbitterter als er zeigten sich seine Spanier, und da die Venetianer ihrerseits schworen, unter allen Umständen Parthei für ihren General zu ergreifen, so hätten die Folgen unabsehbar werden können, wäre nicht Colonna vermittelnd und versöhnend dazwischen getreten. Es gelang ihm auch, den Zorn Don Juan's zu beschwichtigen, und so blieb die Angelegenheit auf sich beruhen.

Famagusta hatte sich während dessen nach einer heldenmüthigen Vertheidigung von eilf Monaten den Türken ergeben müssen; der Besatzung und den Einwohnern hatte Mustapha freien Abzug versprochen, allein nur zum Schein. Sobald die Christen ihre Waffen ausgeliefert hatten, wurden sie zu Gefangenen gemacht, ihr unglücklicher Anführer Bragadini verstümmelt und verurtheilt, Steine zum Wiederaufbau der Mauern herbei zu schleppen, die er so heldenmüthig vertheidigt hatte. Nachdem er drei Tage lang diese schimpfliche Strafe erduldet, ließ ihm Mustapha lebendig die Haut abziehen; ohne eine Klage während dieser Marter laut werden zu lassen, betete der christliche Held das Miserere und hauchte bei den Worten: „Schaff' ein reines Herz in mir, o Herr," den letzten Seufzer aus.

Corcyra, Candia, Zante, Cerigo, Cephalonia geriethen zugleich mit Cypern unter das Joch der Türken, welche berauscht von ihren Siegen und Erfolgen neue weitgehende Pläne faßten;

der Gedanke, bei Ausführung derselben auf Hindernisse zu stoßen, kam ihnen in ihrem Siegesstolze nicht. Unbeschreiblich war die Bestürzung und das Elend der unterjochten Christen; sehnsüchtig hatten sie auf die Hülfe und Unterstützung Europa's gehofft, aber vergebens, sie war ihnen nicht geworden, und so blieb ihnen vorläufig nichts übrig, als sich in ihr hartes Schicksal zu ergeben und Rettung vom Himmel zu erflehen.

Der Geist Pius' V. kannte unterdessen keine Ruhe mehr; fortwährend schwebten ihm all' diese Trübsale, all' diese Noth vor Augen, in Gedanken folgte er der christlichen Flotte und seine Wünsche eilten ihr weit voraus; Tag und Nacht empfahl er sie in inbrünstigem Gebete dem Schutze des Allerhöchsten. Selbst seine Pünktlichkeit in den Berufsgeschäften, welche sich sonst in all seinen Bekümmernissen gleich geblieben, war nicht mehr dieselbe, und es kostete seiner Umgebung zuweilen Mühe, seine Aufmerksamkeit auf etwas Anderes zu lenken. Als nach seiner Berechnung die Verbündeten mit den Ungläubigen zusammentreffen mußten, verdoppelte er seine Bußübungen und Almosen. Die verschiedenen Ordenshäuser Rom's erhielten die Weisung, zu wachen und zu beten; er selbst verweilte Tag und Nacht vor dem Herrn, und machte der müde Leib gebieterisch seine Rechte geltend oder waren dringende Angelegenheiten zu erledigen, dann mußten die Frömmsten aus seiner Umgebung an seiner Stelle fortbeten, damit nur ja keine Unterbrechung entstehe. Eines Tages kam ein Beamter und trug ihm in Beisein mehrerer Cardinäle eine Angelegenheit von großer Wichtigkeit vor. Auf einmal winkte ihm Pius V., stille zu sein, lief eilig nach dem Fenster, riß es auf und blieb einige Minuten wie in tiefes Schauen versunken. Sein Gesicht, seine ganze Haltung verriethen eine große Aufregung, und sich zu seiner Umgebung wendend rief er aus: „Weg mit Geschäften, jetzt ist nicht die Zeit dazu! Eilet, um dem Herrn in seinem Tempel zu danken, denn unser Heer hat gesiegt!" Es bestätigte

sich nachher, daß gerade an demselben Tage und um dieselbe Stunde die Christen den glänzenden Sieg über die Türken im Meerbusen von Lepanto erfochten hatten.

Die Türken hatten von der Annäherung der Christen Kunde erhalten, aber sie wollten nicht daran glauben, da sie nicht begriffen, woher ihnen dieser neue Muth gekommen sein könne; da sie niemals eine Züchtigung erfahren und eine thörichte Geringschätzung gegen die Macht der Christen hegten, konnten sie sich gar nicht vorstellen, daß sie kühn genug seien, sich mit ihnen im Kampfe messen zu wollen. So ließen sich die Führer in ihrer stolzen Sorglosigkeit überraschen, und als sie die Gefahr wirklich erkannten, war an Flucht oder die Wahl einer günstigen Stellung nicht mehr zu denken. Die Christen selbst glaubten nicht, so rasch auf den Feind zu stoßen und segelten auf's gerathewohl einem Ereignisse entgegen, welches in seinen Einzelheiten wie in seinen Resultaten das Siegel der Vorsehung tragen sollte; sie trafen ihn auf der Höhe der Curzoli-Inseln, nicht weit von der Küste Morea's, dem leukadischen Felsen und dem Vorgebirge von Aktium. Don Juan beschloß, ihn auf der Stelle anzugreifen und stellte seine Flotte in Schlachtordnung, den rechten Flügel sich nach dem Meere hin, den linken nach der Küste zu entfalten lassend, während das Centrum, das er selbst führte, etwas vorgeschoben war; das Reserve-Geschwader befehligte der Marquis von Sanat Cruz. Nachdem alle Vorbereitungen mit größter Umsicht getroffen waren, ließ der Oberfeldherr die vom heiligen Vater übersandte Fahne aufhissen, und nicht sobald entfaltete sich das verehrte Bildniß des Gekreuzigten hoch in der Luft, als es auf der ganzen Linie entlang mit einem einstimmigen Rufe der Freude und Liebe begrüßt wurde. Darauf begab er sich persönlich nach einem jeden einzelnen Schiffe, um die Mannschaften anzufeuern und nachzusehen, ob seine Befehle pünktlich vollzogen worden, und nach dem seinigen zurückgekehrt, kniete er nieder vor der heiligen Fahne und flehte mit

der tiefsten Demuth zu Gott um Schutz und Beistand für die tapfern Truppen, die bereit waren, sich für die Ehre seines Namens zum Opfer zu bringen. In demselben Augenblicke warfen sich auf ein gegebenes Zeichen auch die unabsehbaren Reihen der christlichen Streiter Angesichts der Ungläubigen nieder; die Augen auf den Gekreuzigten geheftet, beteten sie mit inbrünstiger Frömmigkeit zum Herrn der Heerschaaren, dem Gott der Schlachten und erfüllt von dem Gedanken, daß mit in seinen Händen die Befreiung Griechenlands und das Wohl des Vaterlandes ruhe, erhob sich Jeder, um an nichts anderes mehr als an den vor ihm stehenden Feind zu denken.

Die Feldherrn der Türken, Ali Pascha und Pertau, welche an Stelle Mustapha's und Piali's getreten waren, stellten ihre Flotte in ähnlicher Weise auf wie die Christen. Sie mußten es aber, noch ehe die Schlacht begonnen, schon als ein ungünstiges Vorzeichen ansehen, daß der bis dahin ihnen günstige Wind plötzlich umsprang, wogegen das christliche Heer dies als ein Unterpfand des göttlichen Beistandes frohlockend begrüßte. Indeß begann Ali Pascha doch mit großem Ungestüm den Angriff, indem er ein heftiges Artilleriefeuer eröffnete, und bald wurde der Kampf allgemein. Schon gleich im Anfange neigte sich das Schlachtenglück den Christen zu; eine Abtheilung feindlicher Schiffe, die sich gegen den linken Flügel der Christen wandten, kam dem Lande zu nahe und lief Gefahr zu scheitern. Der türkische General Siroch wollte ihnen vom rechten Flügel her zu Hülfe kommen, aber venetianische Galeeren versperrten ihm den Weg und griffen ihn mit äußerster Heftigkeit von der Flanke an. Es blieb ihm nichts übrig, als umzukehren; dieser Rückzug war keineswegs geeignet, dem türkischen Stolze zu schmeicheln, belebte aber bedeutend den Muth und die Kampflust der Verbündeten, die dem Feinde schon so nahe gekommen waren, daß sie ihn mit Musketenschüssen erreichen konnten.

Der Ruderdienst auf den Schiffen wurde damals noch von Galeerensclaven besorgt; Don Juan hatte letztern die Freiheit versprochen, wenn er siegen würde, und sobald man den feindlichen Schiffen nahe genug war, daß man an's Entern denken konnte, ließ er ihnen die Ketten abnehmen. In dem ersten Freudentaumel über ihre Befreiung sprangen sie vor keiner Gefahr zurückbebend auf die Verdecke der feindlichen Schiffe und richteten daselbst eine solche Verwüstung an, daß der Oberfeldherr sie nachher außerdem großmüthig belohnte. Die Türken hofften durch ihre Sclaven ein Gleiches zu erreichen, wenn sie sie in Freiheit setzten. Aber sie hatten nicht bedacht, daß sich eine Menge Christen unter ihnen befand; kaum sahen sich diese frei und im Besitze von Waffen, als sie dieselben gegen ihre bisherigen Herren kehrten, welche sie als ihre einzigen Feinde betrachteten. Die Niederlage der Türken war eine vollständige. In der Hitze des Kampfes kannten die Christen keine Gnade und Barmherzigkeit mehr. Das Meer war bedeckt mit Toden und Verwundeten und selbst letztere wurden von ihrer Rache nicht verschont.

Der Verlust der Ungläubigen belief sich auf nicht weniger als dreißigtausend Mann, unter denen man kaum fünftausend Gefangene zählte. Ali Pascha selbst war todt. Hundert dreißig Galeeren fielen in die Hände der Christen; neunzig waren gescheitert, versunken oder verbrannt. Die Verbündeten zählten an Todten und Verwundeten achttausend Mann, unter erstern zwanzig venetianische Seecapitäne. Auch drei Brüder aus der Familie Cornaro verloren das Leben. Fabian Gratiani, der Bruder des Geschichtsschreibers dieses Krieges, fiel an Colonna's Seite auf einer päpstlichen Galeere; Venieri und der Dichter Cervantes waren gefährlich verwundet.

Die Nacht und ein heftiges Gewitter, das sich gegen Abend erhob, verhinderte die Sieger an der weitern Verfolgung der Besiegten, und Don Juan ließ die Flotte in einzelnen Geschwadern in die nächsten Häfen zurückziehen.

Noch am nämlichen Tage sandten die Feldherrn einen Eilboten mit der Siegesnachricht an Pius V. ab und baten ihn, in ihrem Namen allen christlichen Monarchen davon Mittheilung zu machen. Nach Venedig fertigte Venieri einen besondern Boten ab; es war dies ein junger Officier aus der Familie der Justiniani. Auch hierin hatte der alte Feldherr wieder eigenmächtig ohne Vorwissen des Oberbefehlshabers gehandelt, und letzterer zeigte sich durchaus nicht zufrieden, als er es erfuhr. Indessen verdankte man im Abendlande diesem Umstande die ersten Nachrichten von dem großen und erfreulichen Ereignisse, da der an den Papst gesandte Bote lange mit widrigen Winden und anderm Mißgeschick auf dem Wege zu kämpfen hatte, während die Fahrt Justiniani's nur neun Tage dauerte. Die Freude und der Jubel in Venedig kannte keine Grenzen mehr. Angstvoll hatte man auf irgend eine Nachricht von der Flotte gewartet, mit deren Schicksal das des Staates, ja fast ganz Europa's zusammenhing; nun war man endlich aus dieser Ungewißheit erlöst und was man erfuhr überstieg die kühnsten Hoffnungen.

Rom war unterdeß noch immer in größter Besorgniß und Unruhe, und Pius V. konnte sein Erstauen nicht verhehlen, daß die Nachricht von dem Siege, an dem er gar nicht zweifelte, noch immer nicht eintraf; diese Verzögerung konnte er sich nicht erklären. Erst gegen Ende October gelangte die erste Kunde davon nach dem Vatican durch einen Boten des Dogen von Venedig. Obwohl derselbe mitten in der Nacht ankam, führte man ihn doch auf der Stelle zum h. Vater, und sich anbetend niederwerfend rief dieser mit der heiligen Schrift aus: „Gott hat erhört das Gebet der Demüthigen und ihre Bitten nicht verschmäht. Für die Nachwelt sollen diese Dinge aufgezeichnet werden und die kommenden Geschlechter werden den Herrn loben!" Auch die ganze Stadt sollte mit ihm die Vorsehung preisen; darum ordnete er feierliche Dankgebete in allen Kirchen an, und freudigen Herzens

stimmten die Römer mit ein in den Lobgesang des heiligen Vaters, für den die allgemeine Liebe und Verehrung seit diesem Tage, an dem sich seine bestimmte Vorhersagung des Sieges der Christen bei Lepanto glänzend bestätigte, noch höher stieg; außerdem verordnete er, daß von nun an jährlich zum Andenken an diesen glorreichen Tag am 7. October ein eigenes Fest gefeiert werde, das unserer lieben Frau vom Siege, und zur fortwährenden Erinnerung an den besonderen Beistand der allerseligsten Jungfrau an dem nämlichen Tage fügte er in die lauretanische Litanei die Worte ein: „Du Hülfe der Christen, bitte für uns!"

Panischer Schrecken hatte nach der Niederlage Constantinopel und die ganze Türkei ergriffen. Niemand zweifelte daran, daß die Sieger gegen die Hauptstadt selbst vorrücken würden, und die Bevölkerung war in einer solchen Angst, daß Viele unter Zittern und Beben die armseligen Hütten der wenigen Christen, die man geduldet hatte, aufsuchten und dieselben baten, ihre Habseligkeiten in Verwahrung zu nehmen, um sie der Plünderung zu entziehen. So sehr hatten sich die Dinge geändert: der Henker kam vertrauensvoll zum Schlachtopfer und bat um Schutz. In der That wäre es jetzt den Verbündeten leicht gewesen, nicht nur Constantinopel einzunehmen, sondern auch die Macht der Türken für immer zu brechen. Wohl erkannte das Don Juan und es war dies auch seine Absicht; allein die Mehrzahl der andern Führer war dagegen, und so ließ man den günstigen Augenblick unbenützt vorüber gehen. Die Rückkehr wurde beschlossen, nur ein venetianisches Geschwader sollte zurückbleiben, um die Türken zu überwachen; die Forsetzung des Feldzuges wurde auf das nächste Frühjahr verschoben.

Keineswegs überließ sich Pius V. nach der Schlacht von Lepanto sorgloser Ruhe; noch nicht vollständig hatte er das erreicht wonach er strebte, die Vernichtung der türkischen Herrschaft, und in der Ueberzeugung, daß Selim Alles aufbieten werde, um

blutige Rache für die letzte Niederlage zu nehmen, traf er schon gleich wieder Vorbereitungen, damit die Christenheit nicht nur auf alle Fälle gerüstet dastehe, sondern auch jedem Angriffe zuvorkomme. Unter Anderm hatte er den kühnen Plan gefaßt, die dem Sultan feindlichen türkischen Stämme gegen diesen auf's neue aufzuwiegeln und auf diese Weise zu bewirken, daß er zwischen dem Morgen- und Abendlande vollständig isolirt dastehe.

Die mächtigsten Nebenbuhler der Pforte waren die Schah's von Persien, die schon länger als ein Jahrhundert einen hartnäckigen Kampf gegen erstere bestanden hatten, ohne daß es dieser gelungen wäre, sie zu unterjochen. Zwischen Soliman dem Prächtigen und dem Schah Tahamase war es zuletzt zu einem Friedensschlusse im Jahre 1555 zu Amasia gekommen, und Tahamase war es, welchen Pius V. in einem eigenhändigen Schreiben aufforderte, dem Bündnisse der Christen gegen die Pforte beizutreten und die günstige Gelegenheit zu benutzen, sich gegen die feindlichen Einfälle der Sultane in sein Reich auf immer sicher zu stellen. Auch suchte er durch vorherige Vermittlung von Gesandten des Königs von Portugal die Hülfe Mennas', des Königs von Aethiopien, und Seriph Mutahat's, Beherrschers des glücklichen Arabien, für die Fortsetzung des Krieges zu gewinnen, während gleichzeitig in Europa die Rüstungen in großartiger Weise betrieben wurden.

Allein Pius V. hatte seine Aufgabe vollendet, und während die christliche Welt noch die großartige Thätigkeit des hehren Greises bewunderte, entdeckten seine Verwandten und Freunde mit Schrecken alle Anzeichen seines baldigen Todes.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Tod Pius' V.

Sic et vos, cum fecistis omnia quae praecepta sunt vobis, dicite: Servi inutiles sumus.

Luc. XVII, 10.

So sollet auch ihr, wenn ihr Alles gethan habt, was euch aufgetragen wurde, sprechen: Wir sind unnütze Knechte.

Das Uebel Pius' V. hatte gegen Anfang Januar einen solchen Grad erreicht, daß die Aerzte sein Leben in Gefahr erklärten, wenn er sich nicht einer Operation unterziehe. Allein aus Schamhaftigkeit konnte er dazu weder durch Bitten noch durch die stets zunehmenden Schmerzen bewogen werden, und jedes andere Mittel als der reichliche Gebrauch der Milch wurde von ihm hartnäckig zurückgewiesen. So kam die Fastenzeit heran, und wiewohl seine Schwäche schon den höchsten Grad erreicht hatte, beobachtete er dennoch mit größter Strenge die Fastengebote. Sein Haushofmeister, der mit Wehmuth gewahrte, wie die Kräfte seines geliebten Herrn immer mehr dahinschwanden, war der Meinung, daß die Religion selbst in diesem Falle einen kleinen Betrug nicht verbieten könne, dem keine andere Absicht zu Grunde lag, als ihm einige Erleichterung zu verschaffen, und so mischte er Fleischbrühe unter die Gemüse, welche er ihm auftrug. Allein der Papst hatte kaum davon gekostet, als er voll tiefer Betrübniß zum Haushofmeister sagte: „Mein Freund, willst Du denn, daß ich für die kurze Zeit, die ich noch zu leben habe, das Gesetz übertrete, zu

dem ich mich stets bekannt und das ich seit drei und fünfzig Jahren mit der Gnade Gottes treu beobachtet habe?"

Die Schmerzen wurden indeß immer heftiger, aber kein Laut der Klage kam über seine Lippen. Vor dem Bildnisse des Gekreuzigten auf den Knieen liegend, voll inniger Liebe seinen Blick darauf heftend oder einen ehrfurchtsvollen Kuß auf die hh. Wundmale drückend flehte er, wenn er besonders litt, mit leiser Stimme: „Herr, Herr, vermehre meine Schmerzen, aber vermehre auch meine Geduld!"

So lange die Kräfte ihm gestatteten, sich aufrecht zu erhalten, laß er täglich selbst die h. Messe, und als er sich wegen seiner zunehmenden Schwäche dieses Trostes beraubt sah, suchte er wenigstens jeden Morgen in seinem Zimmer derselben beizuwohnen und häufig in ihr die hl. Communion zu empfangen. Am grünen Donnerstage wünschte er, daß sein Neffe, der auf die Nachricht von seinem gefährlichen Zustande eilends nach Rom zurückgekehrt war, ihm das Brod des Lebens reiche. Als der Cardinal dabei die Worte sprach: „Der Leib Unseres Herrn Jesu Christi bewahre Deine Seele zum ewigen Leben" unterbrach ihn Pius mit der Bitte, die bei Sterbenden übliche Formel der Kirche anzuwenden: „Der Leib Unseres Herrn Jesu Christi bewahre Deine Seele zum ewigen Leben!" Am Charfreitage ließ er sich ein großes Kreuz in seine Kapelle bringen und erhob sich mit äußerster Anstrengung; barfuß begab er sich sodann dahin und warf sich mit unaussprechlicher Andacht vor demselben nieder, mit seinen Thränen die Wundmale des Erlösers benetzend.

Da er keine öffentlichen Audienzen mehr ertheilte, um sich in den wenigen ihm noch bleibenden Augenblicken um so ungestörter mit der Ewigkeit beschäftigen zu können, hatte sich in Rom das Gerücht von seinem Tode verbreitet. Tiefe Bestürzung und Trauer herrschte in der ganzen Stadt. Dies sowie der Umstand,

daß keine Spur von den Unruhen und Ausschweifungen, keine Spur von jenen verschiedenen Leidenschaften sich zeigte, welche so oft nach dem Ableben der letzten Päpste zu Tage getreten waren, war der schönste Beweis, wie wohlthätig die Regierung Pius' V. gewirkt, wie sehr die Sitten sich gebessert hatten. Der Papst war von der liebevollen Anhänglichkeit der Römer so gerührt, daß er ihnen noch ein letztes Mal seinen Segen ertheilen wollte, und noch ein Mal zwang seine starke Seele den hinfälligen Leib, ihr dienstbar zu sein. Am Ostertage legte er die päpstlichen Gewänder an und ließ sich in die Loggia über dem Haupteingange von St. Peter tragen; unübersehbar war die Menschenmenge, welche aus der Stadt und vom Lande auf die Kunde davon herbeigeeilt war, um ein letztes Mal seinen Segen zu erhalten, noch ein Mal das Antlitz des verehrten Oberhirten zu schauen. Gott stärkte sichtlich seine Kräfte und mit der Freude kehrte einen Augenblick neues Leben in ihn zurück, so daß seine segnenden Worte klar und deutlich bis in entferntesten Reihen der Menge vernommen wurden. Schon hatte man sich der freudigen Hoffnung hingegeben, daß eine Besserung im Zustande des hohen Kranken eingetreten, die Gefahr vorüber sei, und in großer Anzahl erschien Clerus und Adel, um ihm ihre Glückwünsche darzubringen oder die Arbeiten ihrer verschiedenen Aemter wieder zu übernehmen. Aber der heilige Vater benahm ihnen ihren Irrthum: „Meine Kinder, sprach er, ich habe nur noch mit Gott Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und die Rechenschaft, die ich ihm über alle Handlungen, über alle Worte meines ganzen Lebens abzulegen habe, nimmt meine ganze Zeit und alle Kräfte meiner Seele in Anspruch."

Er sehnte sich darnach, noch ein Mal die irdischen Reste der Heiligen, mit denen er bald im Himmel vereinigt zu sein hoffte, zu verehren und wollte zu dem Zwecke am 21. April einen Bittgang nach den Hauptkirchen der Stadt machen. Vergebens such-

ten sein Arzt und seine Diener ihn von diesem Entschlusse abzubringen, und von zweien der letztern geführt, machte er sich auf den Weg. Sein Antlitz zeigte eine solche Blässe, daß man mehrere Male fürchtete, er werde noch während des Ganges sterben. Colonna, der ihm zufällig begegnete, erschrack so über sein Aussehen, daß er sich ihm zu Füßen warf und im Namen der Kirche beschwor, sich in einer Sänfte nach Hause zurücktragen zu lassen. Allein Pius wies ihn sanft ab und vollendete trotz seiner äußersten Erschöpfung den Bittgang.

Als er nach dem Vatican zurückgekehrt war, suchte man jede Aufregung von Außen her sorgfältig von ihm fern zu halten; trotzdem hörte er von der Ankunft mehrerer Katholiken aus England, welche sich vor den Verfolgungen Elisabeths geflüchtet hatten. Er bestand darauf, daß man sie zu ihm bringe und überhäufte sie mit Beweisen des Wohlwollens, erkundigte sich eingehend nach Allem, was die Religion in ihrem Vaterlande betraf, und trug dem Cardinal Alexandrinus auf, doch ja für die Bedürfnisse der Fremden zu sorgen, die sich im Zustande vollständiger Entblößung befanden. Nachdem er sie entlassen, rief er die Hände faltend aus: „Mein Gott, Du weißt, daß ich stets bereit war, mein Blut für das Heil dieser Nation zu vergießen!“

Mit dem Gedanken an den Tod hatte er sich so vertraut gemacht, mit seiner schmerzlichen Krankheit so befreundet, daß Nichts die Heiterkeit seiner Seele und seines Antlitzes auch nur einen Augenblick zu trüben im Stande war. Nie hatte man ihn so ruhig gesehen wie in seinen letzten Lebenstagen, und während Alles um ihn her weinte und schluchzte, zeigte er sich allein getröstet und suchte auch die Umstehenden zu trösten. Unter den Gebeten, die man ihm während eines großen Theiles des Tages und der Nacht vorlas, liebte er vor Allem die sieben Bußpsalmen, und nach jedem Verse ließ er inne halten, um mit dem königlichen Büßer die entsprechenden Acte der Reue zu erwecken. Oef-

ters wurde ihm auch die Leidensgeschichte unseres Herrn vorgelesen, und so oft der heiligste Name Jesus darin vorkam, entblößte er ehrfurchtsvoll sein Haupt, und als seine schon erstarrten Hände ihm selbst das nicht mehr gestatteten, mußte es einer der Umstehenden thun.

Am 30. April Morgens sagte er voraus, daß seiner Lebensstunden nur wenige mehr seien und bat den Bischof von Segnia, ihm die letzte Oelung zu spenden. Noch ein letztes Mal wollte er niederknieen und flehte in der demüthigsten Haltung Gott um seinen Beistand für die Kirche in ihren Nöthen und Drangsalen an; wie sie der stete Gegenstand seiner Sorge während seines Lebens gewesen, so waren ihr auch noch seine letzten Gedanken gewidmet. Außer dem Cardinal Alexandrinus, der ihn nicht mehr verließ, ließ er noch mehrere andere Cardinäle zu sich bitten, um ihnen seine letzten Instructionen zu ertheilen, seine letzten Worte an sie zu richten. „Wenn Ihr, sprach er, mein sterbliches, mit zahllosen Armseligkeiten erfülltes Leben geliebt habt, so müßt Ihr noch weit höher jenes unveränderliche und glückselige Leben schätzen, dessen ich durch die Barmherzigkeit Gottes bald im Himmel theilhaftig zu werden hoffe. Ihr wißt, daß es mein größtes Verlangen war, die Herrschaft der Ungläubigen vollständig vernichtet zu sehen; aber da meine Sünden und Missethaten mich unwürdig gemacht haben, die Freude eines solchen Tages zu kosten, bete ich die Tiefe der Rathschläge Gottes an: sein Wille geschehe, ich bekenne mich unwürdig dieser Gnade! Es bleibt mir darum nichts übrig, als Euch aus ganzer Seele diese Kirche anzuempfehlen, die Gott meiner Obhut anvertraut hatte. Laßt es Euch angelegen sein, mir einen Nachfolger zu wählen, der für die Ehre Gottes eifert, der kein anderes Interesse in dieser Welt verfolgt und nur das Wohl der Christenheit sucht."

Diese mit steigender Wärme gesprochenen Worte hatten den Rest seiner Kräfte erschöpft. Unbeweglich lag er da, die Augen

auf das Cruzifix geheftet, mit kaum vernehmbarer Stimme Stellen aus der h. Schrift oder dem Brevier vor sich hinflüsternd, und eben hatte er aus einem österlichen Hymnus die Strophe:

Quaesumus, auctor omnium,
In hoc paschali gaudio
Ab omni mortis impetu
Tuum defende populum

zu Ende gebetet, als er seine Seele in die Hände seines Schöpfers zurückgab, am 1. Mai 1572, halb sechs Uhr Abends im Alter von acht und sechszig Jahren nach einer Regierung von sechs Jahren drei Monaten und drei und zwanzig Tagen.

Bei der Obduction fanden sich drei schwarze Steine in der Blase, was die Aerzte zu der Aeußerung veranlaßte, daß die Geduld des Papstes in Ertragung dieses schmerzlichen Leidens eine mehr als menschliche gewesen sei.

Nicht nur in Rom wurde er beweint, sondern auch in den fernsten Ländern floßen reichliche Thränen um ihn, überall wo sein Name hingedrungen war, herrschte tiefe Trauer. Die heilige Theresia, der sein Tod durch eine Offenbarung bekannt geworden, rief ihren Schwestern weinend zu: „Wundert Euch nicht über meine Thränen, sondern weinet vielmehr mit mir, denn die Kirche hat ihren heiligen Hirten verloren!"

Die Leiche Pius' V. wurde zuerst in einer Kapelle des Vaticans und am folgenden Tage in der Basilika des h. Petrus ausgesetzt. In ungeheuern Massen strömte das Volk herbei, nicht allein um den Trauerfeierlichkeiten beizuwohnen, sondern Jeder suchte irgend Etwas, das ihm angehört hatte, als Reliquie zu erhalten. Die päpstlichen Gewänder, mit denen er bekleidet war, wurden zerschnitten, und als selbst Kopfhaare und Bart nicht mehr sicher waren, mußte man befürchten, daß die Verehrung für den

Todten so weit gehen werde, daß sie auch eine Verstümmlung der Leiche nicht mehr scheue. Darum sah man sich genöthigt, durch eine Wache diesem übertriebenen Eifer Einhalt zu gebieten. Vier Tage lang blieb die Leiche ausgestellt, und während dieser ganzen Zeit war die Kirche, die größte der Welt, stets mit Menschen angefüllt; wer sich nichts als Reliquie aneignen konnte, suchte wenigstens Rosenkränze oder andere Andachtsgegenstände an seinem Sarg anzurühren, der nach Ablauf dieser vier Tage bis zur eigentlichen Beisetzung in die Kapelle des h. Andreas gebracht wurde.

Die Cardinäle beeilten sich nunmehr zur Wahl eines neuen Papstes zu schreiten und bereits am 11. Mai verkündigten sie als solchen den Cardinal Hugo Buoncompagno dem römischen Volke. Er nahm den Namen Gregor XIII. an. Von nicht geringerm Eifer für das Wohl der Kirche beseelt als sein Vorgänger, konnte dieselbe auf ihn auch die nämlichen Hoffnungen setzen. Doch merkten ihre Feinde bald, daß es nicht ganz Pius V. war. So machte eines Tages einer der türkischen Gefangenen, welche auf der Engelsburg in Gewahrsam gehalten wurden, gegen Colonna die Bemerkung: „Ihr habt uns zwar den Bart beschnitten, aber er wird wieder kommen, während die Venetianer ihrem Leibe nie die Glieder wieder geben werden, die wir ihnen abgeschnitten haben.“ Allerdings machten Letzere jetzt einen neuen Versuch, ihre an die Türken verlorenen Besitzungen wieder zu gewinnen; auch Don Juan und Colonna gingen mit ihren Geschwadern wieder unter Segel, um auf dem Mittelmeere zu kreuzen. Dabei blieb es aber auch, zu einer Waffenthat kam es nicht mehr und weitere Vortheile über die Türken wurden nicht errungen. Venedig oder vielmehr sein Senat trachtete nur mehr darnach, die nach dem Siege von Lepanto in Constantinopel herrschende Stimmung möglichst für sich auszunützen und einen Separatfrieden abzuschließen, der auch durch die Vermittlung des französischen Gesandten beim

Sultan, Franz von Noailles, zu Stande kam. Die Bevölkerung selbst zeigte sich sehr unzufrieden damit und das in einem Grade, daß der Courier, welcher den Friedensvertrag überbrachte, es nur in der Nacht wagen durfte, die Stadt zu betreten, und sich sechs und dreißig Stunden lang im Palaste des Dogen versteckt halten mußte. Der römische Hof beschränkte sich darauf, den Gesandten Venedigs eine ganze Zeit lang eine Audienz zu verweigern. Philipp II. begnügte sich mit der Antwort, daß er den Senat für weise genug halte, nur nach reiflicher Ueberlegung gehandelt zu haben; was ihn selbst betreffe, so genüge es ihm, Europa gezeigt zu haben, daß er seinen Verpflichtungen bis zum Ende nachgekommen sei, und dann sei es auch billig, sich den Ansichten der interessirten Partheien zu fügen.

So hatte Venedig seinen besondern Nutzen von dem glorreichen Tage von Lepanto, aber doch gereichte dieser Sieg auch der ganzen Christenheit zum Ruhme und Vortheile. Letzteres war vorzugsweise der Zweck Pius' V., und obwohl der Tod dieses großen Papstes die vollständige Ausführung seiner Pläne vereitelte, so war doch dieser Zweck erreicht. Die Schlacht von Lepanto war wohl die letzte, in der den Streitern das Kreuz als Banner vorgetragen wurde, aber es war auch die letzte, in welcher der Halbmond ernstlich die christliche Welt bedrohte. Von diesem Tage an zählte das türkische Reich nicht mehr zu den Seemächten und lange Zeit war es auf die Defensive beschränkt; Selim gestand das ein, indem er zum Schutze Constantinopels noch weitere Dardanellen erbaute.

Aus Demuth hatte Pius V. gewünscht, in seinem Geburtsorte Bosco in der daselbst von ihm erbauten Dominicanerkirche begraben zu werden. Allein Papst Sixtus V. wollte seine irdischen Reste in der ewigen Stadt behalten und ließ ihnen in der Kirche Santa Maria Maggiore ein prachtvolles Grabmal erbauen. Die Uebertragung derselben aus der Kapelle des h. Andreas fand

am 9. Januar 1588 unter großer Feierlichkeit und unter dem Zudrange einer ungeheuern Menschenmenge statt. Unter demselben Papste begann auch der Proceß der Heiligsprechung Pius' V. Die Seligsprechung erfolgte im Jahre 1672 durch Clemens X., die Heiligsprechung durch Papst Clemens XI.